

# mo hayder

# ATEM

Thriller



Mo Hayder

# Atem

THRILLER

Ins Deutsche übertragen  
von Rainer Schmidt

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel »Hanging Hill«  
bei Bantam Press, einem Imprint von Transworld Publishers, London.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe by Mo Hayder 2011

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN 978-3-641-07252-0

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

Die Beerdigung fand in einer anglikanischen Kirche auf einem Hügel etwas außerhalb der alten Bäderstadt Bath statt. Die Kirche, über tausend Jahre alt, war nicht größer als eine Kapelle und die Zufahrt viel zu schmal für die Reporter und Fotografen, die sich hier nach den guten Plätzen drängten. Es war ein warmer Tag, und der Duft von Gras und Geißblatt wehte über den Friedhof, als die Trauergäste eintrafen. Ein paar Rehe, die nachmittags für gewöhnlich hierherkamen und das Moos von den Grabsteinen knabberten, wurden durch den lebhaften Betrieb verschreckt. Sie sprangen davon, setzten über die niedrige Steinmauer und verschwanden im angrenzenden Wald.

Die Leute schoben sich in die Kirche, nur zwei Frauen blieben draußen steif auf einer Bank unter dem weißen Sommerflieder sitzen. Schmetterlinge flatterten und schwirrten zwischen den Blüten über ihren Köpfen umher, aber die Frauen schauten nicht zu ihnen hinauf. Sie waren

vereint in ihrem Schweigen – immer noch benommen und fassungslos angesichts der Kette der Ereignisse, die sie hierhergeführt hatte. Sally und Zoë Benedict. Schwestern, auch wenn man es ihnen nicht ansah. Die große, langbeinige war Zoë, um ein Jahr älter als ihre Schwester Sally, die viel kleiner und gefasster war und immer noch das runde, aufgeräumte Gesicht eines Kindes hatte. Sie saß da und schaute hinunter auf ihre kleinen Hände und das Papiertaschentuch, das sie geknetet und in kleine Fetzen gerissen hatte.

»Es ist schwerer, als ich dachte«, sagte sie. »Ich meine – ich weiß nicht, ob ich da reingehen kann. Ich dachte, ich könnte es, aber jetzt bin ich mir nicht mehr sicher.«

»Ich auch nicht«, sagte Zoë leise. »Ich auch nicht.«

Eine Zeitlang saßen sie stumm da. Ein oder zwei Leute kamen die Treppe herauf, Leute, die sie nicht kannten. Dann zwei Freunde von Millie: Peter und Nial. Unbeholfen sahen sie aus in ihren feinen Anzügen und mit ihren ernsten Gesichtern.

»Seine Schwester ist hier«, sagte Zoë nach einer Weile. »Ich habe auf der Treppe mit ihr gesprochen.«

»Seine Schwester? Ich wusste nicht, dass er eine hat.«

»Er hat eine.«

»Seltsame Vorstellung, dass er eine Familie hat. Wie sieht sie aus?«

»Kein bisschen wie er, Gott sei Dank. Aber sie hat gefragt, ob sie mit dir sprechen kann.«

»Was will sie?«

Zoë zuckte die Achseln. »Sich entschuldigen, nehme ich an.«

»Was hast du gesagt?«

»Was glaubst du? Nein. Natürlich ist die Antwort nein. Sie ist reingegangen.« Sie warf einen Blick über die Schulter zur Kirchentür. Der Vikar stand da und sprach leise mit Steve Finder, Sallys neuem Freund. Er war ein guter Mann, dachte Zoë – einer, der Sally Halt geben konnte, ohne sie zu sehr zu erdrücken. So jemanden brauchte sie. Er blickte auf, sah, dass Zoë ihn anschaute, und nickte. Dann hob er das Handgelenk und tippte auf seine Uhr, um zu signalisieren, dass es Zeit war. Der Vikar legte die Hände an die Türflügel, um sie zu schließen. Zoë stand auf. »Komm. Bringen wir's hinter uns.«

Sally rührte sich nicht. »Ich muss dich etwas fragen, Zoë. Zu dem, was passiert ist.«

Zoë zögerte. Jetzt war nicht der richtige Augenblick, um darüber zu reden. Sie konnten nicht ändern, was geschehen war, indem sie darüber diskutierten. Aber sie setzte sich wieder. »Okay.«

»Es hört sich bestimmt komisch an.« Sally verdrehte die Taschentuchfetzen mit beiden Händen. »Aber glaubst du im Rückblick ... glaubst du, du hättest es kommen sehen können?«

»Oh, Sally – nein. Nein, das glaube ich nicht. Polizisten sind ja keine Hellseher. Auch wenn die Öffentlichkeit das gern hätte.«

»Ich hab mich nur gefragt. Weil ...«

»Weil was?«

»Weil ich rückblickend glaube, *ich* hätte es kommen sehen können. Ich glaube, ich habe eine Warnung erhalten. Ich weiß, das klingt verrückt, aber ich glaube es. Es gab eine Warnung. Oder eine Vorahnung. Oder einen Blick in die Zukunft. Wie immer du es nennen willst.«

»Nein, Sally. Das ist verrückt.«



»Ich weiß – und in dem Moment dachte ich es auch. Es war blöd, dachte ich. Aber jetzt kann ich mir nicht helfen: Ich denke dauernd, wenn ich darauf geachtet hätte, wenn ich das alles hier vorausgesehen hätte« – sie spreizte die Hände und deutete auf die Kirche, den Leichenwagen, der unten an der Treppe angehalten hatte, die Übertragungswagen und die Fotografen –, »dann hätte ich es verhindern können.«

Zoë dachte eine Weile darüber nach. Vor nicht allzu langer Zeit hätte sie über eine solche Äußerung gelacht. Doch jetzt war sie nicht mehr sicher. Die Welt war ein seltsamer Ort. Sie schaute zu Steve und dem Vikar hinauf und sah dann wieder ihre Schwester an. »Du hast mir nie etwas von einer ›Warnung‹ erzählt. Was für eine Warnung war das? Und wann hast du sie bekommen?«

»Wann?« Sally schüttelte den Kopf. »Ich bin nicht ganz sicher. Aber ich glaube, es war an dem Tag, als die Sache mit Lorne Wood anfang.«

# ERSTER TEIL

Es war ein Frühlingsnachmittag Anfang Mai gewesen, als die Abende wieder länger wurden und die Primeln und Tulpen unter den Bäumen schon zerfranst und unordentlich aussahen. Die ersten Anzeichen wärmeren Wetters hatten alle in gute Laune versetzt, und zum ersten Mal seit Monaten war Sally zu Isabelle zum Lunch gekommen. Die Sonne stand noch hoch am Himmel, und ihre halbwüchsigen Kinder waren im Garten. Die beiden Frauen machten eine Flasche Wein auf und blieben in der Küche. Die Fenster waren offen, die Baumwollvorhänge wehten leicht im Wind, und von ihrem Platz am Tisch aus konnte Sally die Teenager beobachten. Sie kannten einander seit dem Kindergarten, aber erst seit ungefähr einem Jahr kam Millie wirklich gern hierher. Jetzt waren sie eine Bande, eine richtige kleine Clique: zwei Mädchen, zwei Jungen, zwei Jahre auseinander, aber auf derselben Privatschule, Kingsmead.

Sophie, mit fünfzehn Isabelles Jüngste, machte im Garten Handstand, und ihre dunklen Locken schlangen wild umher. Millie, genauso alt, aber einen Kopf kleiner, hielt ihre Beine fest. Beide Mädchen trugen ähnliche Jeans und Neckholder-Tops, aber im Vergleich zu Sophies Kleidern waren Millies Sachen ausgebleichen und verschlissen.

»Ich muss da was machen«, sagte Sally nachdenklich. »Ihre Schuluniform hält auch nicht mehr lange. Ich war bei der Hausmutter, um zu sehen, ob ich eine Second-Hand-Uniform kriegen kann, aber sie hatte in Millies Größe nichts mehr da. Anscheinend kaufen alle Eltern von Kingsmead nur noch Second Hand.«

»Alle müssen den Gürtel etwas enger schnallen«, sagte Isabelle. Sie machte einen Sirupkuchen und beschwerte gerade den Teigboden mit einer Handvoll Murmeln, die sie in einem Glas auf dem Külschrank aufbewahrte. Die Butter und der goldene Sirup blubberten im Topf und erfüllten die Küche mit ihrem schweren, nussigen Duft. »Ich habe Sophies Sachen immer der Hausmutter gebracht.« Sie hatte die Murmeln auf dem Teig verteilt und schob die Form

in den Ofen. »Aber von jetzt an hebe ich sie für Millie auf. Sophie trägt eine Nummer größer als sie.«

Sie wischte sich die bemehlten Hände an der Schürze ab, blieb einen Moment stehen und betrachtete ihre Freundin. Sally wusste, was sie dachte: Ihr Gesicht war blass und faltig, ihr Haar ungewaschen. Wahrscheinlich sah Isabelle vor ihrem geistigen Auge die pinkfarbene Schürze der Gebäudereinigungsfirma »HomeMaids«, die Sally sonst über verbliebenen Jeans und einem Top mit Blumenmuster trug, und empfand Mitleid. Nach all der Zeit fing sie langsam an, sich an Mitleid zu gewöhnen. Natürlich war es die Scheidung. Die Scheidung und Julians neue Frau und ihr Baby.

»Ich wünschte, ich könnte ein bisschen mehr tun, um zu helfen.«

»Du hilfst doch, Isabelle.« Sie lächelte. »Du sprichst noch mit mir. Das ist mehr, als die anderen Mums in Kingsmead tun.«

»Ist es so schlimm? Immer noch?«

Schlimmer, dachte sie. Aber sie lächelte. »Es wird schon wieder.«

»Wirklich?«

»Wirklich. Ich meine – ich habe mit der Bank gesprochen und meine Kredite hin und her geschoben, sodass ich nicht mehr so hohe Zinsen zahlen muss. Und ich kriege jetzt mehr Stunden von der Agentur.«

»Ich weiß nicht, wie du das schaffst.«

Sally zuckte die Achseln. »Das schaffen andere Leute auch.«

»Ja, aber andere Leute sind solche Arbeit gewöhnt.«

Sie sah zu, wie Isabelle an den Herd trat und im Sirup rührte. Daneben standen offene Tüten mit Mehl und Haferflocken. Auf allen Artikeln standen Namen wie »Waitrose« oder »Finest« oder »Goodies Delicatessen«. Zu Hause im Cottage bei Sally und Millie stand »Aldi« oder »Lidl« auf den Packungen, und das Gefrierfach war voll von dem kümmerlichen, faserigen Grünzeug, das sie mühsam im Garten herangezogen hatte. Das war eine Lektion, die Sally sehr schnell gelernt hatte: Gemüsezucht war eine Beschäftigung für Reiche, die nichts zu tun hatten. Viel billiger war es, so etwas im Supermarkt zu kaufen. Jetzt nagte sie am Daumennagel und sah zu, wie Isabelle in der Küche hantierte, sah den vertrauten, kräftigen Rücken, die zweckmä-

ßigen schlammfarbenen Shorts, die Bluse, die mit Blütenzweigen bedruckte Schürze. Sie waren seit Jahren befreundet, und Isabelle war der Mensch, dem Sally am meisten vertraute und bei dem sie sich zuallererst Rat holte. Trotzdem genierte sie sich jetzt ein wenig, über das zu sprechen, was sie beschäftigte.

Aber schließlich ging sie doch zu ihrer Tasche und zog eine blaue Mappe heraus. Sie war schäbig und wurde nur mit einem Gummiband zusammengehalten. Sally kam damit zum Tisch, legte sie neben die Weingläser, zog das Gummiband ab und nahm den Inhalt heraus. Handgemalte Karten, geschmückt mit Perlen, Schleifen und Federn, alles mit klarem Lack überzogen. Sie legte sie auf den Tisch und saß unschlüssig da, halbwegs bereit, alles wieder zusammenzuraffen und in ihre Tasche zu stecken.

»Sally?« Isabelle nahm den Topf vom Herd und rührte weiter darin, als sie herüberkam, um sich die Karten anzusehen. »Die hast du doch nicht etwa selbst gemacht, oder?« Sie betrachtete die oberste. Sie zeigte eine Frau mit einem violetten, mit Sternen besetzten Tuch, das sie sich vor das

Gesicht gezogen hatte, sodass nur noch die Augen zu sehen waren. »Gott – wie schön. Was ist das?«

»Tarotkarten.«

»Tarot? Hast du plötzlich ein Faible für Esoterik? Wirst du uns allen die Zukunft weissagen?«

»Selbstverständlich nicht.«

Isabelle setzte den Topf ab und nahm die zweite Karte in die Hand. Abgebildet war eine hochgewachsene Frau, die einen großen, durchsichtigen Stern auf Armlänge vor sich hielt. Es sah aus, als schaue sie durch ihn hindurch zu den Wolken und der Sonne hinauf. Ihre zerzausten, grau gesträhten Locken reichten weit über den Rücken hinunter. Isabelle lächelte verlegen. »Das bin doch nicht etwa ich, oder?«

»Doch.«

»Im Ernst, Sally? Das Dekolleté schmeichelt mir aber, wenn ich das sagen darf.«

»Wenn du sie alle anschaust, wirst du jede Menge bekannte Gesichter entdecken.«



Isabelle blätterte in den Karten und hielt ab und zu inne, wenn sie jemanden erkannte. »Sophie! Und Millie. Du hast uns alle gemalt. Die Kinder auch. Sie sind *wunderschön*.«

»Ich hab mich gefragt«, sagte Sally zögernd, »ob ich sie vielleicht verkaufen kann. Zum Beispiel an den Hippieladen in Northumberland Place. Was meinst du?«

Isabelle drehte sich um und warf ihr einen seltsamen Blick zu, halb verwundert, halb amüsiert, als wüsste sie nicht, ob Sally einen Witz machte oder nicht.

Sofort war Sally klar, dass sie einen Fehler begangen hatte. Hastig schob sie die Karten zusammen und spürte, wie ihr vor lauter Verlegenheit die Röte am Hals heraufkroch. »Nein ... ich meine, natürlich sind sie nicht gut genug. Das wusste ich schon.«

»Nein, räum sie nicht weg. Sie sind toll. Wirklich toll. Es ist nur so, dass ... meinst du wirklich, du kriegst dafür so viel, dass es dir – du weißt schon, dass es dir bei deinen ... Schulden hilft?«

Sally starrte die Karten an. Ihr Gesicht glühte. Sie hätte gar nicht davon anfangen sollen. Isabelle hatte recht; sie würde für diese Karten kaum etwas bekommen. Auf keinen

Fall genug, um ihren Schuldenberg auch nur anzukratzen. Sie war dumm. So dumm.

»Aber nicht, weil sie nicht gut sind, Sally. Sie sind ausgezeichnet! Ehrlich, sie sind toll. Sieh dir die hier an!« Isabelle hielt Millies Porträt hoch. Die kleine, verrückte Millie, immer kleiner als die andern und das genaue Gegenteil von Sally, mit ihrem Zickzackpony und dem wirren, zottigen roten Haar, mit dem sie aussah wie ein kleines nepalesisches Straßenkind. Ihre Augen waren so wild und rund wie die eines Tieres – genau wie bei Millies Tante Zoë. »Sie ist einfach super. Genau so sieht sie aus. Und die hier mit Sophie – sie ist hinreißend. Hinreißend! Und Nial. Und Peter.« Nial war Isabelles schüchterner Sohn, ihr älteres Kind, und Peter Cyrus war sein gut aussehender Freund, ein Draufgänger und besonders beliebt bei den Mädchen. »Und Lorne – sieh sie nur an ... und noch mal Millie. Und noch mal Sophie, und dann ich. Und ...« Sie brach plötzlich ab und starrte eine Karte an. »Oh«, sagte sie schauernd. »Oh.«

»Was?«

»Ich weiß nicht. Irgendwas stimmt nicht mit der Farbe auf dieser da.«

Sally zog die Karte heran. Es war die Prinzessin der Stäbe. Sie trug ein wirbelndes rotes Kleid und hielt mit Mühe einen Tiger zurück, der an der Leine zerrte. Auch hier war Millie das Modell gewesen, aber auf dieser Karte war etwas mit ihrem Gesicht passiert. Sally strich mit dem Finger darüber und drückte darauf. Vielleicht war das Acryl risig geworden oder hatte sich irgendwie gelöst, denn Körper, Kleidung und Hintergrund waren noch so, wie sie sie gemalt hatte, aber das Gesicht war verschwommen. Es sah aus wie auf einem Gemälde von Francis Bacon oder Lucian Freud. Auf einem dieser erschreckenden Bilder, auf denen man durch die Haut der Figuren hindurchzuschauen und geradewegs das Fleisch zu sehen glaubte.

»Igitt«, sagte Isabelle. »Ich bin froh, dass ich an solchen Kram nicht glaube. Sonst wäre ich jetzt wirklich beunruhigt. Als wär's eine Warnung oder so was.«

Sally sagte nichts. Sie starrte das Gesicht an. Es war, als sei da eine Hand gewesen und habe Millies Züge verwischt.

»Sally? Du glaubst doch nicht an solche Sachen, oder?«

Sally schob die Karte unter den Stapel. Sie hob den Kopf und klapperte mit den Lidern. »Natürlich nicht. Sei nicht albern.«

Isabelle trug den Topf zurück zum Herd. Sally legte die Karten unordentlich zusammen, verstaute sie wieder in ihrer Tasche und trank hastig einen Schluck Wein. Sie hätte das Glas gern auf einen Zug leergetrunken, um das Unbehagen loszuwerden, das sich in ihrem Magen zusammengezogen hatte. Gern hätte sie sich ein bisschen angesäuselt mit Isabelle draußen in der Sonne in einen Liegestuhl gelegt, wie sie es früher getan hatten – damals, als sie noch einen Mann hatte und mit ihrer Zeit anfangen konnte, was sie wollte. Damals war ihr nicht bewusst gewesen, wie viel Glück sie hatte. Jetzt konnte sie nicht in der Sonne sitzen und trinken, nicht mal sonntags. Den guten Wein, den Isabelle trank, konnte sie sich nicht leisten. Und wenn der Lunch hier vorbei wäre, würde sie nicht in den Garten, sondern zur Arbeit gehen. Vielleicht, dachte sie und rieb sich müde den Nacken, hatte sie genau das ja verdient.

»Mum? *Mum!*«

Die beiden Frauen drehten sich um. Millie stand in der Tür, rot und atemlos. Ihre Jeans war voller Grasflecken, und sie hielt ihnen ihr Telefon in der erhobenen Hand entgegen.

»Millie?« Sally richtete sich auf. »Was ist denn?«

»Können wir Ihren Computer einschalten, Mrs. Sweetman? Sie twittern alle darüber. Es ist wegen Lorne. Sie ist verschwunden.«

## 2

Auf dem Polizeirevier, nur zwei Meilen weit entfernt im Zentrum von Bath, war Lorne Wood das einzige Gesprächsthema. Die sechzehnjährige Schülerin einer Privatschule am Ort – der Faulkener's – war beliebt und nach Auskunft ihrer Eltern ziemlich zuverlässig. Vom ersten Augenblick an hatte Sallys Schwester, Detective Inspector Zoë Benedict, keine Sekunde lang daran geglaubt, dass man sie lebend wiedersehen würde. Vielleicht war das einfach Zoës Art – sie war viel zu pragmatisch –, aber als dann ein Mitglied des Suchtrupps, der das Unterholz am Ufer des Kennet and Avon Canal absuchte, um zwei Uhr nachmittags eine Leiche fand, überraschte sie das kein bisschen.

»Nicht, dass ich solche Sprüche bringen würde wie ›Was hab ich gesagt?‹ oder so«, sagte sie leise zu Detective Inspector Ben Parris, als sie zusammen den Leinpfad entlanggingen. Sie hatte die Hände in den Taschen der

schwarzen Jeans, die sie, wie der Superintendent ihr immer vorhielt, als leitender Officer nicht tragen sollte. »Diese Worte wirst du aus meinem Munde niemals hören.«

»Selbstverständlich nicht.« Er wandte den Blick nicht von der kleinen Mensentraube vor ihnen. »Das passt nicht zu dir.«

Der Fundort war bereits abgesperrt, und tragbare Sichtblenden standen quer auf dem Weg. Davor lungerten zehn, zwölf Leute herum, Bootsbesitzer hauptsächlich, aber von der Presse war auch schon einer da. Er trug eine schwarze Regenjacke, und als die beiden DIs sich mit erhobenen Dienstausweisen vorbeidrängten, hielt er seine Nikon hoch und machte ein paar Aufnahmen. Er war ein sicheres Anzeichen dafür, dass die Sache sich mit einem Tempo herumsprach, bei dem die Polizei nicht mehr mithalten konnte, dachte Zoë.

Die abgesperrte und vor den Augen der Öffentlichkeit abgeschirmte Fläche war fast zweitausend Quadratmeter groß. Der Weg war mit lockerem Kies bedeckt und auf der einen Seite von den Binsen des Kanalufers gesäumt, auf der anderen von struppigem Unkraut – Wiesenkerbel,

Brennnesseln und Gras. Die Polizisten hatten einen Abstand von ungefähr fünfzig Metern zwischen den äußeren Sichtblenden und der inneren, durch Flatterband markierten Absperrung gelassen. Etwa dreißig Meter weiter, in einem Teil des Gestrüpps, der einen natürlichen Tunnel bildete, stand ein weißes Zelt.

Zoë und Ben stiegen in die weißen Overalls der Spurensicherung, streiften die Kapuzen über und zogen Handschuhe an. Dann duckten sie sich in das Zelt. Drinnen war es warm und stickig; es roch nach zertretenem Gras und Erde, und überall auf dem Boden verteilt lagen leichte Trittplatten aus Aluminium.

»Sie ist es.« Der leitende Kriminaltechniker stand gleich hinter dem Zelteingang und machte sich Notizen auf einem Clipboard. Er blickte nicht auf, als sie hereinkamen. »Kein Zweifel. Lorne Wood.«

Hinter ihm, am Ende einer Reihe von Trittplatten, ging der Spurensicherungsfotograf um eine schlammverschmierte Plane herum und machte Videoaufnahmen.

»Mit solchen Planen bedecken sie Brennholz auf den Wohnbooten. Aber auf diesem Kanalabschnitt vermisst



niemand eine. Der Kerl hat sie damit zugedeckt. Wenn man sie so sieht, könnte man meinen, sie läge im Bett.«

Er hatte recht. Lorne lag auf dem Rücken, als schlafe sie. Ein Arm ruhte auf der Plane, die ihr wie eine Bettdecke über die Brust gezogen worden war. Ihr Kopf war zur Seite gerollt, das Gesicht dem Zelteingang abgewandt. Zoë konnte es nicht sehen, aber das T-Shirt konnte sie sehen. Grau – mit der Aufschrift »I am Banksy« quer über der Brust. Lorne hatte es getragen, als sie gestern Nachmittag das Haus verlassen hatte. »Wann wurde sie als vermisst gemeldet?«

»Um acht«, sagte Ben. »Da sollte sie auf dem Heimweg sein.«

»Wir haben ihre Schlüssel gefunden«, sagte der Spurensicherer. »Aber immer noch kein Telefon. Nachher kommt eine Tauchereinheit und sucht den Kanal ab.«

In einer Ecke des Zelts warf ein Kriminaltechniker ein Paar schwarze Ballerinas in einen Beutel. Er spießte ein rotes Fähnchen in den Boden, versiegelte den Beutel und setzte seine Unterschrift quer über das Siegel. »Hat man sie da gefunden?«, fragte Zoë ihn.

Er nickte. »Genau hier. Alle beide.«

»Weggeschleudert? Abgestreift?«

»Ausgezogen. Sie standen so.« Der Techniker streckte beide Hände aus und hielt sie säuberlich parallel nebeneinander. »Einfach hingestellt.«

»Ist das Erde, was da klebt?«

»Ja. Aber nicht von hier. Die stammt vom Leinpfad irgendwo.«

»Und dieses Gras – wie das plattgedrückt ist?«

»Vom Kampf.«

»Viel ist es nicht«, stellte sie fest.

»Nein. War anscheinend schnell vorbei.«

Der Fotograf war mit seinen Videoaufnahmen fertig. Er wich zurück, damit Zoë und Ben an die Leiche herantreten konnten. Am Fußende der Plane verzweigten sich die Trittplatten in zwei Richtungen und führten um den Leichnam herum. Ben und Zoë gingen mit vorsichtigen Schritten zu der Seite, der Lornes Gesicht zugewandt war. Eine ganze Weile standen sie schweigend da und schauten auf sie hinunter. Sie waren beide seit über zehn Jahren bei der Kriminalpolizei, und in dieser Zeit hatten sie nur mit einer Hand-

voll Morde zu tun gehabt. Und keiner davon war vergleichbar mit dem hier.

Zoë blickte auf und sah den leitenden Techniker an. Sie spürte die aufsteigenden Tränen. »Was hat ihr Gesicht so entstellt?«

»Wissen wir nicht genau. Wir glauben, sie hat einen Tennisball zwischen den Zähnen.«

»O Gott«, sagte Ben. »O Gott.«

Der Kriminaltechniker hatte recht: Ein Streifen Klebeband spannte sich quer über Lornes Mund. Er hielt einen kugelförmigen Gegenstand fest, der dort hineingedrückt worden war, so weit es ging. Oben und unten schimmerte leuchtend grüner Flausch hervor. Der Unterkiefer war so weit aufgestemmt, dass es aussah wie Zähnefletschen oder Schreien. Die Nase war zu einem blutigen Klumpen zer schlagen, und die Augen waren zusammengekniffen. In ihren Haaren war noch mehr Blut; zwei rote Linien führten unter dem Klebstreifen hervor und liefen am Unterkiefer entlang nach hinten bis zu den Ohren. Sie musste auf dem Rücken gelegen haben, als das Blut geflossen war.

»Wo kommt das her?«

»Aus dem Mund.«

»Hat sie sich auf die Zunge gebissen?«

Der Kriminaltechniker zuckte die Achseln. »Vielleicht ist die Haut geplatzt.«

»Geplatzt?«

Er berührte seine Mundwinkel. »Wenn man einen Tennisball gewaltsam in den Mund presst? Das würde die Haut an diesen Stellen stark dehnen.«

»Aber Haut platzt nicht ...«, fing sie an, doch dann erinnerte sie sich, dass Haut durchaus platzen konnte. Sie hatte es schon gesehen: auf dem Rücken und im Gesicht von Selbstmördern, die aus großer Höhe gesprungen waren. Der Aufprall ließ die Haut oft platzen. Bei dem Gedanken daran spürte sie einen kalten Klumpen im Magen.

»Haben Sie die Plane schon zurückgeschlagen?« Ben bückte sich und versuchte, unter das Segeltuch zu spähen. »Können wir mal sehen?«

»Der Rechtsmediziner hat darum gebeten, dass niemand sie anrührt. Sie sollen zur Obduktion kommen, sagt er. Er – ich – wir beide möchten sie so, wie sie ist, ins Leichenschauhaus bringen. Mit Plane und allem.«

»Dann darf ich vermuten, dass ein sexuelles Vergehen vorliegt?«

Der Spurensicherer zog die Nase hoch. »Ja. Kann man entschieden so sagen. Ein schweres sexuelles Vergehen sogar.«

»Und?« Ben sah auf die Uhr und wandte sich an Zoë.  
»Was willst du jetzt tun?«

Sie riss den Blick von Lornes Gesicht los und sah, wie der Officer am anderen Ende des Zelts ein Etikett auf den Beutel mit den Schuhen klebte. »Ich glaube ...«, murmelte sie, »... ich glaube, ich will ein paar Schritte gehen.«

### 3

Eine Zeitlang hatte Lorne Wood zu Millies und Sophies kleiner Clique gehört. Aber dann, vor ungefähr einem Jahr, hatte es ausgesehen, als entferne sie sich nach und nach von den anderen Mädchen. Vielleicht hatten sie von Anfang an nicht allzu viel miteinander gemeinsam gehabt; sie war auf einer anderen Schule und ein Jahr älter gewesen, und Sally hatte schon immer den Eindruck gehabt, sie sei weiter entwickelt. Sie war die Hübscheste von allen, und sie schien es zu wissen. Blond, mit milchweißer Haut und klassischen blauen Augen. Eine echte Schönheit.

Jetzt, an diesem Mittag, versammelten sich die Teenager um den Computer in Isabelles Arbeitszimmer und suchten auf Facebook und Twitter allen möglichen Tratsch und Klatsch zusammen, um Stück für Stück herauszufinden, was passiert war. Viel Neues gab es nicht; die Polizei hatte keine weitere Presseerklärung herausgegeben, nachdem sie

am Morgen bestätigt hatte, dass Lorne vermisst wurde. Anscheinend hatte ihre Mutter sie zuletzt am vergangenen Nachmittag gesehen, als sie zu Fuß in die Stadt auf Einkaufstour gegangen war. Seitdem hatte es auf Lornes Facebook-Seite kein Update gegeben, und mit ihrem Handy war auch nicht mehr telefoniert worden. Als ihre Eltern sie angerufen hatten, war das Telefon anscheinend abgeschaltet gewesen.

»Vielleicht steckt nur ein kleiner Streit dahinter«, meinte Isabelle, als die Kids wieder draußen waren. »Sie war sauer auf ihre Eltern und ist mit einem Jungen weggelaufen. Das hab ich in dem Alter auch getan. Man will es seinen Eltern mal so richtig zeigen. So was eben.«

»Wahrscheinlich.« Sally nickte. »Vielleicht.«

Es war kurz vor halb zwei. Zeit zum Gehen. Sie fing an, ihre Sachen einzupacken, und dachte dabei an Lorne. Sie war ihr nur ein paarmal begegnet, aber sie erinnerte sich an ein entschlossenes Mädchen mit einer etwas traurigen Ausstrahlung. Einmal hatte sie mit ihr im Garten gesessen, als sie und Millie noch bei Julian in der Sion Road wohn-

ten, und Lorne hatte aus heiterem Himmel gesagt: »Millie hat großes Glück. Wissen Sie – weil es nur sie gibt.«

»Nur sie?«

»Keine Geschwister.«

Sally war überrascht gewesen. »Ich dachte, du verstehst dich gut mit deinem Bruder?«

»Eigentlich nicht.«

»Ist er nicht nett zu dir?«

»O doch, er ist sehr nett. Und er ist klug.« Sie strich sich das Haar aus dem hübschen Gesicht. »Er ist vollkommen. Er tut *alles*, was Mum und Dad wollen. Das meine ich ja. Millie hat Glück.«

Dieses Gespräch war Sally im Gedächtnis geblieben, und sie erinnerte sich jetzt so klar und deutlich daran, als hätte es erst gestern stattgefunden. Sie hatte noch nie gehört, dass jemand es als Nachteil empfand, einen Bruder oder eine Schwester zu haben. Vielleicht dachten manche Leute so etwas, aber sie hatte noch nie erlebt, dass es jemand aussprach.

»Ich wünschte, sie würden das nicht tun.« Sally blickte auf. Isabelle stand am Fenster und schaute stirnrunzelnd



hinaus in den Garten. »Ich weiß nicht mehr, wie oft ich es ihnen gesagt habe.«

Sally stand auf und ging zu ihr. Der langgestreckte Garten war mit Obstbäumen bepflanzt und von hohen Pappeln gesäumt, die beim leisesten Windhauch raschelten und sich bogen. »Wo sind sie denn alle?«

Isabelle streckte den Zeigefinger aus. »Siehst du? Da am Ende. Sie sitzen auf dem Übertritt am Zaun. Ich weiß, was sie im Sinn haben.«

»Ja?«

»O ja. Pollock's Farm. Sie überlegen, ob sie sich da heimlich hinschleichen können.«

Isabelles Haus stand eine Meile nördlich von Bath, wo der steile Hang von Lansdown allmählich in ebeneres Gelände überging. Im Nordwesten lag das Tiefland mit den Golfplätzen, und im Osten grenzte Pollock's Farm an Isabelles Garten. Die Farm verfiel seit drei Jahren, nachdem der Eigentümer, der alte Pollock, verrückt geworden war und, wie man erzählte, angefangen hatte, Desinfektionsmittel für Schafe zu trinken. Die Ernte verrottete auf den Feldern und erstickte im Unkraut, und welke braune Mais-

kolben hingen an den Stielen. Halb zerlegte Maschinen rosteten auf den Feldwegen, die Schweinetröge waren voll von abgestandenem Regenwasser, und in die verfaulenden Silage-Pyramiden waren die Ratten eingefallen und hatten sie zernagt, bis sie aussahen wie die Ruinen einer vergessenen Kultur. Jeder Schritt dort war gefährlich – nicht nur wegen der Hinterlassenschaften auf den Feldern, sondern auch, weil das Gelände mittendrin jäh abbrach: Ein uralter Steinbruch zog sich als tiefer Einschnitt durch die Hanglandschaft. Das Bauernhaus stand auf dem Grund dieses Steinbruchs; man konnte oben auf dem Feld stehen und durch die Bäume auf das Dach hinunterschauen. Da war der alte Pollock gestorben, in seinem Sessel vor dem Fernseher. Monatelang hatte er da gesessen, während die Jahreszeiten wechselten, das Haus verfiel und der Strom abgeschaltet wurde, bis ein Speed-Junkie auf der Suche nach einem ungestörten Plätzchen ihn gefunden hatte.

»Die Jungs sind noch schlimmer, seit das passiert ist. Ehrlich, es wirkt wie ein Magnet auf sie. Sie machen sich gegenseitig heiß. Es macht ihnen einfach Spaß, einander Angst einzujagen und sich herauszufordern.« Seufzend

wandte Isabelle sich vom Fenster ab und ging zurück zum Herd. Die Siruptorte kühlte daneben auf einem Gitter ab. »Ich kann sagen, was ich will. Sie tun so, als gingen sie nicht hin, aber ich weiß, dass sie es doch tun. Und wenn nicht sie, dann auf jeden Fall irgendjemand. Ich war vor ungefähr einem Monat unten, und es ist furchtbar. Das Haus ist übersät von Chips-Tüten, Cider-Flaschen und allen Abscheulichkeiten, die du dir nur vorstellen kannst. Nicht mehr lange, und einer von ihnen tritt auf eine Spritze. Vorgestern hab ich in Nials Papierkorb eine Bierdose gefunden, und Peter traue ich nicht. Ich habe gesehen, dass er Krusten am Mund hat. Weißt du, was das bedeutet?«

»Nein.«

»Ich auch nicht, hab aber automatisch an Drogen gedacht. Vielleicht sollte ich es seiner Mutter sagen – wer weiß? Jedenfalls – dieser Bauernhof.« Sie zeigte zum Fenster. »Es hilft alles nichts. Je eher die Erbschaftsverhältnisse geklärt sind und der Hof verkauft ist, desto besser. Ich hab dem Gärtner immer wieder gesagt, er soll den Zaunübertritt versperren, aber er kommt einfach nicht dazu. Sie sind in diesem Alter, und man denkt unwillkürlich ...«

Ein kleiner Schauer lief ihr über den Rücken, und ihr Blick huschte kurz zu Sallys Tasche. Vielleicht dachte sie an Millies Gesicht auf der Tarot-Karte. Oder an Lorne Wood. Vermisst seit sechzehn Stunden. Dann hellte ihre Miene sich auf. »Keine Sorge«, sagte sie. »Ich behalte sie im Auge. Und um sechs fahre ich sie rüber zu Julian. Du hast absolut keinen Grund, dir Sorgen zu machen.«

Lorne Wood hatte in diesem Frühjahr die Gewohnheit gehabt, zum Shoppen in die Stadt und dann zu Fuß nach Hause zu gehen. Ihr Weg führte durch Sydney Gardens und dann weiter zu dem Leinpfad, an dem ihr Haus stand, etwa eine halbe Meile weiter östlich. Sydney Gardens war der älteste Park in Bath, berühmt für den Nachbau des römischen Minerva-Tempels. Er war außerdem ein berühmter Schwulentreff; man brauchte nur einen Schritt vom Weg abzuweichen, und schon sah man einen jungen, hübsch gekleideten jungen Mann, der mit hoffnungsvollem Lächeln im Gebüsch stand. Eltern schoben ihre Kinder mit Entschlossenheit an den Toilettenhäuschen vorbei und lenkten ihre Aufmerksamkeit durch lautes Reden ab, und Hundehalter suchten regelmäßig die Tierärzte der Umgebung auf, weil ihre Hunde sich an benutzten Kondomen verschluckt hatten, die sie im Gestrüpp aufgestöbert hatten.

Durch den Park führte eine Bahnlinie, die von der Polizei bereits gründlich abgesucht worden war, weil es schon vorgekommen war, dass ein rasender Zug eine Leiche so sehr pulverisiert und verstreut hatte, dass sie praktisch verschwunden war. Aber jetzt suchte die Polizei keine Leiche mehr. Sie suchte nach Hinweisen darauf, wie Lorne aus der Stadt an die Stelle gekommen war, wo sie ermordet worden war.

Zoë und Ben gingen am Kanal entlang, ohne zu reden. Von Zeit zu Zeit blieb einer von ihnen stehen und spähte in das Gebüsch auf der rechten Seite des Weges oder hinunter in das undurchsichtige Wasser des Kanals, immer in der Hoffnung, etwas Wichtiges zu sehen, das den Teams entgangen war. Als sie ungefähr eine Viertelmeile weit in die Stadt zurückgegangen waren, blieb Zoë an einem kleinen Tor in einer Mauer stehen. Die hölzernen Äste einer Glyzinie ragten darüber, und die herabhängenden violetten Blüentrauben öffneten sich gerade erst. Das Tor führte nach Sydney Gardens hinein. Wahrscheinlich war Lorne hier auf den Leinpfad gekommen. Zoë und Ben standen einander

mit gesenktem Kopf gegenüber und betrachteten den Flecken Erde zwischen ihnen.

»Ist es das, was sie an den Schuhen hatte?«, fragte er.

»Die Farbe ist die gleiche.«

Ben hob den Kopf und ließ den Blick über den Pfad wandern. Pfützen glänzten im Kies. Am Tag zuvor hatte es geregnet, aber jetzt ließ die Sonne das Wasser verdunsten. »An vielen Stellen in Bath findet man Erde von dieser Farbe. Das ist der Kalkstein im Boden.«

Zoë beäugte die Pfützen und dachte an die Schuhe. Ballerinas. Zum Gehen eigentlich ungeeignet, doch die Mädchen trugen sie in letzter Zeit alle.

Ben schob die Hände in die Taschen und blinzelte zum Himmel hinauf. »Und?«, fragte er leise. »Was glaubst du, was unter der Plane ist?«

»Boss?« Detective Corporal Goods, der zum Team gehörte, kam den Weg entlang auf sie zu und winkte, um sie auf sich aufmerksam zu machen. »Ich hab da eine Frau, die mit Ihnen sprechen will.«

»Eine Frau?«

»Von einem der Wohnboote. Ein paar der Eigentümer hatten gute Sicht auf den Tatort, bevor die Absperrungen aufgestellt waren. Sie konnten sehen, was los war. Und diese hat die Leiche gesehen – nur kurz. Sie möchte Ihnen was erzählen.«

»Super.« Zoë ging eilig den Weg hinunter, und Ben kam ihr nach. Ihr schwirrte der Kopf. Es wäre wirklich schön – *wirklich* schön –, wenn sie einen aufgeklärten Mordfall in ihr Album kleben könnte. Wenn sie vor die Kollegen und vor Lorne Woods Familie treten und verkünden könnte, sie habe den Mörder gefunden. Den Menschen, der ihrer Tochter einen Tennisball in den Mund gerammt hatte. Und der Himmel wusste, was er sonst noch mit ihr gemacht hatte.

Das Boot lag nicht weit vom Park und mindestens eine Viertelmeile vom Tatort entfernt. Es war bunt bemalt; die Kajüte war mit lauter Blumen betupft, und quer über das Heck war der Name *Elfwood* geschnitzt. Auf dem Dach, neben dem kleinen Schornstein, stapelten sich Vorräte: Kohlen, Holz, Wasserflaschen, und ein Fahrrad war auch da. Ben klopfte zweimal auf das Dach, sprang dann auf das



Achterdeck und bückte sich, um in die Kabine zu schauen.  
»Hallo?«

»Ich bin hier«, sagte eine Stimme. »Kommen Sie rein.«

Ben und Zoë stiegen die Treppe hinunter und zogen die Köpfe ein, um an der niedrigen Decke nicht anzustoßen. Es war, als steige man in Aladdins Höhle – jede Oberfläche, die Decke, die Wände, die Schränke, alles war mit holzgeschnitzten Baumnympfen geschmückt. Vor den Fenstern hingen glitzernde Gardinen in Violett- und Rosatönen, und es roch nach Katzen und Patschuli-Öl. Nicht viel Sonne drang herein, nur so viel, dass sie eine Frau von etwa fünfzig Jahren mit sehr langen, hennaroten Locken sehen konnten, die mit einer selbstgedrehten Zigarette in der Hand vor dem Schott saß. Sie trug einen Blumenkranz im Haar und ein weites, am Hals geschlossenes Samtcape, das so weit aufklaffte, dass man eine Spitzenbluse und einen mit winzigen goldenen Spiegeln bestickten Rock erkennen konnte. Ihre nackten Beine und die Füße, die in Sandalen mit Gummisohlen steckten, waren sehr weiß, so weiß wie die Gläser mit Entenschmalz, die man im Sommer reihenweise auf dem Französischen Markt in Bath sehen konnte.

»Gut.« Sie nahm einen tiefen Zug von ihrer Zigarette. »Schön zu sehen, dass die Polizei mal was Sinnvolles tut, statt Unschuldige zu verhaften.«

»Ich bin Detective Inspector Benedict.« Zoë streckte die Hand aus. »Freut mich, Sie kennenzulernen.«

Die Frau klemmte die Zigarette zwischen die Lippen und schüttelte ihr die Hand. Sie blinzelte durch den Rauch und taxierte Zoë. Nach ein paar Augenblicken war sie anscheinend zufriedengestellt. »Amy«, sagte sie. »Und er? Wer ist er?«

»Detective Inspector Ben Parris.« Ben reichte ihr die Hand.

Amy schüttelte sie und beäugte ihn misstrauisch. Dann nahm sie die Zigarette aus dem Mund und forderte die beiden mit einer Handbewegung auf, sich zu setzen. »Tee gibt's keinen – der Generator ist mir vor zwei Wochen krepiert, und meine Nummer mit dem Gaskocher wollen Sie wirklich nicht sehen.«

»Ist schon okay. Wir bleiben nicht lange.« Zoë holte ihr Notizbuch heraus. Nach all den Jahren und trotz aller verfügbaren Technologie sah man es bei der Polizei immer

noch gern, wenn alles handschriftlich notiert wurde. Trotzdem machte sie sicherheitshalber immer auch eine Tonaufnahme mit ihrem iPhone. Theoretisch durfte sie das nicht, ohne um Erlaubnis zu bitten, aber sie tat es einfach. Sie hatte eine Technik entwickelt, eine schnelle Handbewegung über ihre Jackentasche, und sie wusste, ohne hinzusehen, wohin sie tippen musste. Ein kurzes Piep-Piep mit den Fingern, und die Tonaufzeichnung lief, während sie so tat, als sei sie mit ihrem Notizbuch beschäftigt. »Unser Constable sagt, Sie hätten da etwas, worüber Sie sprechen möchten.«

»Ja«, sagte Amy. Ihr Blick war sehr intensiv, denn ihre Augen waren von geplatzten Gefäßen spiralförmig durchzogen. »Ich hab die Leiche gesehen. Viele von uns haben sie gesehen.«

»Das war unglücklich«, sagte Ben. »Wir tun unser Möglichstes, um Tatorte zu sichern. Manchmal klappt's nicht.«

»Wussten Sie«, sagte Amy, »dass man sehen kann, wie die Seele den Körper verlässt? Wenn man angestrengt genug hinschaut, sieht man es.«

Zoë senkte den Kopf und kritzelte etwas in ihr Notizbuch. Wenn Goods sie hierhergelotst hatte, damit sie sich

Geschichten von Seelen und Geistern anhörten, würde sie ihn erschlagen. »Also – Amy. Haben Sie die Seele gesehen? Als sie den Körper verließ?«

Sie schüttelte den Kopf. »Sie war schon weg. Schon längst.«

»Seit wann?«

»Seit ihrem Tod. Gestern Abend. Sie halten sich nicht mehr auf. Das muss in der ersten halben Stunde passieren.«

»Und woher wissen Sie, dass es gestern Abend war?«

»Wegen des Armbands.«

Ben zog eine Braue hoch. »Wegen des Armbands?«

»Sie trug ein Armband. Das hab ich gesehen. Als sie die Leiche fanden, hab ich das Armband gesehen.«

Amy hatte recht. Lorne hatte ein Armband getragen. Ein loses Amulettarmband mit einem versilberten Totenschädel und einem winzigen Besteck: Messer, Gabel und Löffel. Und einer Glückszahl, der »16«, die sie zum Geburtstag bekommen hatte. Die Eltern hatten es bei der Vermisstenanzeige aufgeführt.

»Was ist mit diesem Armband? Warum ist es wichtig?«

»Weil ich es gehört habe. Gestern Abend.« Sie nahm wieder einen tiefen Zug, behielt den Rauch in der Lunge und ließ ihn dann in einem langen, bläulichen Strom entweichen. »Man hört alles. Wenn man hier drin sitzt, hört man jeden Laut. Sie benutzen ja alle den Leinpfad, nicht wahr? Man hört die Prügeleien und die Streitereien, die Partys und die Liebespaare. Meistens sind es nur Fahrradklingeln. Gestern Abend war es ein Mädchen, das etwas Klingelndes bei sich trug. Klingeling, machte es.« Sie hielt Daumen und Zeigefinger hoch und klappte sie auf und zu wie einen kleinen Schnabel. »Klingeling.«

»Okay. Sonst noch was?«

»Außer dem Klingeling? Nicht viel.«

»Nicht viel?«

»Nein. Es sei denn, Sie nehmen das Gespräch dazu.«

»Das Gespräch?«, wiederholte Ben. »Da hat ein Gespräch stattgefunden?«

»Am Telefon. Irgendwann kann man hören, dass es ein Telefongespräch ist. In der ersten Zeit, nachdem ich hier eingezogen war, dachte ich immer, sie reden mit einem Geist. Spazieren da vorbei und schwatzen, und niemand

antwortet. Es hat ewig gedauert, bis ich es rausgefunden hatte. Mit Technik hab ich nichts am Hut. Ich hab kein Handy, und ich will auch keins. Vielen Dank.« Sie lächelte kurz und höflich, als hätte Ben ihr ein kostenloses Mobiltelefon angeboten, und sie habe sich gezwungen gesehen, es freundlich zurückzuweisen.

»Und Sie glauben, das war Lorne?«

»Ich bin sicher, dass sie es war.«

»Gesehen haben Sie sie nicht?«

»Nur ihre Füße. Sie trug dieselben Schuhe, die neben der Leiche standen. Die hab ich auch gesehen, als die Leiche gefunden wurde. Ich merke mir so was.«

»Um welche Zeit war das?«

»Kurz vor acht? Es war ruhig; der Trubel war vorbei. Ich würde sagen, halb acht? Viertel vor acht?«

»Sind Sie sicher?«

»Ich bin sicher.«

Zoë und Ben wechselten einen Blick. Nachdem Lorne als vermisst gemeldet worden war, hatte der für den Fall zuständige Officer eine rückwirkende Funkzellenauswertung zu ihrem Handy beschafft, die ergeben hatte, dass sie am

vergangenen Abend ein Gespräch mit einer Freundin geführt hatte – und dieses Gespräch war um neunzehn Uhr fünfundvierzig beendet worden. Das musste es gewesen sein, was Amy gehört hatte. Damit hatten sie eine präzise Zeitangabe, wann Lorne auf dem Leinpfad gewesen war.

»Amy«, sagte Ben, »haben Sie gehört, worüber sie gesprochen hat?«

»Ich habe einen Satz gehört. Nur einen. Sie hat gesagt: ›O Gott, ich hab genug ...‹«

»›O Gott, ich hab genug...?‹«

»Ja.«

»Das heißt, sie war aufgebracht?«

»Ein bisschen genervt vielleicht. Aber sie hat nicht geweint oder so was. Es klang traurig, allerdings nicht, als hätte sie Angst.«

Ben schrieb sich etwas auf. »Und sie war auf jeden Fall allein? Sie haben sonst niemanden bei ihr gehört?«

»Nein«, sagte Amy entschieden. »Sie war allein.«

»Sie hat also gesagt: ›O Gott, ich hab genug‹, und dann ...?«

»Dann ist sie einfach weitergegangen. Klingelingeling.« Amy klemmte die Zigarette zwischen die Zähne, kniff im aufsteigenden Rauch die Augen zusammen und wedelte mit der Hand in Richtung Tatort. »Da runter. Dahin, wo es passiert ist. Danach hab ich nichts mehr gehört. Bis sie tot aufgefunden wurde. Und vergewaltigt, nehme ich an. Ich meine, darum geht's ja meistens. Männer und ihr Hass auf Frauen.«

*Und vergewaltigt, nehme ich an.* Zoë schaute aus dem Fenster hinaus in die Sonne, die auf den Pfad schien, und fragte sich, was unter der Plane war, mit der Lorne zugedeckt war. Wenn sie ehrlich war, hätte sie sich gern vor der Obduktion gedrückt. Aber das konnte sie natürlich nicht. So etwas würde sich im Handumdrehen unter den Kollegen herumsprechen.

Sie blieben noch eine Weile sitzen und redeten mit Amy, doch abgesehen von dem Telefongespräch hatte sie zu den Ermittlungen nichts weiter beizutragen. Schließlich stand Ben auf. »Sie haben uns sehr geholfen. Vielen Dank.«

Zoë folgte ihm. Er war schon an Deck, und sie war noch in der Kombüse, als ein lautes, vielsagendes Husten hinter



ihr ertönte. Sie drehte sich um und sah, dass Amy lächelnd einen Finger an die Lippen hielt. »Was ist?«

»Er«, tuschelte Amy und deutete mit dem Finger nach oben. »Hat keinen Sinn, dass Sie Ihre Zeit mit ihm verschwenden. Er ist schwul. Das sieht man an der Art, wie er seine Sachen trägt.«

Zoë schaute zur Treppe hinüber. Ben wartete an Deck in der Sonne, und sein Schatten reichte ein kleines Stück weit die Treppe herunter. Sie sah seine Schuhe, sauber geputzt, teuer. Es gelang ihm, seinen Anzug – wahrscheinlich von der Stange bei Marks & Spencer – so zu tragen, als sei er von Armani. Amy hatte recht: Er sah aus wie jemand aus einer Aftershave-Anzeige. »Über so etwas sollten wir nicht reden«, sagte sie leise. »Nicht unter diesen Umständen.«

»Ich weiß. Aber er ist es doch, oder?« Amy lächelte. »Na los. Er muss es sein.«

»Ich hab wirklich keine Ahnung. Über so was hab ich noch nie nachgedacht. So.« Sie sah auf die Uhr. »Ich muss los. Danke, Amy. Sie haben mir reichlich Stoff zum Nachdenken gegeben.«

## 5

Sally war bestrebt, am Wochenende nicht zu arbeiten, aber der Job, den sie am Sonntag hatte, wurde gut bezahlt und war nicht so einsam wie die anderen, denn die Agentur setzte sie mit zwei anderen Putzfrauen zusammen ein. Marysien'ka und Danuta, zwei gutmütige Blondinen aus Gdan'sk, die dick geschminkt zur Arbeit kamen und sich die Nägel in dem neuen koreanischen Nagelstudio in der Westgate Street machen ließen. Sie konnten den pinkfarbenen lackierten Honda Jazz der Agentur benutzen, auf dem das HomeMaids-Logo in Lila klebte. Marysien'ka fuhr immer; ihr Freund hatte einen Job bei der First Bus Company, und er hatte ihr beigebracht, sich im britischen Straßenverkehr zu bewegen wie eine Rallye-Fahrerin. »Regel Nummer eins«, behauptete sie, »wer zögert, ist schon gefickt.« Daraufhin kreischte Danuta vor Lachen, während das kleine HomeMaids-Auto in den Verkehr hinausschoss und die

gesetzten Fahrer im nördlichen Bath zur Vollbremsung zwang. Die beiden Polinnen waren nette Mädels, die Zigarettenpausen machten und manchmal ein bisschen nach Fish and Chips rochen. Vielleicht wohnten sie zusammen über einem Imbiss. Sally stellte sich immer vor, dass sie nach Feierabend über sie redeten und sich gegenseitig gelobten, niemals so verzweifelt, so geknechtet zu sein wie sie.

Heute holten sie Sally am Ende der langen Zufahrt zu Isabelles Haus ab. Sie trugen weiße Jeans und hohe Absätze unter ihren pinkfarbenen Arbeitsschürzen, und sie hatten die Fenster heruntergedreht, ließen die Arme heraushängen, rauchten und schlugen im Takt der Radiomusik an das Blech des Autos. Sie waren in den Zwanzigern, und mit einer Schülerin aus der feinen Hälfte der Stadt würden sie nichts anfangen können; also sprach Sally nicht über die vermisste Lorne. Sie saß auf dem Rücksitz, kaute ein Airwaves, um den Weingeruch ihres Atems zu vertreiben, und schaute hinaus auf die vorüberfliegende Hecke. Sie überlegte, was sie sonst noch über Lorne wusste. Der Mutter war sie einmal begegnet. Sie hieß Polly. Oder Pippa oder

so ähnlich ... Vielleicht hatte Isabelle ja recht. Vielleicht war das Mädchen weggelaufen, weil zu Hause irgendetwas vorgefallen war. Aber vermisst? Wirklich richtig vermisst? Das klang nicht gut. Und nach dem, was die Kinder auf Twitter erfahren hatten, nahm die Polizei die Sache sehr ernst, als sei ihr etwas Furchtbares zugestoßen.

Ihr Kunde an diesem Tag – David Goldrab – wohnte draußen hinter der Rennbahn, abseits der Ausfallstraße, die aus Bath hinausführte. Am Rande von Hanging Hill, wo vor fast vierhundert Jahren die große Schlacht zwischen Royalisten und Parlamentsanhängern stattgefunden hatte. Es war eine komische Gegend, bemerkenswert hauptsächlich wegen eines markanten Wahrzeichens, das in der Gegend als Caterpillar – »die Raupe« – bekannt war, einer Reihe von Bäumen auf dem Höhenkamm eines gegenüberliegenden Hügels, die man im meilenweiten Umkreis sehen konnte. Sally fand Hanging Hill irgendwie unheimlich. Und als habe die Geschichte dieser Anhöhe die Anwohner infiziert, schien ein Hauch von Verderbnis über allem zu schweben. Man munkelte, das bei dem Brink's-MAT-Raub erbeutete Gold sei hier von einem Goldhändler aus Bristol

in Formkästen eingeschmolzen worden, und irgendetwas an David und an seinem Haus, Lightpil House, bereitete Sally Unbehagen. Das Grundstück mit seinen Sträuchern, Kieswegen, Baumschulen, Teichen und entlegenen Wäldchen war in den letzten zehn Jahren von Landschaftsarchitekten mit Baggern und Planierraupen gestaltet worden und sah hier völlig deplatziert aus. Auch das Haus war modern und schien seine Umgebung zu erdrücken. Es war aus dem buttergelben Stein erbaut, den man überall in Bath benutzte, und sollte an eine palladianische Villa erinnern: Es hatte einen riesigen Portikus, so hoch wie zwei Geschosse, eine Orangerie mit einer Reihe von verglasten Bögen, und der Eingang war durch ein elektronisch gesteuertes Tor gesichert, das von vergoldeten Ananasfrüchten gekrönt war.

Marysien'ka steuerte den Honda auf einem Fahrweg um das Anwesen herum zu einem kleinen Parkplatz am unteren Ende des Besitzes. Von hier aus schleppten sie ihre Putzsachen den langen Weg hinauf, der sich am Swimmingpool vorbei und zwischen makellos gepflegten Rhododendron- und Kreuzdornhecken hindurchschlängelte. Die Tür war offen, im Haus war es still, nur in der Küche

lief der Fernseher. Das war nichts Ungewöhnliches; nicht selten bekamen sie David gar nicht zu sehen. Die Agentur hatte unmissverständlich erklärt, er wolle nicht gestört oder angesprochen werden. Ab und zu wanderte er in einem Frotteebademantel und mit FitFlops an den Füßen durch die Küche, das Handy unters Kinn geklemmt und eine Fernbedienung in der Hand, und verzog schmerzlich das Gesicht oder schüttelte enttäuscht den Kopf, weil die Sky-Box ihm nicht gehorchen wollte. Aber oft hatte er sich auch in seinem Arbeitszimmer im Westflügel eingeschlossen, oder er war drüben im Mietstall, wo sein Turnierpferd Bruiser stand. In der Küche lag immer eine Liste mit Aufträgen für die Mädels, und ein Umschlag mit Bargeld war auch dabei. Er bekam nicht viel Besuch, und auch wenn er nicht durch besondere Ordnungsliebe oder Sauberkeit auffiel, war es merkwürdig, Böden und Toiletten und Waschbecken zu schrubben, die seit ihrem letzten Einsatz gar nicht benutzt worden waren. Sie hätten die Türen verriegeln, sich hinsetzen und ihre Nägel lackieren können – und am Ende bloß eine Wolke Möbelpolitur versprühen müssen. Niemand hätte etwas gemerkt. Aber insgeheim hatten

sie alle ein bisschen Angst vor David mit seinen Sicherheitssystemen und elektronischen Toren und der Kamera über der Haustür. Also gingen sie auf Nummer sicher und putzten das Haus, ob es nötig war oder nicht.

Sie machten sich an die Arbeit. Die dicken Teppiche reichten in verschiedenen Schattierungen von Blau und Rosa von Wand zu Wand. Blankpolierte Messingleuchter hingen an den Wänden, und jedes Fenster war mit einer Schabracke versehen und mit gerafften Fransenvorhängen aus üppiger goldener oder blauer Seide umrahmt. Überall musste Staub gewischt werden. Es gab zwei Seitenflügel, die durch Korridore mit dem Herzen des Hauses verbunden waren, wo sich Küche und Wohnräume befanden. Die Pollinnen übernahmen jeweils einen Flügel, und Sally fing im Hauswirtschaftsraum an zu bügeln.

Hier lag immer ein Stapel der Nadelstreifenhemden aus Baumwoll-Popeline, die David in verschiedenen Pastellfarben trug, in Pink und Peppermint und Primel. Alle waren mit handgestickten Etiketten versehen, auf denen in verschnörkelter Schrift »Ede & Ravenscroft« zu lesen war. Vermisst, dachte Sally, als sie Wasser in das Dampfbügel-

eisen laufen ließ und das erste Hemd ausbreitete. Vermisst war niemals gut. Nicht, wenn es sich um einen Teenager aus einer guten Familie handelte. Und dann fragte sie sich, ob die Polizei sie würde vernehmen müssen. Ob ein Mann in Uniform zum Cottage kommen würde. Ob er vielleicht bemerken würde, wie Millie und Sally heutzutage lebten, und ob er Zoë darüber berichten würde. Zoë würde kein bisschen überrascht sein, dass ihre dämliche Schwester mit dem hoffnungsvollen Lächeln und den Flausen im Kopf endlich ihre Quittung von der Welt bekommen hatte und auf den Platz gesetzt worden war, der ihr zustand.

Sie bügelte seit zehn Minuten, als sie David draußen bemerkte. Er kam zielstrebig von der Garage über die kiesbedeckte Zufahrt auf das Haus zu. Er war nicht groß, aber kräftig – die Polinnen nannten ihn den »dicken Mann« –, von stämmiger Statur, mit kurzgeschnittenem grauen Haar und einer ganzjährigen Sonnenbräune. Heute trug er ein zitronengelbes Polohemd von Gersemi, eine Reithose samt Reitstiefel, und er schlug sich beim Gehen mit der Gerte an den Schenkel. Sicher war er oben in Marshfield bei den Stallungen gewesen. Er hatte zum Reiten seinen Schmuck



nicht abgenommen; die Sonne blitzte auf der goldenen Kette an seinem Hals und dem Goldstecker am Ohr. Er kam durch die Orangerie herein, machte kurz Station in der Küche und schlug die Kühlschranktür zu. Dann erschien er in der Tür zum Hauswirtschaftsraum.

»Die einzige Methode, eine gute Dressur-Session zu beenden.« Er hielt ein schlankes Bleikristallglas mit Champagner Rosé in der einen Hand und eine Tüte Erdnüsse in der anderen. »Erdnüsse, um das Salz zu ersetzen, das ich verloren habe, und der Heidsieck, um meine Pulsfrequenz hochzuhalten. Die einzige Methode. Hab ich von den besten Dressur-Boys im Piemonte gelernt.«

Sein englischer Tonfall wechselte zwischen Australien, East London und Bristol. Sally hatte keine Ahnung, wo er herkam, aber sie war sicher, dass er nicht in einer Riesenvilla wie dieser hier geboren war. Sie unterbrach ihre Bügelei nicht. Anscheinend störte ihn ihre mangelnde Begeisterung nicht. Er ließ sich in einen Drehsessel in der Ecke fallen und vollführte damit eine halbe Drehung, sodass er die Füße auf den Arbeitstisch legen konnte. Er roch nach

Aftershave und Pferd, und quer über seine Stirn zog sich immer noch die Kerbe, die von der Reitmütze stammte.

»Ich bin ein Glückspilz, wissen Sie das?« Er riss die Erdnusstüte mit den Zähnen auf, schüttete sich ein paar in die hohle Hand und warf sie in den Mund. »Ich habe Glück, weil ich einen Riecher für Leute habe, denen ich vertrauen kann. Immer schon. Das hat mich vor vielen Problemen bewahrt. Und Sie, Sally? Sie hab ich schon. Hab Sie hier oben.« Er tippte sich an den Kopf. »Schon in die richtige Schublade gesteckt. Ich weiß, was Sie sind.«

Sally war seine gelegentlichen Predigten gewohnt. Sie hatte schon gehört, wie er am Telefon mit seiner Mutter über das Neueste redete, das er in den Fernsehnachrichten gesehen hatte: wie es ihn aufregte und wie seine ohnehin düstere Sicht auf die Menschheit mit jedem Tag düsterer werde. Vor allem hatte sie gelernt, dass er von ihr keine Reaktion auf seine Monologe erwartete, sondern nur reden wollte. Aber jetzt wurde es doch ein bisschen persönlicher als sonst. Sie bügelte weiter, hörte allerdings aufmerksamer zu.

»Sehen Sie, ich weiß etwas, das Sie niemals zugeben werden.« Er sah lächelnd zu ihr auf. Es war ein träges Lächeln, bei dem man alle seine Zähne sah. Sally musste an Ratten und Reptilien denken. »Ich weiß, das hier bringt Sie um. Eine Frau wie Sie? Die Scheiße aus fremder Leute Klo kratzen? Für so was sind Sie nicht geboren. Die polnischen Schlampen? Die sehe ich an, und ich denke: Putzfrauen. Das sind sie jetzt, und das werden sie noch mit achtzig sein. Aber Sie? Sie sind anders. Sie haben schon was Besseres gesehen, und Sie hassen das Putzen. Sie hassen es sogar mächtig. Jeder Boden, den Sie schrubben, jedes fleckige Laken, das Sie von einem Bett abziehen, bringt Sie um.«

Röte kroch an Sallys Gesicht herauf, wie es immer passierte, wenn sie nicht wusste, was sie sagen sollte. Sie versuchte, sich auf das Hemd zu konzentrieren, schüttelte es aus, strich den Kragen glatt und drückte prüfend auf den Sprühknopf am Bügeleisen. Ein zischender Dampfstrahl schoss hervor, und sie erschrak ein bisschen.

David beobachtete sie amüsiert. Mit Hilfe seiner Füße auf der Arbeitsplatte drehte er sich mit dem Stuhl hin und

her. »Sehen Sie, Sally, ich finde, ein Mädel von der Klasse wie Sie verdient einen richtigen Job.«

»Was meinen Sie damit, einen ›richtigen Job‹?«

»Ich will es Ihnen erklären. Ich will Ihnen eine mundgerechte kleine Lektion in David-Goldrab-Kunde erteilen. Wenn ich arbeiten gehe – nicht, dass ich das heutzutage noch oft tun muss, Gott sei Dank –, aber wenn ich es *tue*, dann muss ich mit Leuten umgehen. Und zwar direkt, von Angesicht zu Angesicht, wenn Sie verstehen. Das hier ist meine Zuflucht, und hier suche ich die Einsamkeit. Das Letzte, was ich haben möchte, ist Gedränge im Paradies. Das können Sie verstehen, oder? Ich habe gern Platz um mich herum. Aber ich habe vier Hektar Grundbesitz und dreihundertsiebzig Quadratmeter Wohnraum, und ich brauche Ihnen nicht zu sagen, dass so ein Anwesen liebevolle und sorgfältige Pflege benötigt. Außen rum ist alles geregelt: Der Poolmann kommt alle zwei Wochen, und da unten in dem Cottage zwischen diesem und dem nächsten Anwesen wohnt ein Trottel, der sich um die Fasane kümmert und eine Jagd für mich organisiert, wenn ich blöd genug war, Leute aus London einzuladen. Ich lege denen eine

Liste mit den Dingen hin, die getan werden müssen; so wie ich es bei euch auch mache. Ich überweise ihren Lohn direkt auf ihr Konto und brauche nur am Telefon mit ihnen zu sprechen. Super. Ist bloß nicht genug, denn da ist noch das Haus. Man braucht ihm nur eine Sekunde den Rücken zuzuwenden, und ehe man sichs versieht, stürzt die Hütte um einen herum ein. Jetzt können Sie mich einen Snob nennen« – er legte eine Hand auf sein Herz und machte ein Märtyrergesicht –, »aber ich finde es einfach widerlich, mit diesen beschissenen Mistbauern zu reden, die herkommen, um die nötigen Arbeiten zu erledigen; und die dann ihre widerlichen Fingerknöchel über den Boden schleifen lassen und mit ihrem einen beschissenen Auge plinkern.«

Er warf sich ein paar Erdnüsse in den Mund und schwenkte das Champagnerglas hin und her.

»Ich will diese Affen nicht mal *ansehen* müssen. Ich will oben sitzen und zugucken, wie Britney Spears auf MTV ihre Nummer abzieht, und nicht mal ahnen, dass da unten so ein Halbidiot meine Abflüsse reinigt. Und an der Stelle kommen Sie ins Spiel. Ich will immer noch, dass Sie putzen, aber ich will auch, dass Sie jede Woche im Haus her-

umgehen und eine Liste der Dinge aufstellen, die gemacht werden müssen. Und dann will ich, dass Sie es organisieren, beaufsichtigen, die Scheißer ins Haus lassen, ihnen Kaffee kochen und ihnen überhaupt geben, was ihr kleines, inzüchtiges Herz begehrt. Sie bezahlen sie und führen Buch über das, was ich so hinblättere. Wissen Sie, was ich meine?«

»Im Grunde suchen Sie eine Hausmeisterin?«

»Ja, wie sich das anhört, könnten Sie genauso gut gleich sagen: ›Im Grunde, David, suchen Sie eine Schwanzlutscherin.« Ich biete Ihnen zwanzig Pfund die Stunde. Netto, cash. Steuerfrei. Sechs Stunden die Woche, an zwei Nachmittagen. Sagen wir, dienstags und donnerstags. Wenn ich der Agentur meine fünfzehn Pfund pro Stunde für Sie zahle, was nehmen Sie dann mit nach Hause? Bar auf der Hand?«

Sie senkte den Blick; es war ihr peinlich, dass es so wenig war. »Vier Pfund die Stunde. Sie ziehen mir die vorläufige Steuer ab.«

»Sehen Sie? Da müssten Sie fünf Stunden arbeiten, um zu verdienen, was ich Ihnen für eine anbiete.«

Sally schwieg einen Moment und rechnete nach. Er hatte recht. Es war eine Menge Geld. Und sie hatte an den beiden Nachmittagen noch Zeitfenster, die sie schon lange hatte schließen wollen.

»Na los, Sally. Sagen Sie der Agentur, Sie stehen an zwei Nachmittagen in der Woche nicht zur Verfügung, und kommen Sie zu mir.« Er legte den Kopf in den Nacken und schüttete sich den Rest der Nüsse aus der Tüte in den Mund. Er kaute knirschend, schluckte und wischte sich mit dem Handrücken über den Mund. »Sie brauchen gar nicht so zu gucken. Es ist kein Trick, und ich will Sie nicht anbaggern.«

»Und was ist mit den beiden? Danuta und Marysien'ka?«

»Die schmeiße ich raus. Ich sag der Agentur, ich brauche keine Putzfrauen. Ich verkehre sowieso nicht mit gewöhnlichen kleinen Schlampen wie denen, die ihre Titten überall rumbaumeln lassen.«

»Aber – sie sind darauf angewiesen.«

David zuckte die Achseln. Er stieß sich mit den Füßen ab und ließ den Stuhl kreiselnd zurückrollen. Als er zum Stehen gekommen war, grinste er sie an. »Wissen Sie was,

Sally? Sie sind eine gute Christin, und nachdem Sie es jetzt so formuliert haben, sehe ich, dass ich auf dem falschen Wege war. Diese dummen Polacken sind auf das Geld angewiesen; also werde ich tun, was richtig ist.« Er stand auf und ging zur Tür. »Ich rufe die Agentur an und rede über meinen Vertrag. Ich werde mich über Ihre Arbeit beschweren und sagen, die sollen *Sie* abziehen. Die polnischen Flittchen können bleiben.« Er zwinkerte. »Ich sag Ihnen was: Vielleicht werde ich den beiden sogar den doppelten Lohn zahlen. Da dürften sie strahlen.«



## 6

»Ich habe mich gescheut, am Tatort schon irgendwelche Aussagen zu machen.« Der Rechtsmediziner stand neben Ben und Zoë am Seziertisch und schaute hinunter auf Lorne Woods Überreste. Der kleine Obduktionssaal der Klinik war geschlossen; draußen vor der Tür saß ein uniformierter Polizist, und nur ein Assistent und der Fotograf waren anwesend. »Nach meiner Erfahrung mit Fällen wie diesem? Da begrenzt man die Ausbreitung der Informationen. Man begrenzt die Zahl der Leute, die Einzelheiten kennen.«

Der Fotograf ging um die Leiche herum und fotografierte sie aus allen Blickwinkeln, und dabei kam er dicht an die Plane heran, die immer noch bis über Lornes Brust hinaufgezogen war – so, wie man sie gefunden hatte. Zoë sah mit gespitzten Lippen zu. Sie war schon öfter hier in diesem Raum gewesen, mit demselben Arzt, aber es hatte sich immer um unkomplizierte Mordfälle gehandelt. Schreck-

lich und tragisch allesamt, aber schlicht und einfach: Die Opfer waren meistens bei Kneipenschlägereien ums Leben gekommen. Einmal war jemand erschossen worden – die Frau eines Bauern. Aber natürlich würde dieser Fall hier mit all den anderen nicht vergleichbar sein.

Als der Fotograf die nötigen Aufnahmen gemacht hatte, stellte sich der Arzt neben Lornes Kopf und leuchtete ihr mit einer kleinen Taschenlampe in die Nasenlöcher. Dann zog er beide Lider hoch und leuchtete ihr in die Augen.

»Was für Blut ist das?«, fragte Zoë. »Das da aus ihrem Mund kommt.«

Der Mediziner runzelte die Stirn. Er schälte ein winziges Stück des Klebstreifens zurück und trat beiseite, damit Zoë es sich anschauen konnte. Die Haut an Lornes Mundwinkeln spannte sich um den Tennisball. Und die Mundwinkel waren tatsächlich gerissen, auf beiden Seiten ungefähr einen blutigen Zentimeter weit. Wie der Chef der Spurensicherung es gesagt hatte.

Zoë nickte knapp. »Danke«, sagte sie steif. Sie richtete sich auf und trat einen Schritt zurück.

»Ich glaube, der Ball hat ihr auch den Kiefer ausgerenkt.« Der Arzt schob die Hände unter Lornes Ohren und betastete die Gelenke, den Blick zur Decke gerichtet. »Yep.« Er richtete sich auf. »Ausgerenkt.« Er schaute den Fotografen an, um seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. »Wollen Sie ein paar Aufnahmen machen, während ich den Klebstreifen zurückhalte?«

Es war still im Raum, als der Fotograf seine Arbeit machte. Zoë vermied es, Ben anzusehen, und sie vermutete, dass auch er keine Lust hatte, ihr in die Augen zu schauen. Auf der Fahrt hierher hatten sie beide kein Wort gesprochen, aber sie war sicher, dass ihm die gleichen Fragen im Kopf herumgegangen waren wie ihr. Zum Beispiel: Was verbarg sich unter der Plane? Der Arzt ließ sich quälend lange Zeit mit dem Fotografen, bevor er Proben von Lornes Haar und Fingernägeln nahm. Erst nach einer halben Ewigkeit wandte er sich der Plane zu.

»Okay?« Er sah Zoë und Ben an. »Sind Sie bereit?« Sie nickten.

Langsam zog er die Plane zurück und schob sie in einen Asservatenbeutel, den der Assistent ihm entgegenhielt. Zoë

und Ben standen wie erstarrt da, den Blick auf das gerichtet, was vor ihnen lag. Sie mussten das alles erst einmal in sich aufnehmen.

Von der Taille aufwärts war sie mit dem grauen Banksy-T-Shirt bekleidet. Unterhalb davon war sie splitternackt. Ihre Beine waren auseinandergedrückt und wie bei einem Frosch angewinkelt: die Knie seitwärts gerichtet, die Fußsohlen zusammengelegt. Auf den ersten Blick nahm Zoë an, dass Bauch und Schenkel mit roten Schnittwunden bedeckt seien, aber dann sah sie, dass die Striche aus einer wachsartigen, orange-roten Substanz bestanden. »Was ist das? Lippenstift?«

»Möchte man annehmen, nicht wahr?« Der Arzt schob seine Brille über den Nasenrücken hinauf und beugte sich stirnrunzelnd vor. »Da steht etwas. Vielleicht sollten Sie – äh?«

»*All like her...*« Ben legte den Kopf zur Seite und las die Buchstaben, die sich an der Innenseite des Oberschenkels hinaufzogen. »Alle wie sie? Lese ich das richtig?«

»Und da?« Der Rechtsmediziner deutete auf ihren Bauch. Eine Reihe von Buchstaben führte unterhalb der Rippen quer über den Nabel. »Ziemlich klar, finde ich.«

»»*No one*?«, murmelte Zoë. »Niemand.« Sie hob den Kopf und sah Ben an, als hätte er eine Erklärung. Er schüttelte den Kopf und zuckte die Achseln.

»Was mir am Tatort schon aufgefallen war, ist das hier.« Der Arzt beugte sich herunter und spähte unter Lornes Gesäß. »Er hat alle ihre Kleider – Jeans, Strümpfe, Unterhose – zusammengerollt und hierhingeschoben. Und wenn ich mich nicht sehr irre, sind sie nicht beschädigt, nicht zerrissen.«

»Sie hat sich von ihm ausziehen lassen?«

»Kommt darauf an, was Sie unter ›lassen‹ verstehen. Vielleicht hatte sie keine Wahl. Vielleicht konnte sie sich zu dem Zeitpunkt schon nicht mehr wehren.«

»Sie meinen, er hat sie vergewaltigt, als sie ...«

»Als sie besinnungslos war«, sagte Ben leise. »Er hat sie bewusstlos geschlagen und sich dann über sie hergemacht. Deshalb hat niemand am Kanal etwas gehört.«

»Dazu sage ich nichts«, erklärte der Arzt. »Ich weise nur auf interessante Bereiche hin, denen wir bei dieser Obduktion unsere Aufmerksamkeit widmen könnten. Die übrigens ...« Wieder schob er seine Brille an der Nase hinauf und bog die Schwanenhalslampe so, dass sie Lorne direkt ins Gesicht leuchtete. »... die übrigens lange dauern wird. Sie haben hoffentlich heute Abend nichts anderes vor.«

Sally stand in David Goldrabs Hauswirtschaftsraum, das Bügeleisen war vergessen, und seine Worte gingen ihr im Kopf herum. *Zwanzig Pfund die Stunde. Netto, cash. Steuerfrei. Sechs Stunden die Woche.* Jede Woche einhundertzwanzig Pfund zusätzlich? Im Moment kamen sie und Millie haarscharf mit dem Geld hin, nachdem Lebensmittel, Strom und Wasser, Gemeindesteuer und Zinsen bezahlt waren. Vierhundertachtzig Pfund mehr im Monat, das würde bedeuten, dass sie anfangen könnte, die Kredite abzu zahlen. Millie könnte eine neue Schuluniform und neue Jeans bekommen. Aber dafür bei David Goldrab arbeiten? Hier ganz allein, bei seiner rüpelhaften Angeberei? Sie war sich nicht sicher.

Seit Julian sie verlassen hatte, schien sich jeden Tag ein neues, unüberwindliches Hindernis, eine weitere Zwickmühle aufzutun. Und nie hatte sie Zeit genug, um alles

ordentlich zu durchdenken. Damals, bevor Sally und Zoë voneinander getrennt und auf verschiedene Internate geschickt worden waren, hatte Mum sich samstags im Fernsehen immer alte Filme angesehen. In einem ihrer Lieblingsfilme kam eine Figur vor, die gern sagte: »Moral? Moral können wir uns nicht leisten.« Das war es, was passierte, wenn man ganz unten auf der Leiter stand: Ideale – zum Beispiel, dass man anderen Leuten nicht den Job wegnahm – rutschten auf den letzten Platz der Prioritätenliste, weit unter Stromrechnung und Schuluniform. Man lernte herunterzuschlucken, was man eigentlich sagen wollte.

Sie stellte das Bügeleisen ab, schob das Plastikcover darüber und ging in die Küche. David stand im Frühstückszimmer, kratzte sich die Brust und zappte müßig durch die Kanäle des großen Fernsehers an der Wand. Danuta hockte vor der Spüle; sie hatte ihnen den Rücken zugewandt und sortierte die Putzmittel. Als Sally hereinkam, zog David die Brauen hoch, als sei er überrascht, sie zu sehen. »Okay, Sally?«

Sie nickte.

»Was kann ich für Sie tun, Darling?«



Sie zog ein Gesicht und deutete mit heftigem Kopfnicken auf Danuta, die immer noch im Putzmittelschrank herumwühlte.

»Sorry?«, fragte David höflich und schaute verständnislos Danutas Rücken an. »Wie bitte?«

Sally schluckte angestrengt. »Mr. Goldrab, haben Sie einen Moment Zeit? Ich muss Sie etwas fragen.«

David lächelte leise. Er wandte sich ab und zappte weiter durch die Sender. Sally wartete und sah zu, wie er gelassen über die Nachrichtenprogramme hinwegschaltete, über Sendungen, bei denen Leute tauchten oder an steilen Felswänden klebten. Auf einem lag eine Frau auf einem Bett, nur mit einem orangegelben Höschen und Cheerleader-Söckchen bekleidet. Sie hatte einen Finger im Mund und starrte in die Kamera. Als er am Ende angekommen war, zappte er sich durch sämtliche Kanäle zurück. Dann drehte er sich zu Sally um. Wieder schien es ihn zu überraschen, dass sie immer noch dastand.

»Okay, okay.« Er klang ungeduldig. »Gehen Sie schon mal ins Büro. Ich komme gleich nach. Und nerven Sie mich bloß nicht.«

Das Büro war im Erdgeschoss, vollgestopft mit Computern, Regalen voller Aufnahmegeräte und Schränken mit Golf-Trophäen. Gerahmte Bilder an den Wänden zeigten David stolz mit Pferden, David mit Bikini-Mädchen im Arm, David grinsend im Smoking mit verschiedenen Promis, die Sally aus Sendungen wie *X-Factor* kannte. Sie setzte sich hin und wartete. Nach fünf Minuten kam er herein, schloss die Tür und setzte sich ihr gegenüber. »Sally. Wie kann ich Ihnen helfen? Was haben Sie auf dem Herzen?«

»Die Agentur wird es merkwürdig finden, wenn ich plötzlich an zwei Nachmittagen in der Woche nicht mehr zur Verfügung stehe und Sie gleichzeitig den Vertrag mit uns dreien kündigen. Das fällt auf.«

Er grinste, und sie roch Alkohol in seinem Atem. »Sehen Sie? Was hab ich gesagt? Sie sind ein kluges Köpfchen. Ist okay. Ich rufe die Agentur an und sag denen, ich will die Stunden reduzieren, und Sie und die polnischen Flittchen sollen nicht mehr so oft kommen – sagen wir, bloß noch alle zehn Tage. Das lassen wir ein, zwei Monate so laufen, und dann kündige ich den Agenturvertrag. Für Sie ist es 'ne

Win-win-Situation, Darling. Und außerdem ...« Er lächelte und beugte sich ihr entgegen. Einen Moment lang dachte sie, er würde ihr den Finger unter das Kinn legen und ihr Gesicht zu sich hochheben. »... ich bitte Sie ja nicht, jemanden zu erwürgen. Oder?«

Sie lächelte nicht.

»Also? Übermorgen dann, Prinzessin?«

»Nur eins noch.«

Er zog eine Braue hoch. »Eine Bedingung? Süß.«

»Ja. Bitte ... ich möchte nicht, dass Sie mich Flittchen nennen.«

Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück, verschränkte die Hände hinter dem Kopf und gluckste. »Weißt du was, Mädel? Du kriegst ein ganz spezielles Einführungsangebot. Ich nenne dich nicht Flittchen, und ich nenne dich nicht Fotze. Okay? Ich werde dich nicht Fotze nennen. Außer natürlich, du benimmst dich wie eine.«

## 8

Manche Polizisten hatten eine Abneigung gegen Obduktionen. Andere fanden sie faszinierend und konnten stundenlang davon erzählen und Listen von Fachausdrücken herunterratern, als wären sie Ärzte. Zoë hatte festgestellt, wenn man sich einmal eingeredet hatte, die Leiche als ein Stück Fleisch zu betrachten, war die Langeweile das Schwierigste dabei. Dauernd ging es um das Aufzeichnen irgendwelcher Details, alles musste fotografiert und die winzigsten Organe, die unbedeutendsten Drüsen gewogen werden. Und der menschliche Körper war im Tode nicht rosa und rot, sondern gelb. Oder grau. Es war nur der erste Schnitt – der Y-förmige Thorako-Abdominal-Schnitt –, der ihr Schwierigkeiten bereitete. Reißverschluss nannten die Cops ihn, und die meisten traten dabei vom Tisch zurück, um den frei werdenden Gasen zu entgehen. Zoë war dieser Teil ebenfalls verhasst, doch weil sie keinerlei Schwä-

chen bei sich duldeten, stand sie so nah wie möglich am Tisch. Ohne Maske, ohne Pfefferminz, ohne stark riechende Salbe unter der Nase. Allenfalls gestattete sie sich, die Nase zuzuhalten und zu blinzeln. Als Lornes Leiche geöffnet wurde, stand Zoë neben ihr, und halb wollte sie dabei ihre Hand halten und sie drücken, damit es nicht so wehtat. Blöd, dachte sie, als der Assistent wortlos die Instrumente bereitlegte, Rippenspreizer und ein Sortiment von kabellosen Stryker-Sägen. Als könnte sie irgendetwas an dieser Scheiße noch ändern.

Rechtsmediziner konnten es nicht leiden, wenn man sie dazu drängte, Schlussfolgerungen zu ziehen, bevor die Untersuchung abgeschlossen war. Aber Aufgabe der Polizisten war es nun mal, hartnäckig zu bleiben, und deshalb schoss Ben oder Zoë von Zeit zu Zeit eine Frage ab, die der Arzt nur mit einem missbilligenden Zungenschmalzen und ein paar ätzenden, vor sich hin gemurmelten Bemerkungen beantwortete. Die Ungeduld der Polizei sei grässlich und absolut *unwissenschaftlich*, schimpfte er. Warum die Leute denn nicht auf einen ordentlichen *Bericht* warten könnten, statt seine Worte aus dem Zusammenhang zu rei-

ßen und der Verteidigung auf dem Silbertablett zu präsentieren, damit die daraus ein Plädoyer zusammenschustern konnte. Im Laufe des Nachmittags fing er jedoch an, widerwillig mit kleinen Details herauszurücken. Vagina und Anus des Mädchens hatten Risse, bemerkte er, sie hatten allerdings nicht geblutet. Ein Indiz dafür, dass die Vergewaltigung kurz vor oder nach dem Exitus stattgefunden habe. Er nahm einen Abstrich, aber auf den ersten Blick war kein Sperma zu erkennen; also war vielleicht ein Kondom verwendet worden. Oder sie war mit einem Gegenstand vergewaltigt worden. Eine Verletzung am Hinterkopf war vermutlich das Resultat eines Sturzes. Der Arzt nahm an, dass sie von vorn angegriffen worden war, was zu den Verletzungen im Gesicht passen würde. Und sie hatte einen Schlag in den Magen erhalten – vielleicht einen Fußtritt –, der zu inneren Blutungen geführt hatte.

»Ist sie daran gestorben?«

Er schüttelte den Kopf und untersuchte nachdenklich die Innenseite der Bauchdecke. »Nein«, sagte er nach einer Weile. »Irgendwann hätte es sie umgebracht. Aber ...« Er schob den Finger in einen dicken Blutklumpen, der sich an

der Milz gesammelt hatte. »Das ist nicht so viel Blut, wie man bei einem Riss der Milzarterie erwarten würde. Sie dürfte kurz nach dieser Verletzung gestorben sein.«

»Woran?«

Er hob das Kinn und starrte Ben an. Dann zeigte er mit ausdrucksloser Miene auf das silberfarbene Klebeband und den Tennisball, der inzwischen entfernt worden war und in einem Beutel auf dem Asservatentisch lag. »Offiziell sage ich noch gar nichts, und ich muss mir auch erst noch das Gehirn ansehen. Aber wenn Ihre Nase so aussähe und wenn Sie einen Tennisball im Mund hätten – wie würden Sie dann atmen?«

»Sie ist *erstickt*?«, fragte Zoë.

»Ich nehme an, so wird es in meinem Bericht stehen.« Er knipste seine Lampe aus und drehte sich zu ihnen um. »Und? Wollen Sie wissen, wie es passiert ist? Er hat sie so geschlagen – hier, quer über dem Jochbogen.« Der Mediziner hob die Hand und tat in Zeitlupenbewegung, als schlage er sich mit der Faust ins Gesicht. »Nur einmal. Das Wangenbein ist gebrochen, die Nase ist gebrochen – sie fällt rückwärts. Als sie wahrscheinlich völlig benommen

auf dem Boden liegt, schiebt er ihr gewaltsam den Tennisball in den Mund und klebt das Klebeband darüber. Das Blut in der Nase fängt schon an zu gerinnen, und ehe man sichs versieht, sind beide Atemwege blockiert.« Mit der Außenseite des Handgelenks schob er seine Brille auf der Nase hoch. »Ziemlich scheußlich.«

»Könnte es auch ein Unfall gewesen sein?«, fragte Ben.

Der Arzt runzelte die Stirn. »Wie meinen Sie das?«

»Es ist wichtig. Der Kerl könnte sagen, er habe sie nicht umbringen wollen. Er habe sie nur zum Schweigen bringen wollen. Ich stelle mir die Strategie der Verteidigung vor und komme auf Totschlag, weiter nichts.«

»Er hätte den Klebstreifen abreißen können. Selbst wenn sie bewusstlos war, hätte der Atemreflex automatisch eingesetzt, wenn er den Klebstreifen abgerissen und sie geschüttelt hätte. Er hätte sie retten können.«

Zoë stand schweigend da und schaute auf Lorne hinunter. Jetzt, nachdem der Klebstreifen entfernt worden war, hing der Unterkiefer in einem schlaffen Grinsen herunter. Ihre Zunge klemmte als angeschwollener, grauer Knorpel zwischen dem weißen Zahnschmelz. Vorhin, als sie am Kanal



entlanggegangen waren, war Zoë gespannt gewesen, motiviert und voller Energie. Damit war es vorbei. Sie blickte auf, sah, dass Ben sie beobachtete, und wandte sich hastig ab. Sie wühlte ihr Telefon aus der Tasche und tat, als sei da etwas Wichtiges zu sehen. Niemand sollte denken, sie würde vielleicht nicht durchhalten. Schon gar nicht Ben.

Peppercorn Cottage war so weit weg vom Schuß. So völlig abgeschieden. Das war eins der Dinge, die Sally so gut gefielen. Keine Nachbarn, die herübergafften, niemand, der sie anstarrte und über sie urteilte, niemand, der sagte: »Sieh mal da. Sieh mal, mit dieser Sally Cassidy geht es auch immer mehr bergab. Sieh mal, wie sie die Hütte um sich herum verlottern lässt.« Ein kleines, aus Steinen gemauertes Haus, ganz allein inmitten von Ackerland, nur eine knappe Meile von Isabelles Haus entfernt. Es hatte einen weitläufigen Garten und eine Aussicht in endlose Fernen, und Peppercorn hieß es, weil es vor Jahren gegen einen nominalen Betrag verpachtet worden war, buchstäblich »für ein Pfefferkorn«. Es war so verwinkelt, wie Sally nur je ein Haus gesehen hatte. Alles hatte Stufen oder zumindest ver-

schiedene Höhen: die Fußböden, die Decke, sogar die Ziegel waren krumm und schief. Nirgends eine gerade Linie. In den letzten anderthalb Jahren hatten sie und Millie es mit allerlei Zeug vollgestopft, das sie in ihrer Freizeit bastelten. In der Küche stapelten sich die Sachen: glasierte, mit Strass beklebte Eierbecher, kleine Porträts der Haustiere, die sie im Laufe der Jahre gehabt hatten, kunterbunt an die Wand geklebt, und die bunten Bonbon-Weihnachtssterne, die immer noch wie farbiges Glas in den Fenstern hingen und das Sonnenlicht in topasfarbene Tupfen verwandelten. Ganz anders als das Haus in der Sion Road, in dem sie mit Julian gewohnt hatten.

Das Wohnzimmer lag hinten; durch das Fenster schaute man über die flachen Felder hinaus, sah kein Haus, so weit das Auge reichte. An diesem Abend ließ Sally die Vorhänge offen, um die Nacht hereinzulassen. Sie saß zusammengerollt mit Steve auf dem Sofa, trank Wein und starrte ungläubig auf den Fernseher. Lorne Woods Tod kam landesweit in den Nachrichten und war die Top Story in den Lokalmeldungen.

»Ich kann es nicht glauben«, murmelte Sally und drückte die Lippen an den Rand des Glases. »Lorne. Sieh sie dir an – sie kann doch nicht tot sein. Sie war so hübsch.«

»Sieht nett aus, das Mädchen«, sagte Steve. »Deshalb werden sie mehr darüber berichten.«

»Die Jungs waren allesamt verrückt nach ihr. Verrückt. Und ausgerechnet auf dem *Leinpfad*. Millie und ich gehen da dauernd hin.«

»Es ist immer noch ein ganz normaler Fußweg. Ihr könnt immer noch hingehen.«

Sally fröstelte. Sie strich mit den Händen auf und ab über die Gänsehaut an ihren Unterarmen und rutschte ein Stückchen näher an Steve heran, um ein bisschen von seiner Wärme zu stehlen. Sie und Steve waren jetzt seit vier Monaten zusammen. An Abenden wie heute, wenn Millie bei Julian war, ging Sally zu Steve, oder er kam zu ihr ins Cottage und brachte einen Armvoll Leckereien mit, einen Karton Wein und guten Käse aus den Delikatessenläden im Stadtzentrum. Aber heute Abend wünschte Sally, Millie wäre bei ihnen und nicht unten in der Sion Road. Als sie sich nach einer Weile immer noch nicht entspannen konn-

te und das Frösteln nicht aufhörte, schwenkte sie die Beine vom Sofa, suchte ihr Telefon und wählte Millies Handynummer. Millie meldete sich nach dem zweiten Klingeln. »Mum.« Sie klang halb aufgeregt, halb verängstigt. »Hast du das gesehen? In den Nachrichten? Sie haben sie *ermordet*.«

»Darum rufe ich dich an. Ist alles in Ordnung?«

»Lorne haben sie ermordet. Nicht mich.«

Sally antwortete nicht gleich. Millies wegwerfende Reaktion brachte sie aus der Fassung. »Entschuldige. Ich dachte nur, weil du Lorne doch so gut kanntest ...«

»Wir haben uns nicht gut gekannt, Mum.«

»Aber sie schien dauernd mit dir zusammen zu sein.«

»Nein, das denkst du bloß. In Wirklichkeit waren ihr die Kids vom Faulkener's lieber, und ich bin auch lieber mit Sophie zusammen.«

»Trotzdem muss es schrecklich für dich sein.«

»Nein – echt, ich meine, ich bin voll geschockt, aber ich heule mir nicht die Augen aus dem Kopf. Das ist 'ne *Ewigkeit* her. Ich hab sie seit einer *Ewigkeit* nicht gesehen.«

Sally schaute aus dem Fenster. Der einsame Mond hob sich über den Horizont. Eine rote, dicke Scheibe. Millie war jetzt ein richtiger Teenager. Für sie war ein Jahr wirklich eine Ewigkeit. »Okay«, sagte Sally nach einer Weile. »Nur eins noch – wenn du heute Abend weggehst, rufst du mich dann vorher an? Und sagst mir, wo du hingehst?«

»Ich gehe nicht weg, ich bleibe hier. Bei *denen*.« Sie meinte Julian und seine neue Frau, Melissa. »Pech. Dabei ist heute Abend das Glasto-Meeting.«

»Das Glasto-Meeting?«

»Ich hab dir davon erzählt, Mum. Peter und Nial holen übermorgen ihre Campingbusse ab. Sie treffen sich heute Abend, um alles zu besprechen. Hat Isabelle dir nichts gesagt?«

Sally nagte am Rand ihres Daumennagels. Sie hatte vergessen, dass das alles schon so dicht bevorstand. Die Jungen wollten mit Peters älterem Bruder und seinen Freunden nach Glastonbury zum Festival fahren. Peter und Nial hatten den Führerschein gemacht und monatelang wie Sklaven geschuftet, um das Geld für zwei vergammelte alte VW-Busse zusammenzukriegen, die sie auf einem Bauern-

hof in Yate gesehen hatten. Beeindruckt von so viel Entschlossenheit hatten ihre Eltern ihnen das Geld, das noch fehlte, und die Versicherungsprämie zugesprochen. Millie hatte unaufhörlich davon geredet, mit ihnen zum Festival zu fahren, aber die Eintrittskarten kosteten fast zweihundert Pfund. Das war ausgeschlossen. Ganz und gar ausgeschlossen.

»Mum? Hat Isabelle dir nichts gesagt?«

»Nein. Und außerdem glaube ich nicht, dass es heute Abend irgendwelche Treffen gibt. Nicht nach diesen Nachrichten.«

»Doch. Ich hab Nial extra gefragt.«

»Na, aber es hat ja keinen Sinn, dass du dorthin gehst, wenn du nicht mit nach Glastonbury fährst, oder? Tut mir leid, aber darüber haben wir schon gesprochen.«

Am anderen Ende war es lange still.

»Millie? Hat es irgendeinen Sinn, dass du da hingehst?«

Millie tat einen leidgeprüften Seufzer. »Wahrscheinlich nicht.«

»Okay. Mach heute Abend mal früh Schluss. Morgen ist Schule.«

»Okay.«

Sally trennte die Verbindung und blieb eine Zeitlang sitzen. Das Telefon lag mit der Vorderseite nach unten auf ihrem Schoß.

Steve lehnte sich herüber und legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Alles in Ordnung?«

»Ja.«

»Hat sie was gesagt, das dir nicht gefiel?«

Sie antwortete nicht. Im Fernsehen war nicht mehr die Rede von Lorne, sondern von weiteren Ausgabenkürzungen. Fabriken wurden stillgelegt. Das Land ging den Bach hinunter. Immer mehr Menschen verloren ihren Job.

»Sally? Es ist ganz normal, wenn dich das mitnimmt. Es ist ziemlich nah an euch dran.«

Sie schaute wieder zum Mond hinaus, und ein sehnächtiges Gefühl überkam sie. Es wäre schön, wenn sie ihm die Wahrheit sagen könnte – dass es nicht bloß Lorne war, nicht bloß Millie. Sondern alles. David Goldrab, der sagte: *Ich werde dich nicht Fotze nennen*. Das Rieddach, das einstürzte. Der Fleck an der Küchendecke und Isabelles bestürztes Gesicht, als sie erzählt hatte, sie wolle das Tarot

verkaufen. Sie hatte niemanden, an den sie sich wenden konnte. Im Grunde war es das ganz normale Leben, das ihr Angst machte. Sie wünschte, das könnte sie ihm sagen.



Bath schmiegte sich – genau wie Rom – in eine Mulde zwischen sieben Hügeln. Heiße Quellen aus der Tiefe der Erde versorgten die alten Bäder, wärmten die Menschen und verhinderten, dass der Schnee in den Straßen liegen blieb. Die Römer waren die Ersten, die dort Häuser bauten, aber auch nach ihnen ließen die Leute es sich nicht nehmen, hier im Warmen zu wohnen; ganze Siedlungen waren verfallen und neu aufgebaut worden. Die Vergangenheit existierte in vielfarbigen Schichten unter den Füßen der Bürger von Bath, als spazierten sie auf einer Schichttorte herum, bei der jeder Schritt ganze Menschenleben umspannen konnte.

Zoë war in der Stadt aufgewachsen. Auch wenn sie und Sally als Kinder auf verschiedene Internate geschickt worden waren und obwohl ihre Eltern schon vor langer Zeit nach Spanien gezogen waren, betrachtete sie Bath immer noch als ihre Heimat. Jetzt wohnte sie oben auf einem der

Hügel, den die Stadt im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert erreicht hatte, ganz allein in einem viktorianischen Reihenhaus. In dem winzigen Garten war gerade genug Platz für ein paar Blumentöpfe und einen Schuppen, doch das Haus selbst war geräumig, zumal für eine einzelne Person. Im ersten Stock gab es drei große, hohe Schlafzimmer, und das Erdgeschoss bestand aus einem einzigen Raum, nachdem sie sämtliche Innenwände hatte entfernen lassen. Er war mehr als zehn Meter lang und zweigeteilt: Küche und Essbereich waren vorn, der polierte Holztisch stand im Erkerfenster. Hinten war der Fernsehraum mit ihren Sofas, ihren DVDs und CDs. Und in der Mitte dazwischen, wo die Trennwand gewesen war, stand Zoës »Maschine«.

Das Motorrad war ein echter Klassiker – eine 1980er Harley Superglide Shovelhead –, und in dem Jahr, in dem sie die Welt bereist hatte, war es ihr einziger Freund gewesen. Es hatte sie zweieinhalbtausend Pfund gekostet und dazu ein paar lange schlaflose Nächte, wenn der Keilriemen gerissen war oder mitten auf einer asiatischen Bergkette die Vergaserdüsen verstopft gewesen waren. Sie hing an der alten Kiste, und ab und zu fuhr sie damit sogar zum

Dienst. An diesem Abend um halb zwölf, als die Stadt wie ein Lichterteppich vor dem Erkerfenster funkelte, kühlte das Bike immer noch im Wohnzimmer ab, und der Motor tickte leise. Ben Parris kam von Zoës Kühlschrank zurück, ging vor der Harley in die Hocke und stellte ein Schälchen Milch vor das Vorderrad. »Bitte sehr, mein Liebling.« Er tätschelte den Reifen. »Lass es dir schmecken. Und vergiss nie, wie sehr du geliebt wirst.«

»Das ist keine verdammte Marotte, weißt du.« Zoë saß am Tisch vor dem Fenster und hielt die Weinflasche umgekehrt über ihr Glas. »Ich kann die Harley sonst nirgends lassen. So einfach ist das.«

»Du hast einen Garten.«

»Aber der einzige Weg hinein führt durchs Haus. Ich müsste die Maschine jedes Mal durch das ganze Zimmer schieben.«

»Und wie wär's vorn auf der Straße?«

»Ach, hör auf. Da müsste ich wirklich verrückt sein.«

»Das ist wahre Liebe!«

»Eher Besitzerstolz«, korrigierte sie.

Er richtete sich auf und kam zum Tisch. »Ehrlich gesagt ...« Er nahm sein eigenes Glas und sah sich um Zimmer um. »... bin ich total überrascht, dass du überhaupt in einem richtigen Haus wohnst. Bevor wir zusammen waren, hab ich mir immer vorgestellt, dass du hinten in einem Jeep schläfst oder so was. Aber sieh dich um.« Er spreizte die Hände und drehte sich um sich selbst, als sei er verblüfft. »Du hast Vorhänge. Und eine Heizung. Und richtiges, echtes elektrisches Licht.«

»Ich weiß. Das ist so was von cool, nicht?« Sie lehnte sich hinüber zur Wand und knipste die Küchenbeleuchtung an und aus. »Ich meine, guck dir das an. Zauberei. Manchmal lasse ich sogar die Klospülung rauschen. Nur so zum Spaß.«

Ben spazierte im Zimmer umher, nahm Töpfe, Gläser und Bücher in Augenschein und betrachtete dann die Foto-Collage an der Wand, die mit zwei Fotos angefangen hatte, die hier angeklebt worden waren, damit sie aus dem Weg waren. Inzwischen bedeckte sie die ganze Wand. Was den ersten Eindruck anging, dachte Zoë, hatte Amy auf dem Hausboot wirklich recht gehabt. Ben sah supergut aus. Es

war schon fast verboten, wie gut! Und sie musste zugeben, dass man sich angesichts seines Äußeren Gedanken über ihn machte. Sie hatte jahrelang mit ihm zusammengearbeitet, und es hatte sie völlig umgehauen, dass er auf Frauen stand. Und zwar volle Kanne! Als er sie das erste Mal geküsst hatte, auf dem Parkplatz nach der alkoholseligen Abschiedsparty eines pensionierten Kollegen, war sie impulsiv herausgeplatzt: »Ach, Ben, das ist doch albern. Was sollen wir tun, wenn du mit mir nach Hause kommst? Uns gegenseitig unsere Waxing-Tricks verraten?«

Er war verdattert zurückgewichen. »Was?«

»Ach, komm.« Sie hatte ihn scherzhaft gegen die Brust geboxt. »Du bist schwul.«

»Bin ich nicht.«

»Wetten doch?«

»Wetten nicht?«

»Okay. Ich wette, du hast nicht ein einziges Haar am ganzen Körper. Ich wette, du gehst jede Woche in den Kosmetiksalon und lässt dich waxen. RSA.«

»RSA ...?«

»Rücken, Sack und A...« Sie sprach nicht zu Ende. »Ben – komm schon«, sagte sie stattdessen lahm. »Tu nicht so, als ob es anders wäre.«

»Was? Du blöde Nuss, ich bin nicht schwul. Meiiiine Güte!« Er knöpfte sein Hemd auf und zeigte ihr seine Brust. »Und Haare habe ich auch. Siehst du?«

Zoë warf einen Blick auf seine Brust und schlug die Hand vor den Mund. »*Du lieber Gott.*«

»Und weiter unten noch mehr. Moment.« Er zerrte an seinem Reißverschluss. »Ich zeig's dir.«

Und das war's für Zoë und Ben gewesen; es war der Anfang eines vierundzwanzigstündigen Einsatzes, bei dem Ben ihr demonstriert hatte, wie unschwul er war. Danach war sie kreischend und kichernd und splitternackt vor dem offenen Fenster herumgehoppst wie bei einem Regentanz und hatte ein begeistertes Triumphgeheul über die Stadt geschickt. Das war jetzt fünf Monate her, und sie schliefen immer noch miteinander. Er war nicht eingeschüchtert durch ihre Größe, ihr rotes Zottelhaar oder ihre endlos langen Beine. Es störte ihn nicht, wenn sie trank oder Wut-

anfalle kriegte oder dass sie nicht kochen konnte. Er war süchtig nach ihr.

Besser gesagt, er war es gewesen. Aber in letzter Zeit, fand sie, hatte sich etwas verändert. Seit Kurzem war er ernsthafter geworden. Dieser schlagfertige, unverwundliche, gutmütige Mann, der immer sofort auf alles eine Antwort gehabt hatte, hatte sich in etwas Ruhigeres verwandelt. Es war keine Veränderung, die sie genau hätte beschreiben können; es hatte nur etwas mit der Dauer des Schweigens zwischen den Sätzen zu tun. Damit, dass sein Blick manchmal mitten im Gespräch abschweifte.

Während Zoë jetzt eine neue Flasche aus dem Regal nahm und den Korkenzieher hineindrehte, ging Ben in die kleine Speisekammer, um eine Tüte Chips zu holen. Eine Zeitlang blieb er dort stehen und betrachtete die Vorräte. »Du hast ja Unmengen hier gebunkert«, stellte er fest.

Sie blickte nicht auf. »Ja. Für den Fall, dass ich mal krank werde und nicht aus dem Haus kann.«

»Könntest du dann nicht einfach jemanden bitten, für dich einzukaufen?«

Zoë unterbrach ihren Kampf mit dem Korkenzieher und hob den Kopf. Einfach jemanden *bitten*? Wen zum Teufel sollte sie denn bitten? Ihre Eltern waren nicht hier. Manchmal telefonierte sie mit ihnen, und ab und zu besuchte sie die beiden in Spanien, wenn sie das Gefühl hatte, dass es angebracht war. Aber sie waren Tausende von Meilen weit weg, und wenn sie ehrlich sein sollte, hatte sie immer ein angespanntes Verhältnis zu ihnen gehabt. Sally hatte sie seit achtzehn Jahren nicht mehr gesehen – das heißt, sie hatten zumindest nicht mehr richtig miteinander gesprochen, sondern sich höchstens kurz auf der Straße getroffen. Und andere Verwandte hatten sie hier in der Gegend nicht. Ihre Freunde – nun ja, das waren entweder die Cops oder die Biker. Als Krankenpflegerinnen waren die alle nicht zu gebrauchen.

»Ich meine, das würdest du doch auch für jemanden tun, wenn es nötig wäre, oder?«

»Darum geht's nicht.«

»Worum dann?«

Sie wandte sich wieder dem Korkenzieher zu. »Dass man auf das Unerwartete vorbereitet sein muss. Das haben sie



uns damals schon in der Ausbildung eingetrichtert. Ich erinnere mich genau daran.« Sie füllte ihr Glas und schob es zur Seite. Dann griff sie in die Satteltasche des Motorrads und zog die Akte über Lorne heraus. Sie breitete die Obduktionsfotos auf dem Tisch aus. Ben schüttete die Chips in eine Schale, kam damit zum Tisch und schaute die Bilder an.

»*»All like her«?*« Zoë strich mit dem Zeigefinger über die Worte auf Lornes Bein. »Was bedeutet das? ›Alle wie sie‹ ...«

»Ich weiß es nicht.«

»Da fehlen Buchstaben. Vorn und hinten. Sie sind verwischt.«

»Es ist nur ein Teil der Botschaft. Ich nehme an, wir müssen den Rest ergänzen. Falls es wichtig ist.«

Sie nahm die Aufnahme von Lornes Bauch in die Hand. Das Wort *»no one«*. »Was zum Teufel ...?«, murmelte sie. »Ich meine, wirklich – er ist doch verrückt, oder? Was soll denn das heißen – ›niemand‹?«

»Ich weiß es nicht.«

»Dass sie für ihn ›niemand‹ ist? Nichts? Entbehrlich? Oder dass niemand *ihn* versteht?«

Ben setzte sich. »Weiß der Himmel. Ein verdammter Alptraum, nicht wahr? Und ich muss immer wieder an das denken, was sie vor dem Boot gesagt hat: ›Ich hab genug.‹ Die Freundin, mit der sie telefoniert hat, hat ausgesagt, an dem Gespräch sei nichts Ungewöhnliches gewesen.«

»Alice.«

»Alice. Wenn Lorne also gesagt hat: ›Ich hab genug‹, wovon hat sie dann gesprochen? Und warum hat Alice es nicht erwähnt?« Er starrte müde in sein Glas und ließ den Wein hin und her schwappen. »Jemand wird morgen früh mit ihren Eltern sprechen müssen.«

»Der Familienbetreuer ist über Nacht bei ihnen.«

»Ich möchte nicht mal daran denken, was sie im Augenblick durchmachen.«

»Ganz recht. Noch ein guter Grund, keine Kinder zu kriegen. Jemand hätte ihnen die Warnhinweise auf der Packung vorlesen sollen, bevor sie sich auf die Sache mit der Fortpflanzung einließen.«

Ben sah sie an. »Noch ein guter Grund, keine Kinder zu kriegen? Hast du das gerade gesagt?«

»Ja. Warum?«

»Klingt ein bisschen flapsig.«

Sie zuckte die Achseln. »Nicht flapsig – rational. Ich verstehe einfach nicht, warum die Leute es tun. Wenn du dich in der Welt umsiehst – wie überfüllt sie ist – und wenn du dann Leute siehst, die durchmachen müssen, was die Woods jetzt durchmachen ... ich meine – warum will man es dann noch?«

»Aber man hat doch nicht keine Kinder, weil man Angst hat, sie zu verlieren. Das ist verrückt.«

Zoë starrte ihn an und fühlte ein leises Pulsieren im Hinterkopf. Sie war verärgert über diese Bemerkung. Sein Ton war mitleidig gewesen. Als sei sie krank, wenn sie keine Kinder kriegen wollte, oder gestört. »Verrückt oder nicht, du wirst mich jedenfalls nicht mit einem Fußball unter dem Pullover sehen.«

Ben sah sie lange verwirrt an. Draußen fuhr ein Auto vorbei, und eine Wolke verdeckte den Mond. Nach einer Weile stand er auf und legte ihr eine Hand auf die Schulter.

»Ich glaube, ich gehe jetzt ins Bett. Hab morgen einen harten Tag.«

Sie hob den Kopf, überrascht von seinem Tonfall. Seine Hand auf ihrer Schulter war freundlich, aber es war nicht die Berührung eines Liebhabers. »Okay«, sagte sie unsicher. »Ich werde dich nicht stören, wenn ich hochkomme.«

Er ging, und sie blieb noch lange sitzen und starrte die Stelle auf der Treppe an, wo seine Füße verschwunden waren. Was um alles in der Welt hatte sie gesagt? Würde es immer so weitergehen – dass sie immer zur falschen Zeit das Falsche sagte?

Sally war von Anfang an die niedliche Kleine gewesen. Dolly Daydream. Große blaue Augen, blonde Löckchen. Jedermanns Darling – und völlig verloren, als ihre Familie nicht mehr da war und sich niemand um sie kümmerte. Früher hatte sie ein enges Verhältnis zu ihren Eltern gehabt, aber mit der Scheidung hatte sich etwas geändert. Vielleicht war es Verlegenheit, Scham, das tiefgründige Gefühl, sie habe die beiden irgendwie im Stich gelassen; jedenfalls stellte sie fest, dass sie Ausreden erfand, um sie

nicht in Spanien zu besuchen. Langsam, im Laufe von Monaten, war der Kontakt zwischen ihnen auf ein Telefonat pro Woche geschrumpft, und manchmal ging Millie an den Apparat, wenn sie anriefen, und sprach mit ihnen, und Sally erfuhr es erst später. Was Zoë anging ... na ja, Zoë würde wohl nie wieder eine Rolle in Sallys Leben spielen. Sie war inzwischen ein hohes Tier bei der Polizei und würde mit ihr nichts mehr zu tun haben wollen – mit diesem verwöhnten, idiotischen Püppchen, das mit leerem Grinsen in der Sofaecke saß, immer in die falsche Richtung schaute und niemals sah, was im Leben wichtig war.

Sie hatte nicht einmal die Sache mit Melissa mitgekriegt, obwohl das direkt vor ihren Augen passierte.

Die große, sonnengebräunte, langbeinige Melissa mit dem dicken blonden Haar, den Tennisspielerschultern und dem lauten australischen Akzent. Sie hatte sich durch eine von Sallys fatalen Aufmerksamkeitslücken in ihr Leben geschlichen, und ehe sichs irgendjemand versah, war sie die nächste Mrs. Julian Cassidy und begründete ein ganz neues Kapitel von kleinen Cassidys. Nach Millies Erzählungen hatte das Baby Adelaide das Haus in der Sion Road

übernommen; Laufställe und Schaukelwippen blockierten jeden Durchgang. Melissa hatte den Rasen umgegraben und durch Kiesbeete mit riesigen Wüstenpflanzen und Wegen für Adelayde ersetzt. Dagegen hatte Sally nichts. Sie war zu dem Schluss gekommen, es gebe nur eine Art, mit der Scheidung umzugehen, nämlich mit Liebenswürdigkeit. Sie zu akzeptieren und als einen neuen Anfang zu begrüßen. Die Sion Road vermisste sie nicht. In der Erinnerung erschien das Haus ihr düster und abgelegen, immer verhüllt von Wolken oder umgeben von orangegelbem elektrischen Licht. Außerdem, sagte sie sich, war Peppercorn Cottage schön mit seiner Aussicht und dem klaren, natürlichen Licht, das einfach vom Himmel herunterfiel und auf dem Haus und dem Garten landete.

Peppercorn gehörte ihr. Nach der Scheidungsvereinbarung musste Julian die Schulgebühren für Millie bezahlen, bis sie achtzehn war, und das Cottage für sie und Sally kaufen. Die Anwältin meinte, Sally hätte mehr herausschlagen können, aber die Vorstellung, Sachen an sich zu raffen, gefiel ihr nicht. Es kam ihr einfach falsch vor. Julian hatte Peppercorn mit einer speziellen Hypothek belastet:

»Offset-Hypothek« nannte man so etwas, erklärte er ihr, und es bedeutete, dass sie einen Kredit auf das Haus aufnehmen konnte, wenn sie einen brauchen sollte. Sally verstand dieses Arrangement nicht in allen Details, aber sie begriff, dass Peppercorn so etwas wie ein Polster für sie war. An einem Wochenende im November waren sie und Millie aus der Sion Road ausgezogen und hatten Koffer und Kisten mit Malzeug durch Berge von herabgefallenem Laub nach Peppercorn geschleppt. Sie hatten die Heizung aufgedreht und Schachteln mit süßem Gebäck aus dem Deli in der George Street für die Möbelpacker gekauft. Sally hatte keinen Gedanken daran verschwendet, dass sie ihr Konto überzog. Das hatte sie erst im Jahr darauf getan, als die Mahnbriefe von der Bank auf der Fußmatte landeten.

»Wofür um alles in der Welt hast du das Geld denn ausgegeben? Nur weil der Kredit da ist, brauchst du ihn noch lange nicht auszuschöpfen. Wenn du nicht aufpasst, werden sie dir Peppercorn wegnehmen.«

In diesem Winter hatte Julian sich mit ihr in einem Coffee-shop in der George Street getroffen. Draußen graupelte es, und der Boden im Café war nass von dem Schneeregen,

den die Leute von der Straße hereintrugen. Julian und Sally saßen hinten, sodass Melissa sie nicht sehen konnte, falls sie draußen vorbeigehen sollte.

»Ich kenne niemanden, der in einem Jahr so viel Geld durchbringen kann wie du. Ehrlich, Sally – was hast du nur damit gemacht?«

»Ich weiß es nicht«, sagte sie lahm und völlig ratlos. »Ich weiß es wirklich nicht.«

»Na, ich wette, es ist nicht für die Unterhaltung des Hauses draufgegangen. Das Rieddach muss vor dem nächsten Winter überholt werden. Ich nehme an, du hast wieder Hinz und Kunz etwas geschenkt. Du bist wie ein Kind, überschüttetest die Leute mit Geschenken.«

Sally legte die Finger an die Schläfen und konzentrierte sich darauf, nicht zu weinen. Wahrscheinlich hatte er recht. Sie kam nicht gern irgendwohin zu Besuch, ohne etwas mitzubringen. Wahrscheinlich hatte sie sich das schon als kleines Mädchen angewöhnt. In der Zeit, als sie alles getan hätte, um Zoë zum Lächeln zu bringen. Wirklich alles. Damals hatte sie ihr Taschengeld gespart, statt es selbst auszugeben; sie hatte gewartet, bis Zoë irgendetwas erwähnte,



das sie gern hätte, und sich dann hinausgeschlichen und es gekauft. Zoë hatte nie so recht gewusst, was sie damit anfangen sollte. Sie hatte dagestanden und das Geschenk verlegen angeschaut, als befürchte sie, es könnte explodieren und ihr ins Gesicht fliegen. Als wisse sie nicht, was für eine Miene sie dazu machen sollte. Sally wünschte, sie könnte jetzt mit ihrer Schwester sprechen. Sie wünschte, es gäbe diese furchtbare, kalte Distanz zwischen ihnen nicht.

»Ich habe nie über Geld nachdenken müssen«, sagte sie jetzt zu Julian. »Darum hast du dich doch immer gekümmert. Das ist keine sehr gute Ausrede, ich weiß. Und du hast recht, das Dach hat ein Loch. Eine Lage muss wohl erneuert werden. Da sind Eichhörnchen und Ratten drin und suchen nach Futter. Jemand hat gesagt, die Reparatur wird zehntausend kosten.«

Julian seufzte. »Ich kann dich nicht bis in alle Ewigkeit unterstützen, Sally. Ich stehe in der Firma unter großem Druck, und die Situation zu Hause ist angespannt. Das Baby kommt bald, und Melissa macht sich Sorgen ums Geld. Sie wäre nicht erfreut zu hören, dass ich dir immer noch helfe.« Er drehte seine Serviette zusammen und such-

te in seiner Jacke nach seiner Brieftasche. Sie war neu und aus Leder, und seine Initialen waren hineingeprägt und vergoldet. Er nahm ein Scheckbuch heraus. »Zweitausend Pfund.« Er fing an zu schreiben. »Danach sind mir die Hände gebunden. Du musst dir andere Geldquellen suchen.«

Wenn es einen entscheidenden Moment gäbe, der eine Veränderung im Leben markiert – unübersehbar wie ein Wegweiser an einer Gabelung oder wie eine Insel im Fluss –, dann könnte Sally rückblickend zwei solcher Momente erkennen. Der eine läge in ihrer Kindheit, als sie bei einem Streit mit Zoë aus dem Bett und auf die Hand gefallen war und ihre Eltern die ganze Sache unerwartet ernst genommen und so getan hatten, als habe sich eine unbeschreibliche Finsternis auf die Familie gesenkt. Und der zweite wäre dieser Tag mit Julian – der Tag, an dem sie endlich erwachsen geworden war. Über eine Tasse mit heißer Schokolade gebeugt saß sie da mit nassen und kalten Füßen, von ihrem Schirm an der Wand sickerte eine klägliche Pfütze auf den Boden, und sie sah die Welt in ihren wirklichen Farben. Sie sah, dass es ernst war. Real. Die Scheidung war

real, und der überzogene Kredit war real. Dinge wie Insolvenzen und Zwangsversteigerungen und Kinder, die in sozialen Brennpunkten aufwuchsen, gab es wirklich. Nicht irgendwo »da draußen«, sondern »hier drinnen«. In ihrem Leben.

Die sechs Monate, die darauf gefolgt waren, gehörten zu den härtesten ihres Lebens. Sie suchte sich einen Job, sie tauschte ihren Wagen gegen einen kleineren Ford Ka ein, sie lernte, wie man Zinsen berechnete und Briefe an Banken schrieb. Sie heizte im Winter nur noch die Küche und Millies Zimmer und benutzte den Wäschetrockner nicht mehr. Seitdem war immer auf mindestens einer von Millies Schulblusen Vogeldreck, wenn sie sie von der Leine holte, und wenn es wirklich kalt war, waren die Sachen bretthart gefroren. Aber sie hielt durch. Es war ein harter Kampf, und immer noch schien es, als käme sie vor lauter Gegenwind keinen Schritt voran. Sie konnte ihre Eltern nicht um Hilfe bitten. Die wären entsetzt gewesen, wenn sie gehört hätten, in welcher misslichen Lage sie war, und außerdem hätte irgendwann auch Zoë davon erfahren. Zoë wäre so etwas niemals passiert. Zoë war immer die Clevere gewesen.

Bewundernswert. Nie im Leben hätte sie Jobs von einem wie David Goldrab annehmen müssen. Eher hätte sie ihn mit einem Judo-Kick über die nächste Hecke befördert.

Aber es musste sein, dachte sie, als sie am Morgen des Tages, nachdem Lorne gefunden worden war, aufstand und barfuß in die Küche tappte, um Frühstück zu machen. In der neuen Welt, in der sie lebte, hatte sie keine Wahl. Sie schaltete den Wasserkocher ein, setzte den Milchtopf auf den Herd und stellte Tassen und Teller auf den Tisch. Steve schlief noch; also ließ sie das Radio aus. Da wäre sowieso nur die Rede von Lorne Wood, und sie wusste nicht, ob sie davon noch mehr vertragen könnte. Sie legte ein paar Croissants in den Backofen. Die Tarotkarten lagen noch in einem unordentlichen Stapel auf dem Tisch, wo sie sie am Abend zuvor hingeworfen hatte. Jetzt hielt sie inne und betrachtete noch einmal die Karte mit Millie. Sie sah, dass nicht die Farbe verblasst war, sondern etwas Ätzendes die Oberfläche blasig gemacht und so an Millies Gesicht genagt hatte, dass es aussah wie Wurmfraß. Plötzlich war ihr kalt, und sie hob den Kopf und schaute durch das Fenster auf das Feld hinaus, das sich endlos bis zum Rand des Him-

mels erstreckte. Der Kanal, an dem Lorne gestorben war, lag meilenweit entfernt. Meilen über Meilen und Meilen.

*Du glaubst doch nicht an solche Sachen, oder?*

*Natürlich nicht.*

Sie legte die Karte umgedreht hin und schaltete den Wasserkocher aus. Millie war in Sicherheit. Sie war fünfzehn. Sie konnte auf sich aufpassen. Und außerdem musste man als Mutter früher oder später lernen, sich aus dem Kram der Kinder herauszuhalten.

Am anderen Ende der Stadt stand Zoë mit einer Tasse Kaffee in der Hand in ihrem Wohnzimmer und betrachtete die Fotos an der Wand. Die meisten stammten von der Reise, die sie vor achtzehn Jahren unternommen hatte. Nur sie und das Motorrad. Sie war überall gewesen. In der Mongolei, in Australien, China, Ägypten, Südamerika. Das Geld für dieses Abenteuer zusammenzubekommen war mehr als schwierig gewesen, und sie hatte sich wirklich krummgelegt dafür; nie wieder wollte sie daran denken, wo sie dafür gewesen und was sie getan hatte. Aber es hatte sich gelohnt. Die Reise selbst hatte sich als wichtigste Zeit ihres Lebens erwiesen, als Lehrstunde in Sachen Selbständigkeit, Überlebenskunst und Entschlossenheit. Sie hatte sie aus der Falle befreit, in der sie seit ihrer Kindheit gesteckt hatte.

Lorne Wood würde niemals Gelegenheit bekommen, irgendetwas von all dem zu lernen, dachte sie jetzt, als die Sonne kraftvoll durch das Erkerfenster hereinschien. Ein ganzes Kapitel ihres Lebens würde niemals geöffnet werden.

Zoë stellte den Kaffee hin, ging umher und öffnete Schränke und Schubladen, bis sie eine Dose Slazenger-Tennisbälle gefunden hatte. Die hatte sie seit zwei oder drei Sommern – seit sie sich in den Kopf gesetzt hatte, jede Frau im Polizei-Tennisclub in Portishead zu besiegen. Das war ihr in sechs Monaten gelungen, und sie hatte ihre Aufmerksamkeit den Männern zugewandt. Aber keiner der Männer hatte noch mit ihr spielen wollen, und da war es ihr langweilig geworden, und sie hatte aufgehört.

Ben lag im Bett und schlief noch. Zoë setzte sich mit dem Rücken zur Treppe auf die Armlehne des Sofas und öffnete die Dose. Die Bälle rochen nach Gummi und altem Sommergras. Sie ließ einen herausrollen und einmal auf dem Boden aufspringen. Dann blies sie darauf, um Flusen und Staub zu entfernen. Sie rieb den Ball am Ärmel, machte

den Mund weit auf und drückte den Ball hinein, so weit es ging.

Es war überraschend leicht, und er blieb mit der umfangreichsten Stelle zwischen ihren Zähnen klemmen, halb im Mund, halb draußen. Der trockene, nach Chemie schmeckende Filz schob ihre Zunge nach hinten, sodass der Würgreflex einsetzte. Ihr erster Impuls war es, den Ball her auszureißen – es war wirklich, als hörte sie die Knorpel am Kiefergelenk knacken –, aber sie grub die Finger in die Armlehne, schloss die Augen und versuchte, an dem Ball vorbeizuatmen. Sie zwang sich dazu, sich vorzustellen, der Ball sei mit Klebstreifen in ihrem Mund befestigt. Sie fing an zu zittern, unter ihren Achseln brach der Schweiß aus, und auf ihrer Netzhaut zerplatzten kleine schwarze und weiße Sterne. Als sie dachte, die Haut an ihren Mundwinkeln werde reißen, wie sie es bei Lorne getan hatte, riss sie sich den Ball aus dem Mund und ließ ihn über den Boden kullern, wo er dicke Speichelfäden hinter sich herzog.

Zitternd sank sie auf das Sofa und schnappte nach Luft, während der Ball immer weiter über den Boden rollte, bis er gegen den Vorhang stieß und bebend zum Stehen kam.



»Hey, da bist du ja.« Steve stand nackt in der Küchentür. Er rieb sich die Augen und streckte die Arme über den Kopf. »Gott, hab ich gut geschlafen. Ich find's toll hier.«

»Setz dich.« Sally nahm ein Gummiband aus einer Schublade, wickelte es um den Kartenstapel, auf dem Millies Karte zuoberst lag, und legte den Stapel hinten in eine der Schubladen. Dann sah sie nach der Milch auf dem Herd. »Ich muss los. Muss um neun bei der Arbeit sein.«

»Keine Zeit zum Knutschen?«

»Ich muss zur Arbeit.«

Er lächelte und streckte sich noch ein bisschen. Seine Hände berührten die niedrige Decke, und er stemmte sich dagegen und drückte sich nach unten, beugte die Knie, dehnte seinen Körper und vertrieb den Schlaf knackend aus seinen Muskeln. Er war in jeder Hinsicht anders als Julian, der blass und unbehaart gewesen war, mit weichen Armen

und weiblichen Hüften. Steve war groß und dunkelhaarig und hatte einen kräftigen, sonnengebräunten Nacken. Seine Beine waren hart und haarig wie die eines Zentauren. Als er sich gestreckt hatte, hatte es ausgesehen, als sei eine von Leonardo da Vincis anatomischen Studien zum Leben erwacht.

Sally stand am Herd, schäumte die Milch auf und warf ihm verstohlene Blicke zu, als er gähmend herumspazierte und in den Kühlschrank schaute. Seit vier Monaten waren sie zusammen, und sie konnte immer noch nicht richtig glauben, dass er hier war. Mit Steve hatte sie immer nur Sex im Kopf: Wenn sie zwischen zwei Putzjobs auch nur eine halbe Stunde Zeit hatte, flitzte sie zu ihm nach Hause, und sie landeten nackt auf dem Boden in der Küche. Oder auf der Treppe, auf halbem Weg zum Schlafzimmer. Es war völlig anders als mit Julian. Vielleicht hatte sie ja ihre Midlife-Crisis. Mit fünfunddreißig.

Steve arbeitete in der »Industriespionage«. Sally wusste nicht genau, was das heißen sollte, aber er hatte anscheinend ständig mit Leuten zu tun, die an fernen, glanzvollen Orten lebten. Sein Adressbuch, das sie einmal bei ihm zu

Hause offen hatte herumliegen sehen, war voll von Adressen in den Emiraten, in Liberia und Südafrika, und mehr als einmal hatte er seinen Wecker stellen müssen, um mitten in der Nacht aufzustehen und ein Konferenzgespräch mit jemandem in Peru oder Bolivien zu führen. Wenn er das Haus verließ, trug er einen Anzug, aber in ihrer Fantasie waren es ein schwarzes Polohemd und Jeans, und in seinen Schuhsohlen steckten verborgene Messer. Sie hatte keine Ahnung, warum er mit einer so dummen Frau wie ihr zusammen sein wollte. Er brauchte sie nur anzusehen, schon kippte sie rückwärts aufs Bett, machte die Beine breit und lächelte dankbar.

»Und?« Er verschränkte die Finger und ließ die Knöchel knacken. Rollte den Kopf herum. »Wo arbeitest du heute?«

»Im Norden.«

»Nicht wieder bei Goldrab?«

»Nein. Nicht heute.« Sie löffelte den Milchschaum in zwei Tassen Kaffee, ließ ein bisschen Kakaopulver aus einem chromfarbenen Mehlstreuer daraufrieseln und stellte ihm die eine Tasse hin. Dann ging sie zum Backofen und legte die Croissants auf einen Teller. »Gestern hat er mir

einen anderen Job angeboten. Ich soll weiter putzen, aber außerdem die Verwaltung für sein Haus übernehmen.«

»Nimmst du an?«

»Es ist eine Menge Geld.«

Steve rührte in seinem Kaffee und dachte darüber nach.

»Hör mal«, sagte er nach einer Weile, »ich hab nie was gesagt, aber Tatsache ist, dass ich mir irgendwie Sorgen um dich mache, wenn du da bist.«

»Sorgen? Weshalb?«

»Sagen wir mal so: Ich weiß eine Menge über ihn. Eine Menge Sachen, die ich lieber nicht wüsste.«

Sie schlug die Backofentür zu, richtete sich auf und drehte sich zu ihm um. »Wie kommt das?« Sie strich sich das Haar aus der Stirn.

Er lachte. »Wie lange wohnst du schon in Bath? Kennst du ›Small World‹ in Disneyland? Da steigt man in ein kleines Boot und fährt um die ganze Welt, und dazu singt der Chor der Kinder dann: ›It's a Small World. It's a world of laughter, a world of tears.‹ So ist Bath auch: eine kleine, kleine Welt. Jeder weiß über jeden Bescheid.«

Sie nahm Marmelade und Butter aus dem Kühlschrank, holte Messer und Servietten aus der Schublade und dachte darüber nach. Er hatte recht. Alle hier kannten einander oder wussten voneinander, und die Leute redeten und tratschten so viel, dass man nie das Gefühl hatte, völlig den Kontakt zu ihnen zu verlieren, auch wenn man sie jahrelang nicht sah. So wusste sie ja auch, was Zoë trieb (Mum und Dad zu fragen wagte sie nicht; schließlich wusste sie, welche Geister sie damit wecken könnte). Über die Busch-trommel hatte sie anfangs auch Kenntnis von Steve bekommen, auf diese unbestimmte, vage Art, wie man etwas über die anderen Eltern in der Schule erfuhr, obwohl seine beiden Kinder viel älter als Millie waren und schon studierten. Wie sich herausstellte, hatten er und seine Ex sich am selben Tag scheiden lassen wie Sally und Julian. Auch Steve hatte gerüchteweise von ihrer Trennung gehört, und eines Tages, Monate später, hatte er sie in einem pinkfarbenen »HomeMaids«-Smart im Stau gesehen. Er hatte die Nummer angerufen, die auf der Wagentür stand, und sich vom Filialleiter mit ihr verbinden lassen. So war es in Bath. Eigentlich war es nur ein großes Dorf. Manchmal konnte es

ein bisschen unheimlich sein. Als könne sie keinen Schritt tun, ohne dass alle es erfuhren.

Aber wenn sie Steve jetzt so ansah, glaubte sie nicht so recht, dass die »kleine Welt«-Situation erklärte, dass er über David Bescheid wusste.

»Er ist doch nicht einer von deinen ...?« Sie suchte nach dem richtigen Wort. Wie würde er ihn bezeichnen? Kunde? Klient? Sie wusste so wenig über seinen Job. »Er hat dich doch nie beauftragt, oder?«

»Nein.«

»Aber du weißt trotzdem eine Menge über ihn?«

Steve runzelte die Stirn. »Ja ... schon«, sagte er unbestimmt. »Aber jetzt ist vielleicht nicht der richtige Augenblick, um darüber zu reden. Weißt du, gleich als Erstes am frühen Morgen.« Er zog die Zeitung heran und fing an zu lesen.

Doch Sally ließ nicht locker. »Ich weiß überhaupt nichts über deinen Job. Manchmal komme ich mir ein bisschen ahnungslos vor.«

Er schaute zu ihr auf. Er hatte sehr klare graue Augen. »Sally, das ist die Schattenseite daran. Wenn du auch nur

ein bisschen über meinen Job weißt, weißt du schon zu viel.«

»Und dann müsstest du mich umbringen.«

»Und dann müsste ich dich umbringen.« Er lächelte zerknirscht.

»Ich muss also vorsichtig sein. Das ist alles.« Sie versuchte, das zu verarbeiten. »Aber ich arbeite für ihn. Und er ist ein bisschen ... schräg. Vielleicht weißt du etwas, das ich wissen sollte. Etwas Wichtiges.«

Er schob die Lippen vor und klopfte nachdenklich mit dem Fingernagel an den Rand seiner Tasse, als überlege er, wie viel er gefahrlos sagen könnte. Nach einer Weile schob er die Tasse weg. »Okay – zumindest das kann ich dir sagen. Goldrab bezahlt mich nicht, sondern andersherum: Ich werde bezahlt, damit ich *ihn* durchleuchte.«

»Damit du *ihn* durchleuchtest? Warum?«

»Weiter geht die Seelenentblößung nicht. Tut mir leid. Wenn du für ihn arbeiten musst, kann ich dich nicht daran hindern. Ich bitte dich nur, nichts Unüberlegtes zu tun.«

»Oh«, sagte sie und kam sich ein bisschen naiv vor, weil sie das alles bisher nicht kapiert hatte. »Wie lange machst du das schon?«

»Eine ganze Weile. Ein paar Monate. Das ist ziemlich normal; viele meiner Objekte sind jahrelang in meinen Büchern. Aber wenn du die Wahrheit wissen willst, in letzter Zeit wächst der Druck auf Goldrab. Seit zwei Wochen werden einige meiner Klienten ein bisschen aggressiver, was ihn betrifft.«

»Meinst du Mooney?«

Steve stellte seine Tasse hin und starrte sie an. »Woher kennst du diesen Namen?«

»Ich glaube, ich habe gehört, wie du mit ihm telefoniert hast.«

»Dann vergiss es wieder. Bitte. Vergiss ihn.«

Sie lachte nervös. »Jetzt machst du mir Angst.«

»Na ja, vielleicht solltest du lieber ein bisschen Angst haben. Oder wenigstens vorsichtig sein. Goldrab ist eine miese Type, Sally. Eine ganz miese Type. Und die Tatsache, dass er frei herumläuft und nicht wegen irgendetwas lebenslänglich sitzt, beruht auf reinem Glück. Ernsthaft, ver-



giss, dass du diesen Namen jemals gehört hast. Um unser beider willen.«

## 12

»Da sind Katzen an deiner Hintertür.«

Zoë saß am Tisch vor den Fotos von Lornes Obduktion und rieb sich gedankenverloren den schmerzenden Kiefer, als Ben voll bekleidet ins Wohnzimmer kam und sich die Manschetten am Hemd zuknöpfte. Sie hatte nicht gehört, wie er aufgestanden oder die Treppe heruntergekommen war. Obwohl er weniger als fünf Stunden geschlafen hatte, sah er makellos aus. Er legte die Stirn an die Glastür und spähte hinunter zu den Katzen. »Die fressen.«

Zoë packte die Fotos in ihre Kuriertasche und stellte sie neben die Haustür. Sie schaltete den Wasserkocher ein. »Kaffee?«

»Du hast sie gefüttert«, stellte er verwundert fest. »Sie haben Schälchen da draußen.«

»Und?«

»Das ist lieb von dir.«

»Das ist nicht *lieb*, Ben. Ich bin nicht *lieb* zu ihnen. Ich füttere sie, damit sie nicht die ganze Nachbarschaft wecken. Jetzt lass uns deswegen mal keine Preisverleihung veranstalten, ja?«

Er drehte sich um und sah sie lange an, als habe sie ihn enttäuscht und als sei sie allein dafür verantwortlich, den Spaß und das Licht aus seinem Leben vertrieben zu haben. Sie schüttelte den Kopf, halb wütend auf sich selbst. Als sie gestern Abend ins Bett gekommen war, hatte er schon geschlafen. Oder er hatte sich schlafend gestellt – das hatte sie nicht erkennen können. Aber das Gespräch über Kinder hatte etwas Dünnes, Kaltes, Tückisches aus der Dunkelheit hereinkommen und lautlos zwischen sie gleiten lassen. Das wusste sie, das wusste er. Sie machte Kaffee, klapperte herum, löffelte Instantkörner in zwei Becher und goss ein bisschen Milch dazu.

»Hier«, sagte sie und reichte ihm einen Becher. »Möchtest du noch etwas anderes?«

Ben schwieg eine Zeitlang. Er schaute den Kaffeebecher an, dann sie.

»Was?«, fragte sie. »Was ist los?«

»Zoë, ich hab nachgedacht ...«

*O Gott.* Bekommen setzte sie sich an den Tisch. *Jetzt geht's los.* »Nachgedacht? Worüber?«

Er schwieg eine Weile. Wollte etwas sagen, tat es dann doch nicht.

»Was ist denn, Ben? Spuck's schon aus – worüber hast du nachgedacht?«

Aus seinen Augen verschwand das Glänzen. Er zuckte die Achseln und wandte sich zum Fenster. »Über das Telefongespräch.«

»Das *Telefongespräch*? Welches Telefongespräch?«

»Das Lorne mit Alice geführt hat. Es enthält etwas Wichtiges. Etwas, das nicht herausgekommen ist, als Lorne vermisst gemeldet worden ist.«

Zoë rührte sich nicht. Er war ausgewichen. Er hatte sich davor gedrückt, es zu sagen, was immer »es« sein mochte. Sie stand auf, kippte ihren Kaffee in die Spüle und wühlte ihren Autoschlüssel aus der Tasche. »Ich nehme heute den Wagen«, sagte sie. »Soll ich dich in die Stadt mitnehmen, oder fährst du selbst?«

Der Police Superintendent von Bath war Ende fünfzig. Er hatte lockiges blondes Haar, das er sehr kurz hielt, und eine Haut, die leicht verbrannte. Er hatte das Leben als Polizist in der Schusswaffenabteilung begonnen, war dann zur Kriminalpolizei gegangen und bereute den Wechsel bis auf den heutigen Tag. Er trug immer noch das blaugelbe Abzeichen der National Rifle Association an seinem Revers, hatte eine ganze Wand voll Fotos von sich selbst auf dem Schießstand und schien jedes einzelne Mitglied des Teams für den größten Fehler seines Lebens verantwortlich zu machen. An diesem Morgen sah er aus, als wäre er viel lieber draußen im Club, um dort einem »vorrückenden Hunnen« die Rübe wegzuballern, statt bei der größten Mordfallermittlung, die es in dieser Stadt seit Jahren gegeben hatte, auf der Kommandobrücke zu stehen.

»Das ist ein scheußliches, scheußliches Verbrechen. Sehr, sehr ernst. Das brauche ich Ihnen nicht zu sagen – Sie haben alle die Obduktionsfotos gesehen. Aber ich möchte Sie ermahnen, einen klaren Kopf zu behalten. Es gibt vieles zu bedenken. Die meisten von Ihnen kennen die Details, aber lassen Sie uns trotzdem die einzelnen Punkte nochmals zusammenfassen, damit nichts übersehen wird.« Er hob seinen Kaffeebecher und deutete damit auf die Punkte, die er auf dem Whiteboard umrissen hatte. »Also: Lorne, ein beliebtes Mädchen, sehr hübsch, wie Sie sehen können. Ein großer Freundeskreis, obwohl bis jetzt noch niemand etwas von einem festen Freund erwähnt hat. Als Erstes möchte ich die Liste der Gegenstände durchgehen, die für die Suchteams wichtig sind. Kleinigkeiten hier und da, aber hauptsächlich Gegenstände aus Lornes persönlichem Besitz, die abhandengekommen sind.«

Er zeigte auf das Foto, auf dem Lornes blutiges linkes Ohr zu sehen war. Der Mörder hatte ihr den Ohrring herausgerissen, und das Ohrläppchen war von der Mitte bis zum unteren Rand aufgeschlitzt. Ein Foto des anderen Ohrs zeigte, dass der Ohrring dort intakt war. »Nummer eins:

ein Ohrring. Ziemlich ungewöhnliches Design. Anscheinend hat ihr Vater ihn in Tanger für sie gekauft. Sehen Sie diese Filigranarbeit? Also ...« Er nickte zu den Corporals hinüber, die hinten im Raum standen, die Arme vor der Brust verschränkt. Sie kamen teils vom Revier in Bath, teils von der Major Crimes Investigation Unit, der Abteilung für Schwerverbrechen. »Sorgen Sie dafür, dass der Ohrring auf die Suchliste kommt.«

Zoë stand weit vorn und hatte die Hände in den Taschen ihrer schwarzen Jeans. Ihre Zunge war schwer vom Wein des vergangenen Abends, ihre Muskeln zuckten von all dem Kaffee, den sie getrunken hatte, um den Tag per Kickstart in Gang zu bringen, und ihr Kiefer tat noch weh von dem Tennisball, den sie sich in den Mund geschoben hatte. Ben lehnte mit verschränkten Armen neben ihr am Schreibtisch. Auf der Fahrt zum Dienst blieb sie normalerweise auf ihrem Bike direkt hinter seinem Wagen und schlängelte sich dann im dichten Verkehr an ihm vorbei. Heute hatte sie Abstand gehalten; nicht nur, weil sie das Auto genommen, sondern auch weil sie das Gefühl hatte, plötzlich kein Recht mehr auf Spaß und Spiele und kleine Flirts zu haben.

»Ihr Telefon ist verschwunden. Abgeschaltet. Aber es beruhigt mich zu wissen, dass die Telefonieüberwachung ein Auge darauf hat. Stimmt's?«

Der Sergeant, der im Team für die Netzdatenauswertung verantwortlich war, nickte. »Vodafone ist ein prima Netz«, sagte er. »Das einzige in Großbritannien, in dem man eine Zellenstandortanalyse in Echtzeit machen kann. Sobald er das Telefon einschaltet, haben sie es.«

»Bloß«, sagte der Superintendent, »sind die Chancen, dass er es tut, gleich null, wenn wir realistisch sind. Wahrscheinlicher ist, dass er es weggeworfen hat. Ich hoffe also, es ist bei den Suchteam-Briefings erwähnt worden. Es handelt sich um ein iPhone in Weiß.«

Er stellte seinen Becher hin und nahm eine pinkfarbene Fleeceweste. Er schob den Finger durch den Aufhänger und ließ das Teil vor den Polizisten baumeln. »Ihre Mum schwört Stein und Bein, dass sie so etwas getragen hat, als sie das Haus verließ. Es war nicht bei den Sachen, die wir am Tatort gefunden haben; also machen Sie für die Suchteams ein Sternchen. Und als Letztes ist da die Plane, die Sie auf den Fotos gesehen haben. Wir haben die Boots-



eigentümer da unten abgeklappert, und sie sagen alle das Gleiche. So etwas gehört zur Standardausrüstung der Kähne; sie decken damit Holz und Kohle ab und was weiß ich. Aber niemand vermisst so eine Plane. Auf dem Kanalabschnitt gibt es viele Boote, die über Nacht da festmachen, ganz formlos, weil man für die ersten vierundzwanzig Stunden nichts bezahlen muss. Sprechen Sie mit allen Bootshäusern, und jemand soll auch mit British Waterways sprechen und nachfragen, ob der Gewässerwart jemanden gesehen hat, der über Nacht dort gelegen hat. Jemand soll Fotos der Plane verteilen – und von der Fleece-Weste. Lassen Sie entweder von der Asservatenkammer noch ein Foto von dem Ohrring machen oder bearbeiten Sie das hier mit Photoshop, damit das tote Ohr nicht mehr dranhängt, und dann geben Sie es der Presseabteilung, damit die Medien es bekommen. Ben? Zoë? Kann ich Ihnen beiden die Entscheidung überlassen, wie das alles am besten aufzuteilen ist?«

Zoë nickte. Ben streckte den Daumen hoch.

»Gut. Dann ...« Der Superintendent rieb sich die Hände, als habe er noch ein unerwartetes Bonbon auf Lager. »Wie

Sie sehen, haben wir einiges zu tun und so manchen routinemäßigen Weg zu gehen. Aber ich möchte noch etwas in Ihre Pipeline einleiten. Wir haben heute einen Gast.«

Alle Augen im Raum richteten sich automatisch auf die junge Frau, die während der ganzen Besprechung geduldig in der Ecke gesessen hatte. Mit ihrem langen, gepflegten dunklen Haar wirkte sie adrett und ruhig; sie trug eine weiße Bluse und eine sehr enge flaschengrüne Hose zu hochhackigen Sandalen, die unter den Säumen hervorschauten. Ihre Haut hatte eine leichte Sonnenbräune, und ihre Nägel waren lackiert und sauber manikürt. Zoë hatte schon bemerkt, dass viele Männer sie anschauten.

»Das ist Debbie Harry. Nicht verwandt, wie ich aus zuverlässiger Quelle weiß, mit der anderen Debbie Harry, der von *Blondie*.«

»Leider.« Debbie schüttelte betrübt den Kopf. »Davon kann ich nur träumen, wissen Sie.«

Ein oder zwei Männer lachten. Goodsy, der in der letzten Reihe stand, flüsterte seinem Nachbarn etwas ins Ohr. Zoë konnte sich denken, was er sagte.

»Also, Sie kommen von der Bristol University, steht hier, und Sie sind forensische Psychiaterin.«

»Psychologin.«

»Psychologin, Verzeihung. Ein bisschen so was wie in ›Fitz‹?«

»Genau.«

»Komisch.« Der Superintendent legte eine Hand vor den Mund und sagte im Flüsterton eines Theaterschauspielers: »Sie sieht nicht aus wie Robbie Coltrane, finde ich.«

Diesmal lachten fast alle. Aber nicht Zoë. Sie erinnerte sich genau, dass der Superintendent immer wieder erklärt hatte, dass er niemals, niemals »einen verschissenen Seelenklempner« auf weniger als eine Meile an seine Einsatzzentrale herankommen ließe. Das seien lauter Quacksalber und Schwuchteln, die ihren Kopf nicht vom Arsch unterscheiden könnten. Offensichtlich war er noch nie einem »Seelenklempner« begegnet, der aussah wie dieser hier. Wenn man sie so sah, konnte man glauben, dass Honig aus ihrem Mund floss, sobald sie ihn aufmachte. Sie stand auf, ging nach vorn und lehnte sich lässig an den Schreibtisch, als sei sie in ihrem eigenen Seminarraum. Dann legte sie

ein Bein über das andere, gerade so weit, dass es kokett aussah, ohne wirklich provokant zu wirken. Ein cleveres Mädel, dachte Zoë. Sie wusste, welche Wirkung sie damit auf einen Raum voller Männer haben würde.

»Schauen Sie«, sagte Debbie mit strahlendem, offenem Gesichtsausdruck, »ich weiß, es erfordert bei einigen von Ihnen einen großen Vertrauensvorschuss, wenn ich Sie bitte, diesen Fall einmal nicht aufgrund der Beweislage, sondern aus einer psychoanalytischen Perspektive zu betrachten, unter dem Aspekt des psychologischen Profils des Täters. Wahrscheinlich klingt das für viele von Ihnen nach Voodoo.« Sie lächelte. »Aber wenn Sie bereit sind, mir diesen Vertrauensvorschuss zu gewähren, kann ich Ihnen versprechen, dass ich an Ihrer Seite sein werde.«

Zoë atmete tief und geduldig ein und aus. Nicht zum ersten Mal hörte sie, wie Psychologen ihre Sprüche abließen. Gelaber über Erregungs- und Machtbestätigungstäter, lange Analysen der Gründe, weshalb das Schwein getan hatte, was es getan hatte. Welche Augenfarbe er hatte, was für Unterwäsche er trug, was er am Morgen der Tat zum Frühstück gegessen hatte. Nach ihrer Erfahrung taugten diese

Dinge als Ermittlungswerkzeuge nicht besonders viel, und in manchen Fällen waren sie regelrecht destruktiv. Trotzdem schworen manche Kriminalpolizisten darauf, und an dem leuchtenden Funkeln im Auge des Superintendent sah sie, dass er auch frisch bekehrt war. Erstaunlich, was zwei hübsche Beine und ein Lächeln so alles bewirken konnten.

»Erstens«, sagte Debbie klar und deutlich, »ich nehme an, die Frage, die für Sie alle an erster Stelle steht, die größte Frage, betrifft das, was er geschrieben hat.« Sie richtete den Blick auf das Whiteboard, an dem die vergrößerten Fotos von Lornes Bauch klebten. Daneben hatte jemand in runder Schreibschrift die Worte notiert.

*No one.*

»Da frage ich mich«, sagte Debbie nachdenklich, »ich frage mich, ist das eine Botschaft an uns? Könnte sein. Oder an Lorne? Oder eine Äußerung, die sich an den Mörder selbst richtet? Denken wir einmal gründlich über das Wort ›*niemand*‹ nach. Bedeutet es, dass Lorne für ihn ein Niemand ist? Ein Nichts? Wertlos? Oder ist es etwas anderes? Soll es heißen, dass *er* ein Niemand ist? Dass niemand sich für ihn interessiert? *Niemand versteht mich*. Ich neige

zu der Auffassung, dass so etwas dahintersteckt. Das würde bedeuten, dass wir es mit jemandem zu tun haben, dessen Selbstwertgefühl sehr gering ist. Er könnte der Typ sein, der unnatürlich intensive Beziehungen zu Leuten entwickelt – der schnell eifersüchtig oder gekränkt ist. Und jetzt, nachdem er Lorne ermordet hat, könnte er in eine Phase der Selbstvorwürfe geraten. Es könnte zu einem Selbstmordversuch kommen. Vielleicht hat es schon einen gegeben, und deshalb schlage ich vor, dass Sie die Suizidfälle und Einweisungen überprüfen, die sich nach ihrem Tod ereignet haben.« Debbie wandte sich wieder der Tafel zu. Sie genoss die Sache. Wie eine Grundschullehrerin vor einer Klasse voll strahlender Kinder, die sie hingerissen anstarrten. »Nehmen wir uns den nächsten Satz vor. Er hat etwas auf ihren Schenkel geschrieben, das aussieht wie ›*all like her*‹. ›Alle wie sie‹? Irgendwelche Ideen dazu?« Sie kratzte sich am Kopf, ein subtiler Hinweis darauf, dass das Team *mit* ihr brainstormen sollte und dass sie ihnen nicht einfach nur ihre Theorien vor den Latz knallte. »Irgendwelche Überlegungen?«

Die Männer warteten achselzuckend darauf, dass sie ihnen die Antwort präsentierte.

»Okay.« Sie schlang die Hände um ein Knie und legte schüchtern den Kopf zur Seite. »Ich will ein bisschen vorwitzig sein. Ich will Sie bei der Hand nehmen und mich mit Ihnen ein Stück weit aus dem Fenster lehnen. Ich sage Ihnen, dass Lorne ihren Mörder meiner Ansicht nach kannte.«

Die Leute wurden aufmerksam, und ein Raunen ging durch das Zimmer. Zoë warf einen Blick zu Ben hinüber, um zu sehen, wie er reagierte. Er hielt den Kopf gesenkt und kritzelte geschäftig auf dem gewohnten gelben Notizblock. Wahrscheinlich, um nicht laut loszulachen, dachte sie.

Debbie hob die Hand, um das Gemurmel zur Ruhe zu bringen. »Ich weiß, es ist eine waghalsige Vermutung, aber lassen Sie mich einen Moment lang damit arbeiten. Was wissen wir über Lorne?«

»Dass sie beliebt war«, sagte der Netzdaten-Sergeant. »Sie hatte viele Freunde, viele männliche Bewunderer. Der Satz könnte also auch heißen: ›Alle mögen sie‹.«

»Genau.« Debbie strahlte ihn triumphierend an. »Genau. Der Satz handelt unmittelbar von Lorne. Und falls Sie denken, ich klammere mich hier an einen Strohalm, um eine kümmerliche Theorie zu stützen, lassen Sie mich noch etwas anderes sagen. Ich habe Lornes tragische Verletzungen analysiert, und sie bestätigen meine Schlussfolgerungen über den, der sie an jenem Abend angegriffen hat. Er hat es definitiv von vorn getan. Der Rechtsmediziner sagt, es war ein einziger Schlag, der sie außer Gefecht setzte und das Bluten der Nase verursachte. Nichts deutet darauf hin, dass sie versucht hat, wegzulaufen, und niemand hat Schreie gehört. Ihr Angreifer ist sehr nah an sie herangekommen, sehr nah, und sie hat es zugelassen. Hätte sie das getan, wenn sie ihn nicht gekannt hätte? Nein, lautet die Antwort, sie hätte es nicht zugelassen. Tatsächlich ...« Sie vollführte eine kleine Pantomime, in der sie sich vorbeugte und mit den Armen ruderte, als verliere sie das Gleichgewicht. »... wenn ich mich schon mal so weit aus dem Fenster lehne – *huch!* –, kann ich mich auch gleich ganz hinausstürzen und sagen, *ich* würde nicht ausschließen, dass der Täter möglicherweise eine Beziehung zu Lorne hatte



oder zu haben glaubte. Außerdem glaube ich, er könnte ungefähr in Lornes Alter sein. Vielleicht ist er ein oder zwei Jahre älter. Und wahrscheinlich stammt er aus demselben ethnischen und sozio-politischen Milieu. Vielleicht gehört er sogar zu ihrer Peergroup.«

Der Superintendent hob die Hand. »Eine Frage.«

O bitte, dachte Zoë, frag sie, warum sie so einen Scheiß erzählt. Na los, frag sie.

»Sie sagen, er ist ungefähr in ihrem Alter?«

»Ein Jahr hin oder her, ja.«

»Und warum glauben Sie, dass sie ihn kannte?«

»Sie hat einen Schlag ins Gesicht bekommen. Das ist ein klassisches Anzeichen. Wir sprechen dabei von Depersonalisierung. Aber bevor ich mich so weit hinauslehne ...«, Debbie schenkte ihnen ein Millionen-Dollar-Lächeln und stellte kostspielige Dentalarbeiten zur Schau, »... schwenke ich jetzt doch lieber wieder zurück. Sehen Sie? Ich stehe brav und wohlbehalten am Fenster, und ich möchte eines ganz, ganz klar sagen. Okay?«

»Okay«, antworteten ein oder zwei Stimmen.

»Ich möchte Ihnen klipp und klar sagen, dass meine Gedanken Ihnen nur eine Art *Hilfestellung* geben sollen. Und dass sie nur *meine* Sicht der Dinge wiedergeben. Sie sind allesamt erwachsen, und ich möchte Sie nicht bevormunden. Aber Sie sollten jederzeit offen für alles bleiben. Bitte.« Sie seufzte, als sei dies der große Haken an ihrem Job: dass ihr Wort jederzeit für alle das Evangelium war. »Ich wiederhole: *Bleiben Sie jederzeit offen für alles.*«

»*Mann Mann Mann.*« Nach der Besprechung kam Zoë in Bens Büro gerauscht, ohne anzuklopfen. Sie war die Einzige im ganzen Gebäude, die das durfte. Sie ließ sich auf einen Stuhl fallen, verschränkte die Arme, streckte die Beine aus und bohrte die Absätze in den Teppichboden. »Herr-jemine, ist das denn zu fassen? Der Superintendent lässt sich am Schwanz durch die Manege führen. Mit dem Mörder bekannt? Im gleichen Alter? Und das alles nur aufgrund ihrer Verletzungen? ›Der Schlag ins Gesicht ist ein klassisches Zeichen für Depersonalisierung.« Ich meine, Scheiße, Ben, die gleiche Verletzung siehst du bei ungefähr achtzig Prozent aller Überfälle, in denen wir ermitteln, und

die meisten Opfer haben ihren Angreifer noch nie vorher gesehen. Erinnerst du dich an die Fotos, die sie uns in dem Kursus damals zum Thema Depersonalisierung gezeigt haben? *Das* war Depersonalisierung. Augäpfel ausgestochen. Zeug in die Stirn geritzt. Nasen abgeschnitten. Siebenundzwanzig einzelne Verletzungen im Gesicht. Aber Debbie »nicht *die* Debbie« Harry erzählt uns, ein einzelner Schlag ins Gesicht ...« Sie ließ den Satz in der Schwebe. Ben schüttelte nicht etwa betrübt den Kopf über diese entsetzliche Situation. Er saß nur schweigend da und beobachtete sie mit ausdruckslosem Blick.

»Was?«, fragte sie. »Was guckst du so? Du stimmst ihr doch nicht zu, oder?«

»Natürlich nicht. Sie hat uns wie Zweijährige behandelt.«

»Aber?«

»Was sie über das Schreibsel gesagt hat, war nicht völlig abwegig. Einiges davon hatte durchaus was für sich.«

»Hatte durchaus was für sich?« Zoë starrte ihn mit offenem Mund an. Das war unglaublich, einfach unglaublich!

»Nein. Das ist nur deine kleine Rache. Weil ich gestern Abend irgendwas gesagt habe, das dir nicht gepasst hat.«

»Ich sage es, weil es plausibel klingt.«

»*Plausibel?* Versuch's mal mit *unverantwortlich*. Hast du dir mal überlegt, wie gefährlich es ist, wenn wir die Fahndung auf einen Täter im Teenageralter reduzieren? All diese Neandertaler, denen in der Einsatzbesprechung beim Anblick eines Mädels in enger Hose die Zunge bis auf den Boden baumelte, die werden jetzt mit so stark eingeschränkten Parametern an die Arbeit gehen, dass der Mörder glattweg an ihnen vorbeispazieren kann, und wenn er nicht der weiße Middleclass-Privatschüler ist, der er nach Debbie's Auffassung sein soll, dann geht er ihnen glatt durch die Lappen. Diese Theorie ist in vielerlei Hinsicht falsch. Und ich habe kein gutes Gefühl dabei. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass jemand, der so jung ist, zu so einer brutalen Tat fähig ist.«

»Da bin ich anderer Meinung.«

»Wir leben in einem freien Land, Ben. Und es ist gut, dass wir unterschiedlicher Meinung sind. Solange du nicht

vergisst, jederzeit offen für alles zu bleiben. Das hat sogar Sonnenscheinchen gesagt.«

»Selbstverständlich. Selbstverständlich bleibe ich offen.« Er schob seine makellose Manschette zurück und schaute auf die Uhr. »So, es ist neun. Was übernimmst du?«

»Na, ich werde keine Schuljungen befragen, das verspreche ich dir. Vielleicht tue ich mal etwas wirklich Radikales – zum Beispiel könnte ich eine Ermittlung auf der Grundlage des vorliegenden Materials führen. So, wie wir es gelernt haben, weißt du? Ich könnte versuchen herauszufinden, von welchem Boot die Plane stammt.« Sie schob den Stuhl zurück und stand auf. »Oder, noch besser, ich treffe mich mit dem Familienbetreuer und spreche mit der Familie Wood. Und du?«

»Alice Morecombe, die Freundin am Telefon. Ich muss herausfinden, worum es bei diesem letzten Gespräch gegangen ist. Und dann ...«

Sie sah ihn mit hochgezogenen Brauen an. »Und dann?«

»Schnapp ich mir ein paar Leute und geh in die Schule. Um mit allen Jungs in Lornes Jahrgang zu sprechen – und mit denen im Jahrgang über ihr.«

Resigniert schüttelte sie den Kopf. »Heißt das, wir stehen auf Kriegsfuß miteinander?«

»Sei nicht albern. Wir sind erwachsen. Oder?«

Sie sah ihm fest in die Augen. »Das hoffe ich, Ben. Das hoffe ich wirklich.« Sie schaute ihn noch ein paar Sekunden länger an und warf dann einen Blick auf die Uhr. »Magst du heute Abend auf einen Drink vorbeikommen? Je nachdem, wie der Tag läuft?«

»Gern.« Er lächelte kurz, und dann drehte er seinen Monitor herum und gab sein Passwort ein.

»Dann bis später, ja?« Sie schaute seine Finger auf der Tastatur an. »Gegen sieben?«

»Gegen sieben.« Er wandte den Blick nicht vom Computer. »Einverstanden.«

Zoë wäre überall mit der Harley hingefahren, aber der Superintendent war entsetzt bei der Vorstellung, dass sie in Ledermontur zu Befragungen anrollte; also benutzte sie im Dienst ihr Auto, einen uralten Mondeo, den sie billig bekommen hatte, als die Polizei einen Teil ihres Fuhrparks abgestoßen hatte. Die Woods wohnten draußen bei Basteaston, und um dort hinzukommen, musste sie an der exklusiven Faulkener's School vorbeifahren, zu der Ben sein Team geschickt hatte, um die Kids befragen zu lassen. Sie fuhr langsamer, spähte durch die rhododendrongesäumte Zufahrt und sah all die Streifenwagen und zivilen Fahrzeuge, die dort parkten. Eine ganze Reihe. Sie wusste schon jetzt, wohin dieser Fall laufen würde: Der Superintendent würde sämtliche Ressourcen auf Debbie Harrys Theorien verwenden. Zoë sah, dass sie in der nächsten Zeit kräftig gegen den Strom würde schwimmen müssen.

Als sie an der Schule vorbei war, gab sie Gas und brems-te sofort wieder ab. Ungefähr hundert Meter weit vor ihr am Randstein parkte ein violetter Mitsubishi-Shogun-Ge-ländewagen. Es war ein echtes Sahnestück, aufgemotzt wie eine Zuhälterkarre mit angeklemmten Trittbrettern, Angel-Eye-Scheinwerfern und protzigem Auspuffrohr. Am Steuer saß ein berüchtigtes Exemplar des lokalen Abschaums: Jake Drago, aus irgendeinem Grund, der sich ihr nicht erschloss, auch bekannt als Jake the Peg – der »Zapfen«. Jake the Peg, klapperdürr und immer in Bewegung, hatte fast die Hälfte seines Erwachsenenlebens im Knast verbracht, hauptsächlich wegen dämlicher Schlägereien und Drogen-handels. Aber in den letzten zwei Jahren, erzählte man, hatte er die Kurve gekriegt und es irgendwie geschafft, nicht mehr aus der Bahn zu fliegen. Zoë hatte allerdings ihre Zweifel. Sie fuhr vorbei, hielt an, stieg aus und stopfte ihr Shirt in die Jeans, als sie auf dem Gehweg zu ihm zurück-ging.

»Hey.« Jake stieg aus, als sie herankam. Er schlug die Tür zu, lehnte sich dagegen, verschränkte die Arme und taxierte sie ausgiebig von unten nach oben, von den hoch-



hackigen Cowboy-Boots bis zu dem schwarzen Hemd mit den aufgekrempelten Ärmeln.

»Hey, Jake.« Einen Schritt vor ihm blieb sie stehen und lächelte freundlich. Es stimmte, was man erzählte: Er sah verändert aus. Er war sauber, und er hatte an Gewicht und Muskeln zugelegt. Unter seiner engen weißen Weste wölben sich aufgepumpte Brustmuskeln. Sein dunkles Haar war an den Seiten kurzgeschnitten und oben hochgegelt. Er war sehr braun und glänzte wie eine Speckschwarte, und offen gestanden, fand sie, sah er aus, als sei er unterwegs in die Disco. »Im Laufe der Jahre hast du wohl nicht viel gelernt, Kumpel. Versuch mal, in Amerika aus so 'nem Wagen auszusteigen, wenn ein Cop auf dich zukommt! Der schießt dich höchstwahrscheinlich sofort über den Haufen. Hier riskierst du nur, dass ich mich frage, ob du da drin was versteckst. Dann muss ich nämlich den Wagen durchsuchen oder dich ins Röhrchen blasen lassen, und von da an wird's echt öde.«

»Woher weiß ich, dass Sie ein Cop sind?«

»Oh, bitte.« Sie lachte – leise und gezwungen – und sah sich um, ob vielleicht jemand da war, der diesen Witz mit

ihr zusammen lustig finden könnte. »Bitte. Versuch's gar nicht erst. Das wäre doch unter unserem Niveau.«

»Was wollen Sie?«

»Was ich will? Ich will mir dein Muscle Car ansehen.«  
Sie legte eine Hand auf die Motorhaube. »Der ist nagelneu, Peg. Steht dir gut.«

»Ich hab's eilig.«

»Hab ich gesehen. Sitzt da in der Morgensonne. Ich hab gesehen, wie eilig du es hast.«

Er zog die Stirn kraus. »Allmählich geht mir das auf den Sack.«

Sie schaute hinüber zur Schuleinfahrt mit dem großen, verschnörkelten Tor und den zivilen Polizeiwagen, die man nur erkannte, wenn man selbst Polizist war. »Was machst du hier bei der Schule? Wieso sitzt du ausgerechnet hier?«

Er starrte sie angespannt und nervös zuckend an. Dann lächelte er und ließ einen Diamanten in einem Schneidezahn aufblitzen. »Ich bin pervers. Wussten Sie das nicht? Dass ich die kleinen Mädchen in ihren kurzen Röckchen beobachte?« Er rieb sich die Schenkel. »*Fuck*, die machen mich total heiß. Da muss ich immer an Sachen denken, an

die ich besser nicht denken sollte, sagt mein Bewährungshelfer.«

»Ja, ja, ja. Nach all den Jahren hältst du mich immer noch für blöd. Du bist kein Kinderficker, Peg. Du bist ein mieses Stück Scheiße, das die braven Bürger von Bath eines Tages, so Gott will, für immer von ihren Schuhsohlen abkratzen werden. Aber ein Kinderficker bist du nicht. Also, was läuft hier? Dealst du an die verwöhnten kleinen Jungs und Mädels da drin?«

»Ich hab mich ausgeruht. Die Augen zugemacht.«

»Du hast von dem Mord gehört? So was spricht sich rum.«

»Natürlich hab ich's gehört.«

»Du weißt, wann es passiert ist?«

»Ja. Vorgestern Nacht.«

»Und du weißt, wo?«

»Da drüben.« Er deutete mit dem Kopf in Richtung Kanal. »Da unten haben sie sie gefunden, oder?«

»Und du hast nichts gesehen?«

»Ich? Ich? Nichts. Ich hab nichts gesehen.«

»Bist du sicher? Ich meine, ich könnte jetzt ein bisschen rumwühlen in diesem ekligen, aufgepimpten Haufen Scheiße, mit dem du hier rumfährst, du jämmerlicher Vogel, und dich dann mitnehmen. Also, bist du sicher?«

»Ich bin sicher.« Er schob die Hände unter die Achseln und fixierte ihr Kinn. »Hundertpro.«

»Weißt du, es ist bloß so, dass ich eine Frau bin. Deshalb hab ich ein Gedächtnis wie ein Elefant. Nie kann ich sagen: Schwamm drüber. Verstehst du? Und was ich bei dir *nie-**mals* vergessen werde, Peggie, ist, dass du die Polizei belügst. Jedes Mal, wenn wir dich am Arsch haben, lügst du. Also, sag's mir. Hast du was gesehen?«

Er klapperte mit den Lidern. Eine Reihe von Schweißperlen war auf seine Oberlippe getreten. »Weiß nicht. Vielleicht. Vielleicht hab ich sie mit einem von den Jungs gesehen. Da unten. Beim Kanal.«

»Mit einem von den *Jungs*? Was heißt ›mit einem von den Jungs‹?«

»Ein Schüler. Sie sind da drüben in den Wald gegangen.«

Einen Moment lang wusste Zoë wirklich nicht, was sie sagen sollte. Sie starrte auf seinen gelglänzenden Kopf hin-

unter und stellte sich vor, wie gern Debbie Harry diese Worte aus seinem Mund gehört hätte. Die Bestätigung ihrer Theorie. Aber dann trat Jake von einem Fuß auf den anderen und kickte ein Steinchen weg und zappelte und wich ihrem Blick aus, und plötzlich kapierte sie. Er hatte Lorne mit niemandem gesehen. Er hatte überhaupt nichts gesehen. Er hatte den ganzen Tag hier draußen herumgesessen und seinen Stoff an die Faulkener's-Schüler verdeckelt, und wahrscheinlich hatten ein paar von denen ihm schon erzählt, dass die Polizei die Jungen vernahm. Er wollte, dass sie ihn in Ruhe ließ, und deshalb erzählte er wie ein Papagei das, was sie wahrscheinlich hören wollte.

Sie seufzte und ließ ihren Autoschlüssel um den Zeigefinger kreiseln. Eben war noch ein ziviler Polizeiwagen in die Zufahrt der Schule gefahren. Gegen den Strom schwimmen – das war es, was sie tat.

»So nett es auch jedes Mal ist, ein bisschen Zeit mit dir zu verbringen, Peggie«, sagte sie freundlich, »lasse ich dich jetzt doch lieber wieder an die Arbeit gehen. Das Geld wirst du bestimmt brauchen – bei dem Bußgeld, das ich dir

wegen der unerlaubten Heckblinker aufbrumme, wenn ich dich hier noch einmal rumhängen sehe.«

Das Haus der Woods stand auf einem parkähnlichen Grundstück, das fast einen halben Hektar groß war und an den Leinpfad am Kanal grenzte. Die schmale Zufahrt führte durch ein imposantes Rotholz-Wäldchen. Gepflegte Rasenflächen erstreckten sich zu beiden Seiten bis zu den Schuppen und Treibhäusern weiter hinten. Ein Rasenmähertraktor stand in der Sonne. Auf einem asphaltierten Abstellplatz entdeckte sie eine mit welken Winden beladene Schubkarre, die offenbar vergessen worden war. Das Haus selbst war relativ klein und unscheinbar – ein Kasten aus den dreißiger Jahren mit Kieselrauputz, adrett und gut gepflegt, aber fantasielos. An der Rückseite war ein Wintergarten mit PVC-Fensterrahmen angebaut worden, und darin standen geblünte Sessel und ein Esstisch mit weißleinerer Decke.

Zoë parkte und ging seitlich um das Haus herum. Der Familienbetreuer, der den Woods zugewiesen worden war, hatte sie auf Zoës Besuch vorbereitet. Er hatte ihnen gesagt, sie bringe keine Neuigkeiten, sondern wolle nur ein paar Fragen stellen; so war dafür gesorgt, dass sie nicht alle zusammenkamen und Zoë erwartungsvoll anstarrten. Lornes Vater war im Garten und blickte nicht einmal auf, als sie vorbeiging. Er trug einen australischen Wanderarbeiterhut mit baumelnden Korken an der Krempe, ein »Singha Beer«-T-Shirt und Shorts. Er zersägte eine gefällte Birke mit der Motorsäge in kleine Klötze, und obwohl er sie gesehen haben musste, wandte er dem Haus weiterhin den Rücken zu. Nach den Akten arbeitete er als Projektmanager in der Baubranche. Zoë vermutete, dass er nicht zu der gesellschaftlichen Schicht gehörte, in der man alkoholisierte Lynchtrupps aufstellte und den Mörder seiner Tochter an den nächsten Baum hängte, wer immer es sein mochte. Aber vorgestellt hatte er es sich sicher trotzdem. Er würde intellektuelle Auseinandersetzungen mit sich selbst geführt haben, gewaltige Schlachten der Vernunft, in denen es um die Rolle des Justizsystems und seine Logik gegan-



gen war. Um Vergebung und Menschlichkeit. Er würde diesen Stamm zersägen und sich vorstellen, es sei Lornes Mörder, den er da zerlegte.

Auf einer Bank auf der Terrasse saß ein großer, traurig aussehender Junge und schaute ihr entgegen. Er hatte die Ellenbogen auf die Knie gestützt und wippte leicht, als wolle er jeden Augenblick aufspringen. Er hatte dichtes, aschblondes Haar, und seine Chinos und das Sweatshirt, das er trug, sahen aus, als habe er darin geschlafen. Er musste Lornes Bruder sein, der über Nacht von der Universität in Durham nach Hause gefahren war. Er nickte ihr verlegen zu, hob die Hand und deutete zur Haustür und fuhr dann fort mit seinem nervösen Wippen.

Die Tür stand einen Spaltbreit offen. Zoë schob sie weiter auf und kam in einen Flur voller gerahmter Fotos. Pferdefotos: Gymkhana-Parcours, Ponys beim Springen über schwierige Hindernisse – Triple-Oxer und Cross-Country-Wälle. Eine junge Lorne, die unter einer Reitkappe hervorgrinste, die Arme um den Hals eines schwarzen Ponys gelegt, dessen Stirnriemen voller Turnierschleifen war.

»Hallo?«

»Hier drinnen«, antwortete eine Stimme am Ende des Korridors. Zoë ging weiter und kam in die Küche. Der Familienbetreuer saß vor einem Computer, und Mrs. Wood stand an der Arbeitsplatte und kritzelte wie wild in einem kleinen Notizbuch. Sie trug eine Cordhose und ein »Joules Elephant«-Polohemd, und ihre lockigen Haarmassen waren zurückgebunden. Als sie sich umdrehte, bemerkte Zoë zwei Dinge. Erstens hatte Mrs. Philippa Wood früher Philippa Snow geheißen und war vor fast zwanzig Jahren mit ihr zusammen im Internat gewesen. Und zweitens hatte Mrs. Wood im Grunde noch nicht akzeptiert, dass ihre Tochter tot war. Sie lächelte grimmig und mit pragmatischem Gesichtsausdruck, als sei sie entschlossen, den Besuch der Polizei so schnell wie möglich hinter sich zu bringen.

»Pippa Wood.« Sie begrüßte Zoë mit einem festen Händedruck. Wenn sie sie erkannte, erwähnte sie es nicht. »Kaffee? Dauert nur einen Moment.«

Zoë wechselte einen Blick mit dem Familienbetreuer, und der signalisierte mit langsamem Kopfnicken: »Ich hab's doch gesagt. Es ist noch nicht angekommen.«

»Ja bitte. Schwarz, mit zwei Stück Zucker.« Zoë verschränkte die Arme, lehnte sich an die Arbeitsplatte und sah zu, wie die Frau den Wasserkocher einschaltete und Tassen aus dem Schrank nahm. »Ich weiß, Sie haben gestern mit der Polizei gesprochen, Mrs. Wood, und auch am Tag davor, als Sie Lorne vermisst gemeldet haben. Sie dürfen nicht denken, dass wir Sie schikanieren wollen. Ich wollte nur wissen, ob sich über Nacht irgendetwas bei Ihnen ergeben hat. Ist Ihnen vielleicht noch etwas eingefallen? Gibt es in Ihrer Aussage etwas, das Sie ergänzen oder hinzufügen möchten?«

»Eigentlich nicht.« Pippa hielt ihr eine offene Keksdose mit Brownies und Löffelbiskuits hin. Zoë hatte seit Jahren keine Löffelbiskuits mehr gesehen. Sie nahm einen, und Pippa klappte den Deckel wieder zu. »Sie ist um eins aus der Schule gekommen. Samstags haben sie nur Halbtagsunterricht. Sie hat sich umgezogen und ist in die Stadt gegangen. Völlig normal.«

»Hat sie das oft getan?«

»Ja. Sie ist gern shoppen gegangen. Manche Läden im Zentrum sind bis sechs oder noch länger geöffnet.«

»Und sie hat nicht gesagt, dass sie sich mit jemandem treffen wollte?«

»Nein.« Sie nahm die Milch aus dem Kühlschrank. »Sie war gern allein unterwegs.«

»Was wollte sie kaufen?«

»Das Übliche. Kleidung. Natürlich war es in Wirklichkeit nur ein Schaufensterbummel; ich lasse sie kein Geld zum Fenster hinauswerfen. Sie wollte nach London und Model werden, und alles Geld, das ich ihr gegeben hätte, wäre für diese Spinnerei draufgegangen. Wir versuchen ihr den Wert des Geldes nahezubringen. Sie soll lernen, was vernünftige Ausgaben sind und was nicht. Aber bei Lorne geht so etwas zum einen Ohr rein und zum andern wieder raus. Ihr Bruder dagegen ...« Sie schüttelte den Kopf, als sei das Leben ihr ein Rätsel. »Ist es nicht erstaunlich, wie zwei Kinder mit den gleichen Genen so unterschiedlich ausfallen können?«

»Was ist denn eine ›vernünftige‹ Ausgabe?«

Pippa musterte Zoë, als habe sie den Verdacht, das sei eine Fangfrage. »Na, Kleider jedenfalls nicht. Zumindest nicht die Sachen, die sie haben will. Etwas Praktisches, ja,

vielleicht.« Zur Illustration schüttelte sie ihr eigenes Hosenbein. »Aber nicht das Glitzerzeug, das sie gut fand. Das fällt nach der ersten Wäsche auseinander.«

In der Schule hatten Zoë und Pippa zu verschiedenen Jahrgängen gehört, doch jetzt erinnerte Zoë sich allmählich wieder, welchen Ruf Pippa gehabt hatte: supersportlich, Captain der Hockeymannschaft, verrückt nach Pferden. Und beinhart.

»Hat sie ein Pferd?«

»Nicht mehr. Sie hatte eins, aber sie hat sich nicht darum gekümmert. Ich hätte das Pferd behalten, aber ich habe es zum Einreiten nicht weggegeben, sondern es selbst übernommen, und deshalb wäre es mit mir auf dem Rücken niemals glücklich gewesen. Und es war sowieso zu klein. Jetzt haben wir nur die Stute und den Fünfjährigen.«

Zoë knabberte nachdenklich an ihrem Löffelbiskuit und hielt die gewölbte Hand darunter, damit keine Zuckerkrümel auf den Küchenboden fallen konnten. Vor Jahren hatte sie einmal eine Routineermittlung durchgeführt, nachdem ein zwölfjähriges Mädchen von seinem Pferd abgeworfen und niedergetrampelt worden war und im Koma auf der In-

tensivstation lag. Während der Befragung war die Mutter in Tränen aufgelöst gewesen. Aber sie hatte aus Angst um das Pferd geweint, nicht wegen ihrer Tochter. Alles, was sie sagte, war: »Es war nicht seine Schuld. Es hat sich erschrocken – sie hätte es nicht auf die Straße reiten dürfen. Es war nicht seine Schuld.« Zoë leckte sich sorgfältig die Finger ab, und dann lehnte sie sich zur Küchentür hinaus und spähte zur Treppe. »Ist Lornes Zimmer da oben?«

»Da sind schon Leute drin gewesen. Sie haben ihren Computer mitgenommen. Vor ungefähr einer Stunde.«

»Könnte ich einen Blick hineinwerfen?«

»Natürlich. Aber Sie werden es mir nachsehen, wenn ich nicht mitkomme.«

Zoë ging mit ihrem Kaffee in den Flur hinaus und langsam die Treppe hinauf, vorbei an all den Gymkhana-Fotos. *Alles Geld, das ich ihr gegeben hätte, wäre für diese Spinnerei draufgegangen.* Es war viele Jahre her, dass Zoë bei ihren Eltern gewohnt hatte, und das ganze Leid, das damit verbunden gewesen war, lag viele Jahre zurück, aber die Erinnerung erwachte und war so schneidend wie ein kalter

Luftzug. Niemals ganz den Erwartungen gerecht zu werden. Nichts mehr zu ersehnen als die Flucht.

Lornes Zimmer – an der Tür klebte ein Sugababes-Poster – lag gleich oben an der Treppe, neben dem Badezimmer. Das unaufhörliche Dröhnen von Mr. Woods Motorsäge klang hier gedämpfter. Zoë öffnete die Tür, trat ein und blieb stehen, um den Blick durch das Zimmer wandern zu lassen.

Lorne hatte ein privilegiertes Leben gehabt. Faulkener's School dürfte die Woods zwölf- bis fünfzehntausend im Jahr gekostet haben, und hier fanden sich lauter kleine Hinweise auf einen gehobenen Lebensstil: ein gerahmtes Foto von ihr vor der Oper in Sydney, ein zweites, auf dem sie ein schulterfreies Ballkleid trug, ein Debütantinnenlächeln auf dem Gesicht, höchstens dreizehn Jahre alt, schätzte Zoë. Abgesehen davon war das Bedrückendste an diesem Zimmer seine blanke Normalität. Es war ein Teenagerzimmer, wie es in Hunderten von anderen Häusern überall in Bath zu finden wäre. Keine Pferdebilder, sondern Plakate von Girl Groups, die aussahen, als seien sie in Unterwäsche. Eine Korktafel an der Wand neben dem Fenster war mit

Fotos bedeckt – Lorne an einer Kletterwand, wie sie der Kamera mit entzücktem Grinsen die Zunge herausstreckte. Lorne, die sich mit drei anderen Mädchen in einen Fotoautomaten zwängte. Lorne in einem schwebend leichten weißen Kleid mit einem Blumenkranz um den Fußknöchel. Lorne in einem Badeanzug im Erdbeer-Design, der Inbegriff jeder Jungenfantasie. Ihr Haar war auf jedem Bild anders; hier war es ein leuchtend blonder Pony, dort eine düster-schwarze Gothic-Frisur mit der obligaten magenta-roten Strähne. Zoë fragte sich, wie das wohl in der Faulkner's School angekommen sein mochte. In ihrem Internat wären gefärbte Haare ein Verstoß gewesen, der den Verweis von der Schule nach sich gezogen hätte; aber dort war es auch darum gegangen, nüchtern denkende Mädchen heranzuziehen. So wie sie. Wie Pippa Wood unten in der Küche.

Sie stellte ihre Tasse hin, holte ein Paar Handschuhe aus der Tasche, zog sie an und öffnete eine Schublade. Unterwäsche, verknäuelte. Vielleicht war Lorne ja ein unordentlicher Mensch gewesen, vielleicht hatte das Polizeiteam auch alles durcheinandergewühlt. Slips auf der einen



Seite, BHs auf der anderen. In einer anderen Schublade lagen Schulstrümpfe und Strumpfhosen, und aus der nächsten quollen Hunderte von Haarspangen und Haargummis. Zoe trat an eine kleine bunte Kommode und spähte in die oberste Schublade. Noch mehr Unterwäsche. Ein Stapel roter Gymkhana-Rosetten. Vielleicht hatte Lorne sie nicht wegwerfen dürfen; also hatte sie das Nächstbeste getan und sie irgendwo aufbewahrt, wo sie nicht mehr zu sehen waren.

*Nicht mehr zu sehen ...*

Sie richtete sich auf und sah sich um. Als Lorne verschwunden war, war der diensthabende Officer mit einem Unterstützungsteam hier gewesen und hatte nach Hinweisen gesucht. Zoë hatte seine Notizen gelesen, und viel hatte nicht dringestanden. Aber bei einem Mädchen wie Lorne? Spannungen zwischen ihr und ihrer Mutter? Es musste etwas geben, das der Diensthabende übersehen hatte. Sie setzte sich auf das Bett, legte die Hände in den Schoß und versuchte, das Gefühl heraufzubeschwören, das sie vorhin schon einmal gehabt hatte, diese plötzliche, bebende Ver-

bindung mit ihrem eigenen Teenager-Ich. Wenn dies *ihr* Zimmer gewesen wäre, wo hätte *sie* dann etwas versteckt?

Im Internat waren die Schlafräume klein gewesen. Sie hatten Viererzimmer gehabt, eine Wand war von einem Schrank ausgefüllt gewesen, und jedes Mädchen hatte einen Teil davon für Kleidung benutzen dürfen. Außerdem hatte jede einen kleinen Nachttisch gehabt. Nicht viel Platz, um etwas zu verstecken, das die andern nicht sehen sollten. Doch Zoë hatte eine Möglichkeit gefunden. Ihr Blick richtete sich auf Lornes Nachttisch, auf dem sich Zeitschriften stapelten. Sie rutschte vom Bett, legte sich auf den Boden und schob eine Hand unter den Nachttisch. Aber sie fühlte nur das glatte Holz der Unterseite. Sie stand auf, ging zum Schreibtisch und untersuchte ihn auf die gleiche Weise. Nichts. Dann nahm sie sich den Kleiderschrank vor. Als sie hier mit den Fingern an der Unterseite entlangtastete, fühlte sie einen festen, blockförmigen Gegenstand in einem Plastikbeutel, der dort mit Klebstreifen befestigt war.

Sie schälte den Klebstreifen ab, nahm das Päckchen herunter und setzte sich damit auf das Bett. Der Plastikbeutel enthielt ein kleines Buch mit einem herzförmigen Schloss,

in dem ein Schlüssel steckte. Auf der Vorderseite standen die handgeschriebenen Worte: »Mum, wenn du das gefunden hast, kann ich nicht verhindern, dass du es liest. Aber vergiss nicht, dass du damit mein Vertrauen verletzt.« Zoë lächelte angesichts der allzu menschlichen Reaktion, die Lorne da zeigte. Menschlicher als Pippa da unten, die immer noch damit haderte, dass ihre Tochter sich kein bisschen für Pferde interessierte.

Zoë öffnete das Buch und blätterte darin. Lorne hatte die Seiten mit ausgeschnittenen Papierblumen und kleinen Stickern beklebt, die aussahen wie Augen, die mit den Lidern klapperten, wenn man sie bewegte. Die meisten der frühen Daten waren frei von Eintragungen, aber in den letzten paar Wochen hatte Lorne sich anscheinend zu einer eingefleischten Schreiberin entwickelt. Jede Seite war randvoll mit Notizen in einem winzigen, kaum lesbaren Gekritzel. Zoë nahm die Lesebrille aus der Brusttasche ihres Hemdes, ging mit dem Buch zum Fenster, wo das Licht besser war, und fing an zu lesen.

Das meiste drehte sich um die üblichen Teenager-Komplexe. Jeden Tag hatte Lorne ihr Gewicht und die Kalorien

notiert, die sie zu sich genommen hatte, und dann folgten lange, manchmal verzweifelte Kommentare darüber, wie ihre Haare aussahen und wie fett sie wurde. Sie machte Pläne für das, was sie am Wochenende essen würde. Zoë hatte Untersuchungen gelesen, aus denen hervorging, dass mindestens siebenzig Prozent aller weiblichen Teenager immer auf Diät waren. Auch sie hatte sich als Heranwachsende wegen ihrer schlaksigen Gestalt als Bohnenstange beschimpfen lassen müssen. Aber sich den Kopf zu zerbrechen über jeden Bissen, den man zu sich nahm? Was für ein Höllenleben war denn das?

Mehr als einmal tauchten die Initialen »RH« auf.

*14. April. Habe RH gesehen. Er ist megacool mit diesem breiten Schlips. Christina sagt, er steht auf mich. Ich weiß nicht. Hab meinen blauen »Hard Candy«-Lidschatten getragen. Total geil!*

*RH hat sich mit dem Mädchen aus der Sechsten unterhalten, die angeblich ein Apartment in New York hat. Nela sagt, sie heißt Mathilda. Ich dachte, Tillie, aber das ist vielleicht bloß die Abkürzung davon. Ganz hübsch mit ihren*

*blonden Haaren, dafür hat sie echt fette Waden. Sie sollte keine Leggings anziehen. Igitt.*

*War nach der Schule bei Katinka's und hab mir was zum Haarefärben gekauft. Werd's machen, wenn Alice am Wochenende kommt. Mum wird AUUUUUUSTICKENNNNNN!!!! IHHHHH!!!*

*Hab von so 'nem Mädchen gelesen, das mit seinen Eltern in Goa in Ferien war. Sie hat da so am Strand gesessen, und ein Scout von Storm in London hat sie gesehen. Für ihren ersten Job bei der Agentur hat sie 1.000 Pfund gekriegt, und der Chefredakteur von Vogue hat sie gesehen und auf die Titelseite gebracht. Jetzt wohnt sie in New York, New York!!!! Und dabei ist sie aus Weston-super-Mare, verdammt! Ich seh sie an und denk mir: Wenn die das kann, dann ...*

Die nächste Seite war komplett ausgefüllt mit den ineinander verflochtenen Initialen »LW« und »RH«. Auf der Seite danach, am 20. April, stand:

*Hab ihn geküsst!!!! Ich bin offiziell VERLIEBT!!!!!! Darf es niemandem erzählen. Er sagt, seine Mum bringt ihn um, wenn sie es erfährt. Sie ist eine totale Hexe. Er sagt, er bewirbt sich am University College und am Imperial. Wenn ich also meine total geile Wohnung in Chelsea habe (ha ha!), kann er mich jederzeit besuchen und seine voll beknackte Mutter kann uns mal.*

Zoë blätterte um. Wenn Debbie Harry das und die Kommentare zu seiner dominanten Mutter sähe, würde sie RH hängen und verteilen. Wer immer er sein mochte.

*Zeb Juice wollen mich sehen!!! Ich fass es nicht. Das ist echt der Hammer. Ich werde auch ein paar von den andern anrufen. Ich zieh meine pinken Highheels und Bluejeans an. Einkaufsliste: »Noodle Head Curl Boosting Spray« und zum Bräunen »St. Tropez Bronzing Mist« – in Marie Claire steht, das ist unschlagbar. £30. Aber, shit, keine Ahnung, wo ich das Geld herkriegen soll. Selbst wenn ich jeden Tag zu Fuß nach Hause gehe und mein ganzes Essensgeld spare, reicht es noch lange nicht ...*

Danach kam nichts Geschriebenes mehr. Stattdessen waren die Seiten voll von Blumen und Herzen und Zeichnungen von einem Mädchen – vermutlich Lorne selbst – in Bikinis und hochhackigen Stiefeln. Zoë blätterte die letzten Seiten durch, dann klappte sie das Tagebuch zu und entdeckte dabei eine kleine Tasche auf der Rückseite. Sie schob den Fingernagel hinein und fand einen winzigen Gegenstand. Eine Acht-Gigabyte-Speicherkarte.

Hastig wühlte sie auf dem Schreibtisch herum, bis sie die Kamera gefunden hatte, zu der sie gehörte, schob die Karte hinein und klickte sich durch die Fotos. Es waren Bilder von Lorne, hier in diesem Zimmer. Nach den unbeholfenen Posen zu urteilen, hatte sie sie mit dem Selbstauslöser gemacht. Auf den ersten dreien stand sie aufrecht im Bikini da. Als Zoë zur vierten und den folgenden Aufnahmen kam, blieb ihr fast die Luft weg. Sie setzte sich aufs Bett. Lorne in Strapsen, Seidenstrümpfen und einem Bustier. Kokett posierte sie so im Schneidersitz auf dem Boden. Auf den letzten beiden hatte sie das Bustier abgelegt und schaute aufreizend in die Kamera. Ihre Zunge lag leicht zwischen den glänzend geschminkten Lippen.

Zoë klickte sich zweimal durch die Bilder, und eine mächtige Welle der Traurigkeit überflutete sie. Warum tat ein nettes Mädchen wie Lorne so etwas? Natürlich konnte es viele Gründe geben. Vielleicht steckte nichts Ungewöhnlicheres dahinter als ein leicht zu beeindruckendes Schulmädchen, das seine eigene Sexualität erkunden wollte. Oder sie wollte einen Jungen beeindrucken. Aber es konnte auch sehr viel scheußlicher sein. Ein altes Gespenst erwachte plötzlich und trippelte durch die hinteren Winkel ihres Kopfes: Was, wenn Lorne schon früh gelernt hatte, sich selbst nicht zu mögen? Als sie begriffen hatte, dass ihr Bruder in den Augen ihrer Mutter der Star war, hatte sie vielleicht angefangen, einen Fluchtweg zu suchen. Zoë kannte das Gefühl. Vielleicht war es das, was hinter diesen Fotos steckte.

Draußen schnitt der Lärm von Mr. Woods Motorsäge durch die Stille. Zoë nahm den Speicherchip aus der Kamera, hielt ihn auf der flachen Hand und versuchte zu entscheiden, ob die Fotos wichtig waren – das Tor zu einer ganz anderen Seite von Lorne, von der niemand sprach. Ob sie etwas mit ihrem Traum, Model zu werden, zu tun hat-



ten, und wie verzweifelt sie darauf aus gewesen war, diesen Traum wahr werden zu lassen. Nein, sagte sie sich, wahrscheinlich hatten zahllose Teenager solche Fotos von sich, die sie irgendwo vor Mum und Dad versteckt hielten. Es wäre besser, sie einfach bei dem Tagebuch zu lassen und die Sache zu vergessen. Oder die Speicherkarte zu vernichten.

Oder sie als Spur bei den Ermittlungen zu behandeln.

Sie hob den Blick zum Fenster und sah die wedelförmigen Zweige einer Weißbirke, die sich sacht vor dem blauen Himmel bewegten. Die Zeit lief. Dreißig Sekunden. Eine Minute. Sie stand auf und schob die Speicherkarte in die hintere Jeanstasche. »Sorry, Lorne«, sagte sie leise. »Aber ich bin nicht sicher. Noch nicht.«

Unten saß Pippa mit dem Familienbetreuer im Wintergarten. Sie hatte einen aufgeschlagenen Terminkalender auf dem Schoß und ging anscheinend ihre Pläne für den nächsten Monat durch. Vielleicht sprachen sie über die Beerdigung, die anstehenden Pressekonferenzen. Draußen war Mr. Wood immer noch dabei, den Baum niederzumetzeln. Als Pippa hörte, dass Zoë herunterkam, hörte sie auf zu reden. Sie klappte den Terminkalender zu und kam in den Flur. »Alles erledigt?«

»Nur noch eine oder zwei Fragen.«

»Schon okay. Ich will ja helfen.«

»Hatte Lorne einen großen Freundeskreis?«

»Einen großen Freundeskreis? O Gott, ja. Ich konnte gar nicht Schritt halten. Von dem Augenblick an, als sie fünfzehn wurde und von mir ein Telefon und die Hausschlüssel bekam, hat sie in einem fort Leute hier angeschleppt.

Sie sind ein Alptraum, diese Teenager, ein absoluter Alptraum. Manchmal kriecht man am liebsten unter einen ...« Sie brach ab, als habe ihr soeben gedämmert, dass es nie wieder einen Teenager geben würde, der ihr das Leben zur Hölle machte. »Tja, hm ...« Sie rieb sich krampfhaft die Unterarme und warf einen Blick zurück in die Küche. »Ja. Jedenfalls – möchten Sie noch einen Kaffee?«

»Schon okay«, sagte Zoë sanft. »Ich hatte genug, um mich zum Mond und wieder zurück zu jagen. Aber darf ich Sie noch etwas zu Lornes Freunden fragen? Waren es hauptsächlich Mitschüler?«

»Nein.« Pippa schüttelte den Kopf. »Nein, eigentlich nicht. Sie kamen von überall her. Sie hat immer mit irgendwelchen Leuten geredet. Und ich nehme an, so wie sie aussah ... gab es jede Menge Jungen, die ihr nachstellten. Ich weiß nicht, woher sie das hat. Von mir ganz sicher nicht.«

»Aber keinen speziellen Freund?«

»Nein.«

»Darf ich Ihnen die wichtigste Frage von allen stellen?«

»Was? Ob sie Jungfrau war? Ist es das?«

»Jemand wird Sie irgendwann danach fragen. Sie sitzt ja nicht auf der Anklagebank. Aber wir müssen uns ein besseres Bild von ihr machen.«

»Ja, ich weiß schon. Er hat es mir schon gesagt ...« Sie sah sich nach dem Familienbetreuer um, der auf seinen Laptop starrte. »Ich weiß, dass es eine wichtige Frage ist. Er hat gesagt, es würde ... es könnte von Bedeutung sein.« Sie legte einen Finger an die Stirn und ließ ihn dort, als müsste sie sich angestrengt auf etwas konzentrieren. Auf ihr Gleichgewicht zum Beispiel. »Ich weiß es nicht. Das ist die reine Wahrheit. Wenn ich wetten sollte, würde ich sagen, nein. Aber das erzählen Sie bitte niemandem. Ich möchte nicht, dass die Leute über mich tratschen.«

»Sie erinnern sich an niemanden mit den Initialen ›RH‹, oder?«

»Nein. Sagt mir nichts. Warum?«

»Nur so. Und der Name Zeb Juice? Sagt Ihnen der etwas?«

Pippa seufzte entnervt. »Ja, leider. Zebedee Juice. Das ist eine Agentur in der George Street.«

»Eine Agentur?«

»Für Models. Ich hab's ja gesagt – Lorne sah sich schon als die nächste Kate Moss. Deshalb war ich so besorgt, als die Agentur sie einlud. Sehr besorgt. Wie Sie sich vorstellen können.«

»Mit welcher Sorte Models sind sie befasst?«

»Mit welcher Sorte? Na ja – ich weiß es nicht. Mit der üblichen natürlich. Modekram. Laufstegarbeit.«

Also nicht die Sorte Models, die sie auf den Fotos gesehen hatte. Zoë fühlte sich besser, als sie das hörte. »Und was ist passiert – als sie bei der Agentur war?«

»Sie haben ihr gesagt, sie sei nicht groß genug. Sie waren nicht interessiert, Gott sei Dank.«

»Sie waren froh?«

»Selbstverständlich war ich froh.« Pippa klang ein bisschen gereizt. »Welche Mutter wäre es nicht gewesen? Es war ein lächerlicher Traum.«

Darauf antwortete Zoë nicht. Draußen vor dem Wintergarten waren vier Elstern auf dem Rasen gelandet; sie hüpfen herum und attackierten einander. *Eine bringt Trauer, zwei bringen Glück, drei sind ein Mädchen, ein Bub sind vier Stück.* Sie sah immer noch den großen Bruder, der

hilflos draußen auf der Bank saß. Der in den Augen seiner Mutter immer alles richtig gemacht hatte.

»Ist das alles? Ist das alles, was Sie brauchen?«

»Vorläufig. Ja, das ist alles. Danke.«

Sie suchte in ihrer Tasche nach dem Autoschlüssel und war schon halb zur Tür hinaus, als Pippa plötzlich sagte: »Ich bin mit Ihnen zur Schule gegangen, nicht wahr?«

Zoë drehte sich langsam um. »Ich wollte nicht davon anfangen.«

»Sie waren gut in Sport, und Sie waren clever. Wirklich clever. Sie waren bei jeder Prüfung die Beste. Sind Sie auf die Uni gegangen? Alle haben gesagt, das würden Sie tun.«

»Zur Uni? Nein, ich bin ausgestiegen. Bin um die Welt gereist und dann wieder hier gelandet. Hat meinem Vater finanziell das Kreuz gebrochen, mich und meine Schwester aufs Internat zu schicken, und Sie sehen, wie ich es ihm gedankt habe.« Sie lächelte wehmütig. »Ich bin zur Polizei gegangen.«

»Ich wusste nicht, dass Sie eine Schwester hatten.«

»Nein«, sagte Zoë langsam. »Sie war auf einer anderen Schule – da ging es sanfter zu als auf unserer. Eine Schule, die gute Ehefrauen hervorbringt.«

»Warum waren Sie auf verschiedenen Schulen?«

»Ach, wissen Sie«, sagte Zoë ausweichend, »wir sind nicht gut miteinander ausgekommen. Wie Sie vorhin sagten – es ist erstaunlich, dass man die gleichen Gene kombinieren und trotzdem zwei völlig verschiedene Personen herausbekommen kann.«

»Und Sie?«, fragte Pippa. »Was ist mit Ihnen? Haben Sie Kinder?«

»Nein.«

Pippa holte Luft, um zu antworten – und in dieser Sekunde, in dieser winzigen Pause, sah Zoë die Risse. Das menschliche Wesen, das da verborgen war. Als hätte die verängstigte Pippa Wood, die nicht wusste, wo sie anfangen und wo sie aufhören sollte, dieses Grauen zu verarbeiten, zu den Augen herausgeschaut. Es war nur ein Aufblitzen, ein flüchtiger Moment, ein panisches, schreiendes Picasso-Gesicht, die schreckliche Angst davor, dass Zoë sagen könnte: *O ja. Ich habe eine wunderschöne Tochter.*

*Genau wie Lorne. Nur, dass sie noch lebt.* Es war primitiver menschlicher Neid – der Neid der Kranken, Trauernden und Alten auf die Jungen und Gesunden. Die Lebenden. Dann war dieser Blick wieder verschwunden, und die Maske der Ruhe war wieder da.

»Auf Wiedersehen.« Sie wandte sich schroff ab und schloss die Tür.

Zoë stand draußen in der Sonne, umgeben vom Dröhnen von Mr. Woods Motorsäge und dem leisen Tuckern eines Kahns, der auf dem Kanal vorbeifuhr.



Auf der Arbeit redeten die Leute den ganzen Tag von Lorne Wood. Überall, wo Sally putzte, erwähnte jemand den Fall, schüttelte den Kopf und stellte fest, wie schrecklich das alles sei – als handelte es sich um eins der eigenen Kinder. Sally wollte nicht groß darüber sprechen, sie wollte nicht daran denken, wie leicht es auch Millie hätte sein können. Am Morgen hatte sie die verwischte Tarotkarte aus dem Stapel genommen und in einer Schublade versteckt. Die restlichen Karten waren in ein Tuch gewickelt in ihrer Schultertasche, denn heute arbeitete sie in der Nähe des Hippie-Shops, und vielleicht ergab sich eine Gelegenheit, hineinzugehen und sie dem Eigentümer zu zeigen. Aber am Ende brachte sie den Mut nicht auf. Sie legte sie in den Kofferraum des Wagens und versuchte, nicht mehr daran zu denken.

Heute war der Tag, an dem sie Millie manchmal von der Schule abholte, statt sie den Bus nehmen zu lassen. Sie parkte auf der Straße gegenüber zusammen mit den anderen Müttern, die durch das offene Wagenfenster das Schultor im Auge behielten. Nial und Peter kamen heraus und gingen vorbei; sie grüßten mit erhobener Hand, und kurz darauf kam Sophie allein. Kaum hatte sie Sally entdeckt, kam sie auf den Wagen zugelaufen. »Mrs. Benedict, Millie ist noch im Klassenzimmer. Sie möchte, dass Sie zu ihr kommen.«

»Warum?«

»Ich weiß nicht. Sie ist ganz außer sich.«

Sally schloss den Wagen ab, ging eilig ins Schulgebäude und lief durch die Gewölbegänge. Das Klassenzimmer lag am anderen Ende der Schule, ein sehr altmodischer Raum mit Regalen voller Bücher und Lernmaterialien. Das Licht fiel durch hohe Bogenfenster herein. An einem der Pulte, die den Fenstern zugewandt waren, saß Millie und ließ den Kopf hängen. Als sie hörte, wie die Tür aufging, drehte sie sich um. Ihr Gesicht war straff angespannt, als habe eine

Hand von hinten ihren Kopf gepackt und drehe ihn gewaltsam um.

»Mum.«

Sally kam zu ihrem Pult. »Alles okay? Ich hab Sophie getroffen.«

»Ich fühl mich nicht wohl, Mum. Kannst du durch die hintere Einfahrt hereinfahren und mich neben der Turnhalle abholen?«

»Was ist denn los? Du hättest anrufen sollen.«

»Es ist nichts. Ich meine – mein Bauch tut weh. Nur ein bisschen ...«

»Dein Bauch?«

»Ich hab Krämpfe.«

»Hast du deine Tage?«

»Nein ... bloß ... ich weiß nicht. Mir ist ein bisschen flau.«

Sally schaute Millie forschend an. Sie hatte nie besonders gut erkennen können, wann ihre Tochter log, aber jetzt hatte sie den Verdacht, dass das, was hier nicht in Ordnung war, mit Millies Bauch nichts zu tun hatte. Sie sah aus,

als verberge sie etwas. »Warst du bei der Schulkrankenschwester?«

Millie schüttelte den Kopf; sie wich Sallys forschendem Blick aus und starrte aus dem Fenster. »Bitte, Mum, kannst du nicht einfach den Wagen holen?«

»Ist es wegen Lorne? Bist du traurig?«

»Nein.«

»Dann wegen Glastonbury? Tut mir leid, aber ich kann meine Ansicht nicht ändern, Millie, mein Schatz.«

»*Nein*. Es ist *nicht* deswegen. Mir ist einfach nicht gut. Ich *schwöre*.«

Sally seufzte. »Okay. Ich bin in fünf Minuten hinter der Schule.«

Sie holte das Auto und fuhr neben den modernen Anbau der neuen Turnhalle. Als Millie herauskam, hatte sie sich den Schulblazer um die Schultern gelegt und hielt den Kopf gesenkt, und sie kam schnell zum Wagen. »Können wir sofort nach Hause fahren?«

»Du wirst mir erzählen müssen, was los ist.«

»Bitte.« Sie kauerte sich auf dem Sitz zusammen und zog die Knie hoch. »Bitte, Mum.«

»Entweder sagst du mir jetzt, was du hast, oder wir fahren zum Arzt.«

»Nein, Mum, mir geht's schon wieder besser. Ich will nur nach Hause.«

Sally legte den Gang ein, rollte bis zum Ende der asphaltierten Ausfahrt und hielt an der Ecke. Sie blinkte links, doch Millie fuhr plötzlich auf dem Beifahrersitz herum und griff ins Lenkrad. »Nein! Warte – warte, Mum, bitte warte. Nicht.«

»Was ist los?«

Millie zitterte. Sie war blass, aber Sally wusste, dass es nicht an irgendwelchen Schmerzen lag. Ihre Tochter hatte Angst. »Millie?«

»Fahr nach rechts. Nach *rechts*.«

»Aber nach Hause geht's nach links.«

»Wir können hintenrum fahren. Alle meine Freundinnen sind da vorn. Die halten sich ein L vor die Stirn, wenn sie sehen, dass meine Mummy mich abholt. L für Loser.«

»Da ist doch niemand mehr. Sie sind schon alle weg.«

»Können wir einfach hintenrum fahren, Mum? Bitte fahr nach rechts.«

Sally schob den Schalthebel in Leerlaufposition. »Es tut mir leid, Millie, aber ich fahre nach links. Es sei denn, du sagst mir, was los ist.«

»O *Gott!*« Millie ballte die Fäuste. »Okay, okay. Lass mich nur ... gib mir einen Augenblick Zeit ...« Sie rutschte von ihrem Sitz herunter und duckte sich in den Fußraum.

»Was machst du da?«

»Da ist jemand. In einem lila Jeep. Er darf mich nicht sehen.«

»Wer ist das?«

»Irgendjemand.«

Millies Gesicht schimmerte weiß vom Boden herauf, und ihre Pupillen waren geweitet. Sie hatte nicht einfach Angst – sie war in Panik. Als sei da ein Monster auf der Straße unterwegs. Sallys Blick richtete sich auf das Telefon in seiner Halterung am Armaturenbrett. Wen sollte sie anrufen? Isabelle? Steve?

»Bitte, Mum. Können wir irgendwie anders fahren?«

Sally schluckte und legte den Gang ein. Sie ließ den Wagen aus der Zufahrt rollen und spähte die Straße hinauf und hinunter. Ihre Handflächen schwitzten auf dem Kunststofflenker. Auf der Straße war nicht mehr viel los; die Schüler waren tatsächlich verschwunden, aber hinten auf der anderen Straßenseite, die Nase dem Schultor zugewandt, parkte ein seltsam aussehender violetter Allradwagen. Er hatte einen Kuhfänger und einen Riesenauspuff, und die Felgen sahen aus, als seien Dolche darin eingelassen.

Sally fuhr los.

»Ist er da?« Millie zog sich den Blazer über den Kopf und duckte sich noch tiefer in den Fußraum. »Ist er da? O mein Gott. Ich bin so was von *tot*.«

Sally hielt neben dem violetten Wagen an, mitten auf der Straße, und dann drehte sie sich steif zu ihm um und nahm den Mann in Augenschein. Er hatte eine etwas dunklere Hautfarbe und einen bleistiftdünnen Schnurrbart und sehr glänzendes gegeltes Haar. Er trug ein enges weißes T-Shirt und eine dicke goldene Kette, und er bemerkte sie nicht sofort, denn er behielt das Schultor im Auge. Aber dann spür-

te er ihre Anwesenheit. Er drehte sich um und sah ihr in die Augen. Langsam fing er an zu lächeln und zeigte einen einzelnen Diamanten, der auf einem seiner Schneidezähne saß. »Was is'?'«, formte er mit dem Mund. »Was is'?'«

Sie trat aufs Gas, und der kleine Wagen schoss mit kreischenden Reifen die Straße hinunter. Fußgänger blieben stehen und starrten hinter ihr her.

»*Mum*? Was ist? War er da?«

Am Fuße der Anhöhe warf Sally einen Blick in den Rückspiegel und sah, dass er ihnen nicht gefolgt war. Sie schwenkte nach links, vorbei an der großen Kirche aus dem neunzehnten Jahrhundert, die an der Gabelung stand, dann nach rechts und noch einmal nach links, um einen möglichst großen Abstand zwischen sich und den Mann zu bringen. Erst vor ihrem Cottage, weit draußen in der einsamen Landschaft, hielt sie wieder an. Sie stieg aus und blieb auf dem Rasen stehen, und sie atmete den Schwefelgeruch des Motors und den organischen Duft von Kuhmist und Gras ein. Sie spähte ins Tal, wo die Kolonne der Pendler sich träge in Richtung Autobahn schlängelte. Als sie sicher war, dass niemand ihnen gefolgt war, ging sie zurück



zum Auto und öffnete die Beifahrertür. Millie wagte sich unter ihrem Blazer hervor. Ihr zerzaustes Haar stand in alle Himmelsrichtungen zu Berge, und ihr Blick war trüb und verloren. Kraftlos und erschöpft kroch sie mit hängendem Kopf heraus.

»Können wir jetzt hineingehen?«

Sally trug ihre Arbeitssachen ins Cottage und stellte sie in einer Ecke ab. Dann ging sie weiter ins Schlafzimmer ihrer Tochter, und Millie folgte ihr. Sally schleuderte die Schuhe von den Füßen und schlug die Decke zurück.

»Was ist?«

»Ins Bett.«

»Aber es ist erst fünf ...«

»Bitte.«

Gehorsam streifte Millie die Schuhe ab und kroch ins Bett. Sally vergewisserte sich, dass die Vorhänge fest geschlossen waren, dann knipste sie das Licht aus, legte sich zu ihrer Tochter und umarmte sie von hinten. Sie sprach nicht, sondern lag einfach da, lauschte auf Millies Atem und starrte den schmalen Lichtstreifen zwischen den Vor-

hängen an. Sie zählte im Kopf, bewegte sich langsam und rhythmisch durch die Minuten, durch die Stille.

Es dauerte fast eine Viertelstunde, bis Millie sprach. »Es tut mir leid.«

Sally nickte. Das war sicher die Wahrheit.

»Er handelt mit Drogen.«

»O Gott«, sagte Sally müde. »O Gott.«

»Er verkauft sie in der Schule, und auf der Faulkener's auch. Er fährt zwischen den beiden hin und her. Ich nehme keine, Mum. Wirklich nicht. Ich hab's einmal versucht, mit Nial und Soph. Aber bitte, bitte, sag Isabelle nichts. Bitte. Wir fanden es grässlich. Ich hab Herzrasen bekommen, und ich dachte, ich muss sterben. Alle in der Schule haben es getan, ehrlich – du wärest entsetzt, Mum, wenn du wüsstest, wer alles. Die Vertrauensschüler, und auch ein paar Leute aus der Hockey-Mannschaft. Die nehmen's vor einem Spiel. Ist irgendwie total normal.«

Sally schmiegte den Kopf fester an den Rücken ihrer Tochter. Das war es, wovor die Tarotkarte sie hatte warnen sollen – vor dem, was da hinter ihrem Rücken vorging. Gott, sie war wirklich genauso blöd, wie Julian immer ge-

sagt hatte. »Gehst du ihm deshalb aus dem Weg, diesem Mann? Wegen der Drogen?«

»Nein. Ich nehme keine Drogen, Mum. Ich schwöre. Bei allem, was du willst.«

»Hat es etwas mit Lorne Wood zu tun? Mit dem, was ihr passiert ist?«

Millie drehte sich um und sagte verwundert: »Nein, natürlich nicht. Wie kommst du darauf, dass es etwas damit zu tun haben könnte?«

»Womit dann?«

»Mit Geld.«

»Mit was für Geld?«

»Er hat mir welches geliehen.« Sie atmete schluchzend ein und fing leise an zu weinen. »Oh, Mum, ich dachte ehrlich, das ist okay, ganz ehrlich. Ich konnte nicht ahnen, dass es so ausgehen würde.«

Sally blinzelte in der Dunkelheit. Millie hatte sich Geld geliehen? Von so einem? Das träumte sie. »Das kann doch nicht viel sein.« Sie schwieg und fragte dann zögernd: »Oder?«

Millie krümmte sich zu einer Kugel zusammen. Ihre Schultern bebten. »O Scheiße Scheiße Scheiße. Mum, wenn du und Dad euch nicht getrennt hättet, wäre das nie passiert. Wenn ihr noch zusammen wäret, hätte ich das Geld.«

»Ist es wegen Glastonbury?«

»Nein, es geht um Malta. Wenn ihr noch zusammen wärt, hätte ich auf die Schulreise nach Malta gehen können.«

»Du warst doch in Malta.«

»Ja, aber ich hätte hinfahren können, ohne zu ...« Sie fing an, laut zu schluchzen. »Es ist alles so vergurkt. Ich bin so blöd.«

Sally hob den Kopf. »Dad hat die Reise nach Malta bezahlt.«

»Hat er *nicht*. Am Ende hat Melissa es ihm verboten. Das konnte ich dir nicht erzählen – ich dachte, dann lässt du mich nicht mitfahren.«

»Und wie um alles in der Welt hast du ...? Oh, Millie. Du willst sagen, du hast das Geld von *ihm*? Von diesem Mann? Aber das muss doch viel gewesen sein. Ein Haufen Geld.«

»Wie du es sagst, klingt es furchtbar. Du *verstehst* es nicht. Du hast keine *Ahnung*, wie das ist. Alle andern haben Eltern, die zusammen sind. Die ganze Klasse fährt im Herbst zum Skilaufen, außer Thomas, und der zählt nicht, und Selma fliegt in der Zeit sogar nach New York. Wahrscheinlich kriegt sie da jede Menge neue Klamotten. Und wir haben noch nicht mal *angefangen*, darüber zu reden, wer alles nach Glasto fährt. Es ist *furchtbar*, in meiner Haut zu stecken, Mum. Du hast keine Ahnung, wie furchtbar es ist.«

»Wie viel schuldest du ihm?«

»Er sagt, weil ich es nicht zurückgezahlt habe, als ich es hätte tun müssen, muss er mir jetzt Zinsen berechnen.«

»Das ist absolut illegal. Wir müssen zur Polizei. Wir können sofort hinfahren.«

»*Nein*. Nein, Mum. Das darfst du nicht.« Millie wälzte sich herum und starrte ihre Mutter an. »Du darfst nicht zur Polizei gehen. Das darfst du einfach nicht. Ich fliege sonst von der Schule, und alle werden es erfahren. Die Eltern werden nicht mehr erlauben, dass ich mit meinen Freundinnen abhängе. Dad wird es erfahren. Peter und Nial und

Sophie – alle werden es erfahren. Und bei der nächsten Gelegenheit wird er mir was antun. Wirklich. Wenn er rauskriegt, dass ich bei der Polizei war, bin ich tot, Mum. *Bitte* – bitte. Ich tue alles. Ich gehe von der Schule ab und stattdessen auf eine von den staatlichen Schulen, und dann kann Dad das Geld, das er für Kingsmead bezahlt, mir geben. Ich tue *alles*. Nur geh *bitte* nicht zur Polizei. Ich ertrag's nicht, wenn du es irgendjemandem erzählst.«

»Wie viel schuldest du ihm, Millie?«

Millie wurde still und stumm, als krieche sie in sich selbst zurück und suche dort einen Winkel, in dem sie in Sicherheit wäre. »Vier...«, murmelte sie nach einer Weile, »... tausend. Er hat immer wieder Zinsen draufgeschlagen, Mum, und er hat immer mehr daraus gemacht.«

Sally schloss die Augen und lehnte die Stirn an Millies heiße Schulter. Sie sah Isabelles Küche vor sich, voll von teuren Lebensmitteln und Getränken. Sie sah Melissa, wie sie exotische Sträucher in den Garten in der Sion Road pflanzte. Sie sah David Goldrab, wie er sich in sein gigantisches Auto schwang. Sie sah die Mütter und Väter vor Kingsmead und wusste, dass sie in eine andere Welt hin-

einschaute. Dass sie und Millie in den anderthalb Jahren seit ihrer Scheidung von Julian geräuschlos und ohne zu klagen über eine unsichtbare Barriere hinweg an einen Ort hinabgeglitten waren, von dem sie nie zurückkommen würden. Und der einzige Grund war das Geld.

Zum ersten Mal, seit Zoë ihn kannte, erschien Ben nicht völlig makellos bei der abendlichen Teambesprechung. Der Wein vom vergangenen Abend und der kurze Nachtschlaf waren ihm allmählich anzusehen. Auf seinem Kiefer lag ein Bartschatten, und sein Hemd war auf dem Rücken zerknittert. Zu ihrem eigenen Ärger fand sie das zerknautschte Hemd eigentlich ganz niedlich.

»Es ist alles ziemlich enttäuschend«, sagte er zum versammelten Team. »Ich gebe zu, heute war kein guter Tag. Zunächst mal warten wir immer noch darauf, dass irgendjemand das Opfer gesehen hat. Das ist unglaublich, ich weiß. Bei einem Fall wie diesem, der so viel Medieninteresse erzeugt, gehen normalerweise Dutzende von Hinweisen ein. Und Lorne, ein auffallend hübsches und sogar von hier stammendes Mädchen, spaziert den ganzen Weg nach Hause, ohne dass eine einzige Person behauptet, sie ge-



sehen zu haben. Nichts auf den Videoaufzeichnungen der Geschäfte, und auch keine Verkäuferin kann sich an irgendetwas erinnern. Allerdings hatte sie nach Auskunft ihrer Familie die Gewohnheit, eher zu stöbern als zu kaufen. Also, von hier aus wenig Ermutigendes.«

Er krempelte sich die Ärmel hoch. Es war ein heißer Tag gewesen. Heiß genug, um sein Hemd zu zerknittern, und so heiß, dass man glauben konnte, der Sommer sei schon da. Draußen auf den Straßen lagen Mandelblüten aus Gärten und Parks zusammengeweht im Rinnstein. Zoë hatte den Speicherchip Ben gegenüber nicht erwähnt. Sie wusste noch nicht genau, wie und wann sie es tun würde. Oder überhaupt. Der Chip steckte immer noch in ihrer Hosentasche.

»Unsere Zeugin am Kanal berichtete von einem Gespräch mit Lorne, das nicht mit dem übereinstimmte, was man dem diensthabenden Officer bei der Vermisstenmeldung erzählt hat. Also habe ich eine Stunde lang mit Alice gesprochen, der Freundin, mit der Lorne telefoniert hat, und obwohl sie zugab, dass Lorne aufgebrachter war, als sie es in ihrer ursprünglichen Aussage beschrieben hatte,

wich sie doch aus, als ich nachdrücklich fragte, *warum* sie aufgebracht war.« Er nahm einen Schluck Kaffee und stellte den Becher vorsichtig wieder hin. »Lassen Sie mich dazu nur eine intuitive Bemerkung machen: Sie wollte jemanden schützen.«

Der Superintendent, der mit verschränkten Armen an der hinteren Wand gestanden und darauf gewartet hatte, dass jemand ihn beeindruckte, beugte sich vor. »Sie wollte jemanden schützen?«

»Ja. Alice war Lornes beste Freundin. Ich meine, echte Busenfreundinnen, unzertrennlich. Und jetzt vertuscht sie etwas für sie, obwohl Lorne tot ist. Etwas Wichtiges.«

Debbie Harry, die schweigend in der Ecke gesessen hatte, stand auf und kam nach vorn. Sie stellte sich Schulter an Schulter neben Ben und wandte sich an das Team, als leite sie mit ihm zusammen die Ermittlungen. »Das stimmt. Sehen Sie, aus diesen und den Bemerkungen einiger anderer Schulfreundinnen schließen wir, dass es höchstwahrscheinlich einen Freund gibt. Jemanden, den Lorne geheim halten wollte.«

Zoë starrte sie an. Schließen *wir*? Für wen zum Teufel hielt sie sich? Für eine Ermittlerin? Für Bens Partnerin? Sie war Psychologin. Wieso hing sie hier noch herum? Nach allem, was Zoë wusste, wurden diese Leute stundenweise bezahlt. Offensichtlich hatte Debbie das nicht mitbekommen. Offensichtlich hielt sie sich für ein Mitglied des Teams. Und Zoë konnte den Gesichtern ihrer Kollegen ansehen, dass sie die dämlichen Psychologie-für-Dummies-Sprüche alle fraßen, jeder Einzelne bis auf den letzten Mann – und zwar nur, weil sie aus dem Mund eines hübschen Mädchens mit einem akademischen Titel kamen.

»Ja. Es ist beinahe sicher, dass es einen Freund gibt. Das erklärt Alices Ausweichen. Wir nehmen an, dass Lorne es eine Zeitlang verheimlicht hat – und jetzt hat er natürlich Angst, sich zu melden. Warum, das wissen wir nicht, aber es gibt ihn irgendwo. Ob er für ihren Tod verantwortlich ist oder nicht ... tja, das kann niemand wissen. Doch die Worte ›Ich habe genug ...‹« Debbie sah das Team mit ihrem gönnerhaften Lächeln an, das sagte: *Na los – es interessiert mich, was ihr denkt. Lasst uns zusammen an dieser Sache*

*arbeiten.* »... klingen die für Sie vielleicht so, als hätten sie und ihr geheimer Boyfriend Probleme gehabt?«

»RH«, sagte Zoë. Alle drehten sich überrascht zu ihr um.  
»Seine Initialen werden ›RH‹ sein.«

»Wie sind Sie darauf gekommen?«, fragte der Superintendent.

Sie warf ihm einen vernichtenden Blick zu. »Ich war bei meiner Handlerin. Heute Morgen. Diese Medien sind super in solchen Dingen – in diesem ganzen Ermittlungsschleiß. Sie hat gesagt, jemand mit den Initialen ›RH‹ wird in mein Leben treten.«

Ein kurzes, betretenes Schweigen war die Reaktion auf diese absichtliche Spitze gegen Debbie. Ben sah Zoë stirnrunzelnd an. Dann sprach Debbie wieder. »Verzeihung«, sagte sie pikiert. »Worauf wollen Sie hinaus?«

»In Lornes Tagebuch ist die Rede von einem RH. Ich war den ganzen Nachmittag auf der Suche, aber bisher ohne Erfolg. Wenn Sie einen geheimen Boyfriend suchen, suchen Sie jemanden mit diesen Initialen.«

Jetzt blieb es lange still. Dann atmete Debbie aus und lächelte. Es war ihr allumfassendes, einladendes Lächeln:

*Ich bin so froh, dass Sie sich unserer Denkweise endlich anschließen konnten. Willkommen an Bord des großen Dampfers Debbie Harry. Wir wissen, dass Sie Ihre Zeit hier genießen werden. »Danke, Detective Benedict. Vielen Dank. Es ist großartig, endlich voranzukommen. Und ich denke, Sie werden mir alle darin zustimmen, dass die erfolgreiche Fahndung nach ›RH‹ ...«, sie spreizte die Hände, entzückt von so viel Fortschritt, »... absolut entscheidend für die Aufklärung dieses Falles sein wird.«*

Viele Familien in Bath bevorzugten viktorianische Häuser anstelle der georgianischen, denn sie hatten meistens mehr Zimmer pro Stockwerk und nicht so viele Treppen, die man auf der Jagd nach Kindern oder Haustieren hinauflaufen musste. Sie waren leichter zu beheizen und leichter umzubauen, weil die meisten nicht unter Denkmalschutz standen. Das Haus, in dem Sally mit Julian gewohnt hatte, war eine alleinstehende viktorianische Villa mit einem Anbau und einem Wintergarten an der Rückseite, und es stand ein gutes Stück weit abseits der Straße in einem großen Garten, in dem Millie immer gern herumgerannt war. Aber jetzt gab es dort Wege, wo nie welche gewesen waren, ein ganzes, komplexes System von niedrigen Lavendelbüschen, aufgeteilt in strenge Vierecke. Millies Baumhaus war mit lila Krokodilen und Elefanten neu bemalt worden und gehörte jetzt Adelaide, dem neuen Cassidy-Sproß.

Millie hasste Melissa. Sie durfte nur einmal in der Woche herkommen, um ihren Dad zu sehen. Als Sally jetzt draußen anhielt, weigerte sie sich auszusteigen und hineinzugehen. Sie wollte nicht einmal, dass man ihre Anwesenheit zur Kenntnis nahm, sondern blieb im Wagen sitzen, drückte die Nase ans Fenster und schaute hinaus, während Sally den Weg hinaufging, beleuchtet von solargespeisten Gartenlaternen, die alle paar Schritte im Boden steckten.

Sally hatte sich nicht telefonisch angemeldet; Julian hätte einen Grund gefunden, den Anruf nicht entgegenzunehmen. Sie ging geradewegs zur Haustür und klopfte laut. Eine Stimme drang heraus, Melissa, die rief: »Julian. Da ist jemand.« Einen Augenblick später öffnete er mit einem Weinglas in der Hand.

»Oh.« Er machte ein langes Gesicht, als er sie sah. »Sally.«

»Darf ich reinkommen?«

Er warf einen Blick voller Unbehagen über die Schulter. Sie sah einen kostspielig konstruierten Kinderwagen hinter ihm. Eine Reihe Rasseln schwebte darüber. »Worum geht's?«

»Um Millie.«

»Julian?«, rief Melissa von drinnen. »Wer ist da, Schatz?«

»Es ist ... Sally.«

Es wurde still. Dann öffnete sich die Wohnzimmertür, und Melissa erschien. Sie war von Beruf Landschaftsgärtnerin, und als Sally sie das erste Mal gesehen hatte, war sie gekleidet gewesen, als wollte sie zum Rodeo: ein wildlederener Cowboyhut, Wanderstiefel mit dicken, über den Rand heruntergerollten Socken und Tweedshorts, die von einem Tag zum andern niemals die Farbe änderten. Sie lachte wie ein Pony, und die Schnur ihres Hutes baumelte unter dem Kinn hin und her. Bei kaltem Wetter bildete sich manchmal ein klarer Tropfen an Melissas Nasenspitze und blieb dort minutenlang zitternd hängen, während Melissa redete. Dass Julian sich für eine solche Frau interessieren könnte, damit hätte Sally zuallerletzt gerechnet. Heute trug sie die üblichen Shorts, aber darüber eine riesige hellbeige Strickjacke, und Adelaide war in einem scharlachroten Tragetuch vor ihre Brust gebunden. Sie wippte automatisch



auf und ab, damit das Baby nicht aufwachte, während sie die Exfrau ihres Gatten beäugte.

»Sally!«, sagte sie nach ein paar Augenblicken. »Reizend siehst du aus. Komm herein.« Sie trat zurück, um Sally ins Wohnzimmer treten zu lassen, und lächelte dabei herzlich. »Schön, dich zu sehen.«

Sally kam herein und blieb eine Zeitlang schweigend stehen. Das Zimmer war nicht wiederzuerkennen; es war neu eingerichtet, in satten Grundfarben und mit scharfkantigen, unbequemen Möbeln. Ein schwarzweißer Seidenvorhang vor den Erkerfenstern war halb geschlossen, und davor stand das Laufstälchen des Babys.

Melissa schaltete den Fernseher ab, der leise in der Ecke lief, und ließ sich auf dem Rand eines großen Sofas nieder. Dabei drückte sie die Beine des Babys auseinander, sodass sie zu beiden Seiten ihres Bauches zu liegen kamen. Sally sah sich nach ihrem bequemen alten Sessel um, in dem sie Millie als Baby immer gefüttert hatte. An seiner Stelle fand sie ein lederbezogenes Zweiersofa mit einem Muster aus violetten und weißen Sechsecken. Ungelenk setzte sie sich hin.

»Wie geht's Millie?« Melissa lächelte immer noch.  
»Munter wie immer?«

»Nein. Es geht ihr schrecklich.«

Melissas Lächeln verblasste. »Wirklich? Etwa wegen dieses Mädchens? Lorne Wood?«

»Das macht's nicht besser.«

»Einer der Jungen, die bei mir ein Praktikum gemacht haben, kannte sie. Er war verknallt in sie. Mich hat's gewundert. Sie schien mir nicht sein Typ zu sein. Schrecklich ... billig aussehend, weißt du.«

»Was ist denn mit Millie?«, fragte Julian. »Neulich schien ihr nichts zu fehlen.«

»Es ist zwar schon lange her, aber ich glaube, sie hat immer noch Schwierigkeiten mit der Scheidung.«

»Sally«, sagte Julian leise, »wenn du über die Scheidung reden willst, wäre es vielleicht besser, wenn ...«

»Sie hat es schwer.« Sallys Stimme klang fester, als sie es selbst erwartet hatte. »Sie ist ein junges Mädchen, und es ist nicht einfach für sie.«

Julian runzelte die Stirn. So hatte er Sally noch nicht erlebt. Ein bisschen nervös schloss er die Tür und kam

durch das Zimmer herüber. Er setzte sich neben Melissa und zupfte die Hose über den dünnen Beinen hoch, damit sie sich über den Knien nicht spannte. Als sie ihn jetzt ansah, fragte Sally sich, was um alles in der Welt sie eigentlich in ihm gesehen hatte – außer dass er immer irgendwie da gewesen war, alles bezahlt und ihre Fragen beantwortet hatte wie ein Vater. Bis zu dem Tag, als er nicht mehr da gewesen war und das alles stattdessen für Melissa getan hatte. »Okay. Ich höre. Du willst ein Gespräch. Und was versprichst du dir von diesem Gespräch? Von uns – von mir und Melissa?«

Sally klapperte mit den Lidern. »Äh – Geld.«

Melissa holte tief Luft. Sie lehnte sich auf dem Sofa zurück, schlug ein langes braunes Bein über das andere und richtete den Blick hinauf an die Decke. Julian schloss die Augen, als plage ihn ein kurzer, stechender Kopfschmerz. Er öffnete sie wieder, stützte die Ellenbogen auf die Knie und legte die Handflächen zusammen. »Darf ich kurz sagen, dass wir darüber schon gesprochen haben? Und dass ich dir, wenn du dich erinnern möchtest, gesagt habe ...«

»Viertausend Pfund.«

»*Ach, du meine Fresse!*«, zischte Melissa. Sie ließ Adelaide noch heftiger wippen und wandte den Blick nicht von der Decke.

Julian lehnte sich zurück, verschränkte die Arme und musterte Sally aufmerksam. Sie hatte diesen Blick bei ihm schon gesehen, wenn er bei der Arbeit eine wichtige Entscheidung treffen musste und überlegte, ob einem Kunden zu trauen war. Nun taxierte er sie, als sehe er sie zum ersten Mal als gleichaltrige Person und nicht als Unterlegene, als seine kleine Kindbraut. »Das soll kein Scherz sein, nehme ich an.«

»Nein.«

»Wofür soll das Geld sein?«

»Für die Reise nach Malta. Du hast gesagt, du bezahlst sie ihr.«

»Okay. Wenn an dieser Stelle Aggressionen ins Spiel kommen sollen, wäre es vielleicht der richtige Augenblick, die Sache zu unterbrechen und erst einmal mit den Anwälten zu sprechen, und dann ...«

»Du hast gesagt, du würdest ihr die Reise nach Malta bezahlen. Du hast es ihr versprochen – ich war dabei. Es wäre

etwas ganz anderes gewesen, wenn du Nein gesagt hättest, aber das hast du nicht getan. Du hast es ihr versprochen, und du hast dein Versprechen nicht gehalten. Sie hat geglaubt, dass du es ihr bezahlen würdest. Am Ende musste sie sich das Geld dann leihen.«

»Ich vermute«, sagte Melissa in gleichmütigem Ton, »sie hätte die Reise auch absagen können, als sie erfahren hatte, dass Julian und ich sie uns *wirklich* nicht leisten konnten.«

»Alle ihre Freunde sind mitgefahren.«

»Niemand hat mir etwas von viertausend Pfund gesagt«, erklärte Julian. »Viertausend! Was ist das für eine Reise nach Malta, die viertausend Pfund kostet? Herrgott, das sind Teenager. Die sollen im Zug auf dem Boden schlafen, nicht in einer der Suiten im neuen Airbus A380.«

»Es ist aber so. Millie braucht das Geld. Ich wäre sonst nicht hier.«

»Braucht Millie es, oder brauchst du es?«, fragte Melissa. Dann schloss sie die Augen. »Entschuldige. War nicht so gemeint. Achtet nicht auf mich.«

»Von wem hat sie sich das Geld denn geliehen? Doch nicht von Nials Eltern – bitte nicht, lieber Gott. Bei denen

hab ich doch jetzt schon verschissen – nach allem, was du ihnen über die Scheidung erzählt hast.«

»Julian, hör zu. Ich kann dich nicht zwingen, ich kann dich zu gar nichts zwingen. Ich habe bei der Scheidung auf meine Rechte verzichtet, und selbst wenn ich mir einen Anwalt leisten könnte, wüsste ich ja schon vorher, was er sagen würde. Ich kann dich nur höflich bitten, ihr zu helfen. Sie ist in Schwierigkeiten, Julian, in echten Schwierigkeiten. Sie ist erst fünfzehn, und ich kann in dieser Situation nichts tun.«

Er fuhr sich mit der Zunge über die Lippen und sah seine Frau an. »Melissa?«

Sie zuckte die Achseln. Sie hatte den Blick noch nicht von der Decke gewandt und ließ das Baby immer noch auf und ab wippen. Sie sah aus wie jemand, der im Kopf laut summt, um zu übertönen, was ringsherum passiert. »Tu du, was du für richtig hältst.« Sie legte die Hand schützend auf Adelaydes Köpfchen, als stünde plötzlich sie mit dem Baby gegen Sally und Julian. »Wenn dein Gewissen dir sagt, es ist richtig, musst du es tun. Was immer es ist.«

Julian hustete rau. Sein Blick ging von Sally zu Melissa und wieder zurück. Sally hatte noch nie ein so großes Unbehagen bei ihm gesehen. »Es tut mir leid, Sally. Der ganze Unterhalt, den ich für Millie zahlen wollte, steckt in Peppercorn. Ich gebe dir hundert, aber das ist alles.«

Aus Melissas Kehle kam ein leiser Laut des Abscheus.

»Ist das okay, Melissa?«

»Wunderbar«, sagte sie mit hoher, angespannter Stimme.

»Absolut fabelhaft.«

Julian stand auf und ging hinaus, und einen Augenblick später hörte man ihn in seinem Arbeitszimmer am anderen Ende des Korridors. Sally und Melissa waren allein im Zimmer. Melissa atmete geräuschvoll ein und aus, als wolle sie sich beruhigen, aber irgendwann konnte sie sich anscheinend nicht mehr beherrschen. Ihr Kopf fuhr herum.

»Du hast gesagt, du würdest um nichts mehr bitten. Du hast Julian versprochen, um nichts mehr zu bitten. Er hat dir das Haus bezahlt, und dazu musste er eine gewaltige Hypothek auf *dieses* Haus aufnehmen. Und er hat Millies Schuldgeld für die nächsten drei Jahre bezahlt. Für *drei*

Jahre. Das konnte er sich nicht leisten, aber er hat es trotzdem getan.«

Sally antwortete nicht. Auf dem Weg zum Haus hatte sie mehrere leere Bollinger-Flaschen im Recycling-Container gesehen. Als sie mit Julian zusammen gewesen war, hatte er nur zu besonderen Gelegenheiten Champagner getrunken, auf keinen Fall jeden Abend. Und die beige Strickjacke, die Melissa trug, kostete dreihundert Pfund. Sie hatte sie Anfang der Woche bei Square im Schaufenster gesehen. Er hatte immer noch eine Wohnung auf Madeira, die er vermietete, und ein Cottage in Devon.

»Ich meine, macht ihr denn die Schule überhaupt Spaß? Sind ihre Leistungen gut? Das hoffe ich natürlich, denn es wäre eine ziemliche Geldverschwendung, wenn es nicht so wäre. Ich bezweifle sehr, dass Julian in der Lage sein wird, zwei Kindern eine Privatschulausbildung zu ermöglichen. In Anbetracht dessen, was Millie kostet, hat Adelaide wahrscheinlich keine Chance.« Melissa sah aus, als werde sie jeden Moment anfangen zu weinen. »Deshalb hoffe ich um Julians willen sehr, dass das eine Kind, für das er all das aufbringt, auch erfolgreich ist.«



Sally stand auf und ging zur Tür.

»Droh uns nicht, Sally.«

Sie drehte sich um. Melissa war aufgestanden, und in ihrem Blick lag blanker Hass. »Sei nicht böse. Das ist nicht nötig, denn so böse bist du auch, ich kann noch böser werden.«

Sally öffnete den Mund, um etwas zu sagen, und klappte ihn wieder zu. Wortlos ging sie hinaus in den Flur, schloss die Tür hinter sich und blieb neben dem kostbaren Kinderwagen stehen. Nervös spielte sie mit ihrem Autoschlüssel. Einen Augenblick später kam Julian aus seinem Arbeitszimmer. Er hielt einen Scheck und ein bedrucktes Blatt in der Hand. Auf dem Blatt stand schlicht: »Ich bestätige den Empfang von einhundert Pfund von Mr. J. Cassidy.«

»Unterschreib das, bitte.«

Sie unterschrieb, ohne ihm in die Augen zu sehen. »Danke«, sagte sie leise. Sie nahm den Scheck, der in einem weißen Umschlag von erstklassiger Papierqualität steckte, und wandte sich zur Tür.

»Sally?«

Sie blieb mit einer Hand auf dem Türknauf stehen.

»Bitte ...« Julian kam sehr nah heran und flüsterte, damit Melissa ihn nicht hören konnte. »Bitte, sagst du Millie, dass ich sie liebhave? Ja?«

Zoë saß im Garten ihres Reihenhauses, die eine Hand auf dem Knie, und die andere hielt sie gewölbt den streunenden Katzen hin, die scheu an den Katzenkeksen knabberten. Drinnen brannte Licht, und die Vorhänge waren offen. Sie gab ein trauriges Bild ab, wie eine Illustration mit dem Titel: »Die einsame alte Jungfer mit ihren Katzen, den einzigen Gefährten, die sie hat ...« Als sie nach der Besprechung zu Ben ins Büro gekommen war, hatte er am Schreibtisch gesessen und war damit beschäftigt gewesen, seine Notizen ins Reine zu schreiben. Sie wollte über das Meeting reden und ihm vielleicht von den Fotos erzählen. Aber sie hatte die Diskussionen satt, und sie hatte ihre einsame Position in der anderen Ecke des Rings satt. Also sagte sie nur: »Ich glaube, ich mache jetzt Feierabend. Sehen wir uns bei mir?«

Erst nach einer kurzen Pause hatte er aufgeblickt. Er sah ein bisschen abgespannt aus. »Tut mir leid, Zoë. Ich muss hier wirklich fertig werden.«

Nachher hatte sie sich gefragt, warum es ihr etwas ausmachte. Es war ja nicht so, als verbrächten sie jede Nacht zusammen. Es kümmerte sie nicht. Es kümmerte sie wirklich nicht. Trotzdem hatte sie, als sie zu ihrem leeren Haus zurückkam, halb gehofft, er werde wie durch Zauberei vor der Tür stehen. Aber das hatte er nicht getan. Sie war den Weg hinaufgestapft und hatte die Tür aufgeschlossen. Das Milchschälchen stand immer noch vor dem Motorrad.

Das Alleinsein war für sie der Normalfall, dachte sie und ließ noch ein paar Katzenkekse in die hohle Hand rieseln. Das war nichts Besonderes. Manche Leute brauchten Menschen um sich, andere eben nicht. Sie dachte an das, was Pippa Wood über Geschwister gesagt hatte – dass sie sich so unterschiedlich entwickelten und wie enttäuscht sie über Lorne war. Und ganz ohne Vorwarnung tat sich in ihrem Kopf ein Ort auf, zu dem sie nicht hatte gehen wollen, und sie schaute durch eine Tür in ein Zimmer.

Es war das Wohnzimmer ihrer Kindheit. Das Licht brannte, und ein Feuer flackerte fröhlich im Kamin. Sally war ungefähr drei, und sie saß auf dem Schoß ihrer Mutter. Mum lächelte sie an und streichelte über ihr blondes Haar. Und im Schatten in der Ecke des Zimmers: Zoë, dunkeläugig und stumm. Sie saß auf dem Boden und spielte mit ihren Bauklötzen, und von Zeit zu Zeit blickte sie verstohlen auf, um zu sehen, ob Mum herüberschaute oder ihr zulächelte. Zwei so verschiedene Kinder – das eine ein niedlicher Wonnepropfen, der Traum von einem Kind; das andere ein gerissener Fuchs. Boshaft, clever, eigensinnig.

Der »Unfall« mit Sallys Hand war in Wahrheit alles andere als ein Unfall gewesen. In Wirklichkeit hatte Zoë einen Wutanfall bekommen, als etwas, das sich jahrelang aufgestaut hatte, aus irgendeinem trivialen Grund plötzlich übergeflossen war. Zoë war acht gewesen, Sally sieben. Von diesem Augenblick an hatten die Eltern die beiden Mädchen getrennt gehalten, und Zoë hatte endgültig gelernt, wer sie war und auf welcher Seite des Lebens sie zu existieren hatte. Sie wusste jetzt, dass sie zum »Bösen« fä-

hig war – fähig, »das Udenkbare zu tun«. Diese Lektion hatte sie nie wieder ungeschehen machen dürfen.

Jetzt schaute sie durch die offene Hintertür in das beleuchtete Zimmer und zu den Bildern an der Wand. Ein paar waren von der Motorradreise, und andere zeigten sie im Internat – immer lachend und unverwüstlich. Absolute Spitze in Sport und Mathe und ständig im Clinch mit den Lehrern. Jeder, der sie kennenlernte, sogar Ben, hielt sie für privilegiert, weil sie mit acht Jahren in ein Internat gekommen war. Niemand außerhalb der Familie Benedict wusste, dass es nichts mit Privilegien und Pony-Partys zu tun gehabt hatte, sondern nur darum ging, sie von Sally getrennt zu halten. Sally, die lieb war und süß und von Mum und Dad angebetet wurde. Und die sie vor ihrer grausamen und unbeherrschten Schwester beschützen mussten.

An all das hatte Zoë seit Jahren nicht mehr gedacht. Lorne hatte sie zu diesen Gedanken zurückgebracht – Lorne, ihr perfekter Bruder und die Orte, zu denen sie vielleicht wie Zoë gegangen war, weil sie glaubte, sie könnte dort ihren Gefühlen entkommen. Die Fotos. Bei denen überlief es Zoë besonders eisig. Denn auf dem gleichen Weg war

sie geflohen. Vor achtzehn Jahren. Keine Menschenseele wusste davon, aber nach dem Internat hatte sie als Erstes einen Job in einem Nightclub in Bristol angenommen. Sie war noch ein Teenager gewesen, als sie sich zwölf Mal am Tag vor den Männern ausgezogen hatte. Damals hatte sie absichtlich nicht weiter darüber nachgedacht. Sie hatte gelacht und es nicht weiter ernst genommen und sich auf die Motorradtour konzentriert, die sie am Ende damit bezahlen würde. Doch manchmal, wenn sie hörte, wie jemand über Sexclubs herzog, darüber, wie billig die Frauen dort seien, war die Maske der Tapferkeit verrutscht. Dann hatte sie sich abgewandt und bei sich gedacht, den Leuten sei wohl nicht klar, dass etwas, das billig gemacht wurde, zuvor kostbar gewesen sein müsse und dass man nur etwas entwerten könne, das einen Wert habe. Aber den hatte sie – und vielleicht auch Lorne – offensichtlich längst verloren.

Vielleicht war es ein natürlicher Weg, der ein gebrochenes Kind zu Orten wie diesem Nightclub führte. Zu Orten, an denen die Dunkelheit in ihnen noch übertroffen wurde von der Dunkelheit in allen anderen.

Zoë gab den Katzen die letzten Kekse. Es hatte angefangen zu regnen, und die Tropfen trommelten leise auf die Motorradplane, die sie unordentlich an die Wand des Gartenschuppens gelegt hatte. Etwas fiel ihr ins Auge. Sie stand auf und betrachtete die Plane und die kleine Pfütze, die sich in den Falten bildete.

»Ja, heilige Scheiße«, sagte sie zu den Katzen. »Das ist es, was ich übersehen habe. Das ist es.«



Sally rief Steve um halb zehn an, und keine zwanzig Minuten später fiel das Licht seiner Scheinwerfer durch das Küchenfenster herein und strich an der Wand hinauf. Auf dem Tisch vor ihr lag ein Haufen Papiere: Hypothekenauszüge, Strom- und Wasserrechnungen, ihre Lohnstreifen und die Kostenvoranschläge für alles, was am Haus repariert werden musste. Sie hatte während der letzten Stunde darüber gebrütet und eine Möglichkeit gesucht, irgendwo noch viertausend Pfund lockerzumachen. Jetzt raffte sie sie hastig zusammen und schob sie hinter ein paar Bücher, bevor er in der Tür stand. Er trug knielange Chino-Shorts, Sandalen und ein verblichenes T-Shirt mit ein paar Regentropfen auf den Schultern. Er war unrasiert und sah müde aus.

»Hey«, flüsterte er und schloss die Tür. »Alles okay, meine Schöne?«

Sally winkte ihn weiter. »Schon gut, sie schläft. Wenn sie einmal weg ist, schläft sie wie ein Stein.«

Er warf seinen Schlüssel auf den Tisch. »Und? Was ist los?«

Sie ging zum Kühlschrank und nahm die Flasche Wein heraus, die sie am Abend zuvor aufgemacht hatten. »Entschuldige, aber ich glaube, ich brauche etwas zu trinken.« Sie goss ein Glas für ihn und eins für sich ein und stellte sie auf den Tisch. Dann saß sie mit hängenden Schultern da und starrte in ihren Wein.

»Was ist denn?«

»Nichts. Ich brauchte nur ein freundliches Gesicht.«

»Da steckt doch mehr dahinter.«

Sie trank einen Schluck Wein.

»Na los. Was drückt dich?«

»Entschuldige, ich bin nur – es war ein schlechter Tag. Mit Millie, und bei der Arbeit.« Verzweifelt schüttelte sie den Kopf. Warum ging das immer so weiter? Wie konnte sie immer wieder so dumm sein? Die *ganze* Zeit. Wirklich die ganze Zeit. Es wurde einfach nicht besser. »Das Haus bricht um mich herum zusammen, Steve. Das Fallrohr hin-

ten ist abgebrochen, und überall ist Feuchtigkeit. Das Rieddach verrottet, ich habe Ratten in der Decke, und sie haben die Rigipsplatten durchgenagt. Am Montag habe ich in der Waschküche Eichhörnchenkacke gefunden. Es würde mich zehntausend Pfund kosten, das alles in Ordnung zu bringen – und ich? Ich blöde Nuss? Ich weiß nicht mal, wie ich diesen Monat die Gemeindesteuer aufbringen soll. Und dann ... heute ...«

»Heute?«

Sie ließ die Hände vom Gesicht sinken und sah ihn ernsthaft an. »Kannst du ein Geheimnis für dich behalten?«

»Komisch – das hat noch nie jemand von mir verlangt.«

Sie lächelte kläglich. »Im Ernst. Es geht um Millie. Ich hab ihr versprochen, nichts zu erzählen, aber ich kann nicht anders. Es ist so bizarr ... ich kann es nicht für mich behalten. Ich muss darüber reden.«

Er zog einen Stuhl heran und setzte sich. »Na los. Ich höre.«

»Sie ... sie hat Geld gebraucht. Sie wusste, dass sie nicht zu mir kommen konnte, und sie ist zu jemandem gegangen, zu dem sie nicht hätte gehen sollen. Zu jemandem, der

das Geld jetzt zurückhaben will. Und er gehört nicht zu den Leuten, mit denen ich umgehen kann. Er ist ein Drogenhändler.«

»O Gott.«

»Ich weiß. Ich bin ja so *blöd*.« Sie klopfte sich mit den Fingerknöcheln an die Stirn und wünschte, sie könnte die dumpfe, verschlafene Masse dahinter aufwecken. »Ich krieg einfach nie was mit. Ich habe nichts davon kommen sehen, so wie ich meine Scheidung nicht habe kommen sehen, und wenn ich mich über Wasser halten will, muss ich für einen Kriminellen arbeiten. Der ist ein Flegel, und du sagst, er ist gefährlich, aber mir bleibt nichts anderes übrig, weil meine Tochter immer noch meint, sie könnte leben wie alle ihre reichen Freundinnen, und deshalb alle möglichen dummen Entscheidungen trifft, und jetzt bin ich ...«

»Hey hey hey.« Steve langte über den Tisch und nahm ihre Hand. »*Hey*. Langsam. Wir finden einen Weg. Ich meine – willst du, dass ich mit diesem Typen rede? Weißt du, wie man ihn erreicht?«

»Das geht nicht. Wenn du das tust, wird Millie es erfahren, und ich habe ihr versprochen, kein Wort weiterzu-

erzählen. Außerdem – der Himmel weiß, was er mit ihr macht, wenn er glaubt, er kriegt sein Geld nicht. Ich habe darüber nachgedacht. Mir bleibt nichts anderes übrig, als ihm zurückzuzahlen, was er ihr geliehen hat.«

»Dann leihe ich dir das Geld. Ich musste bei meiner Scheidung zwar ziemlich bluten, das weißt du ja, aber ich kann das Geld auftreiben. Das ist kein Problem.«

Sie biss sich auf die Lippe und hob den Kopf. Sein offenes Gesicht, sein geradliniges Lächeln erschien ihr wie ein sanfter, freundlicher Abhang, den sie entspannt beschreiten konnte. Sie konnte sich fallen lassen und darauf hinabgleiten. Es wäre bequem: Die Angst würde verschwinden. Aber es wäre keine Lösung. Irgendwann würde das zu der gleichen Passivität führen wie damals bei Julian.

»Nein«, sagte sie mit einiger Anstrengung. »Nein. Vielen Dank, aber – nein. Ich muss selbst einen Ausweg finden. David wird mir zusätzliche vierhundertachtzig im Monat zahlen; es wird also eine Weile dauern, aber ich werde es schaffen. Ich hab mir ein Heimwerkerbuch aus der Bücherei geliehen; vielleicht kann ich ein paar Sachen am Haus selbst reparieren. In der Garage ist ein bisschen Werkzeug,

das die letzten Eigentümer zurückgelassen haben, und was ich sonst brauche, kann ich von Isabelle ausleihen.«

»Okay.« Er lächelte. »Und was du von ihr nicht kriegst, leihe ich dir. Alles, was du brauchst.«

Sie lächelte matt. »Danke«, sagte sie. »Danke.«

Steve stand auf und ging zum Kühlschrank, um den Wein zu holen, aber sie konnte nicht so einfach einen Schlussstrich ziehen. Sie legte den Kopf zur Seite, schob ihr Weinglas auf dem Tisch hin und her und sah zu, wie die feuchten Kringel sich immer wieder überkreuzten.

»Steve?«, fragte sie, als er sich wieder hinsetzte.

»Ja?«

»Weißt du, heute Morgen, als du von David Goldrab gesprochen hast ...?

Seine Miene verfinsterte sich, und er rieb sich nachdenklich das Kinn mit einem Fingerknöchel. »Ja. Ich erinnere mich.«

»Was hast du damit gemeint, als du gesagt hast, es ist reine Glückssache, dass er nicht schon vor Jahren eingesperrt worden ist? Weshalb hätte man ihn ins Gefängnis sperren sollen?«

»Ach, Sally. Bist du sicher, dass du das alles wissen willst?«

»Ja. Ich habe morgen meinen ersten Tag bei ihm, und, ehrlich gesagt, bin ich nervös. Ich kann nicht mehr so weitermachen. Ständig vor mich hin träumen, ohne das Nahe-  
liegende mitzukriegen. Immer bin ich die Letzte, die etwas erfährt. Bitte ...«

Steve schüttelte den Kopf. »Okay. Tja, hauptsächlich ist Goldrab Pornoproduzent.«

»Pornoproduzent? Was bedeutet das? Er macht Hefte?«

»Vor allem Videos. Die man im Internet downloaden kann.«

»Pornoproduzent? Bist du sicher?«

»Leider. Hundertprozentig.«

Überrascht stellte sie fest, dass sie nicht allzu schockiert war. »Du liebe Güte – ich hab den ganzen Tag gedacht, er ist ein richtiger Verbrecher.«

Steve lachte trocken. »Er ist ein richtiger Verbrecher, ein richtiger, lebendiger Verbrecher. Einer der reichsten Pornoproduzenten im ganzen Land, und das will was heißen, weil wir einer der wenigen Staaten auf der Welt sind, die

keine blühende Pornoindustrie haben. Er lebt davon, junge Frauen – und manche sind nicht mal Frauen, sondern eher noch Mädchen – zu überreden, Dinge zu tun, die sie ihr Leben lang bereuen. Bevor es mit dem Internet losging, hat er einige Zeit im Kosovo verbracht und dort illegale Pornos gedreht, die er dann ins Land schmuggelte. Und ich rede von wirklich scheußlichem Zeug. Tiere, Bondage – was du willst. Dabei haben Menschen gelitten, das kann ich dir garantieren. Himmel noch mal, ich will jetzt gar nicht moralisch werden. Ich bin ein Mann aus Fleisch und Blut, und ich behaupte nicht, dass ich mir noch nie einen Porno angesehen habe. Aber glaub mir, viele der Frauen, die er dazu benutzt hat, hatten keine Wahl. Sie hatten nicht die Freiheit, sich zu entscheiden. Schon gar nicht die auf dem Balkan.«

Sally saß schweigend da und musste das alles erst einmal verdauen. Sie begriff, was Sache war und welche Konsequenzen das für sie unterschwellig hatte: Wenn sie für einen solchen Mann arbeitete, machte sie sich irgendwie zu seinesgleichen, zu seiner Komplizin. All diesen Überlegungen zum Trotz wusste sie jedoch, dass sie nicht ausstei-



gen würde. Sie brauchte das Geld. »Ich bin wohl in einer ziemlich verzweifelten Lage, wenn ich für so jemanden arbeite.«

Steve streckte die Hand aus und strich ihr eine Haarsträhne hinter das Ohr. »Liebste, wir sind *alle* in einer verzweifelten Lage. Wir alle müssen Dinge tun, auf die wir nicht stolz sind. Das ist einfach der Lauf der Welt.«

Weil es regnete, nahm Zoë den Mondeo. Sie parkte vor dem verschlossenen Tor zu Sydney Gardens und zwängte sich durch die Büsche hinein. Der Park war offiziell geschlossen, aber inoffiziell war jetzt Geschäftszeit. Überall sah sie junge Männer herumlungern; lässig standen sie da mit den Händen in den Taschen oder an einen Baum gelehnt. Ein paar hatten sich tatsächlich auf dem Boden niedergelassen und lagen da, als sei es ein Mittag im August und kein regnerischer Abend. Als sie vorbeiging, verdrückten sich die meisten in die Büsche.

Das Tor in der Mauer öffnete sich zum Kanal hin. Von der anderen Seite kam man nicht in den Park, weil man nicht wollte, dass die Leute sich nachts heimlich hereinschlichen. Neben dem Tor hatte die Polizei eine Hinweistafel aufgestellt: In östlicher Richtung sei der Leinpfad wegen einer polizeilichen Untersuchung gesperrt, und Fuß-

gänger sollten einen anderen Weg nehmen. Zoë knipste ihre Taschenlampe an und leuchtete auf den Boden. Der Regen hatte nachgelassen, aber vor einer Weile war er stark genug gewesen, um die Fußspuren im Lehm bis an den Rand zu füllen. Die kleinen Tümpel blinkten im Licht ihrer Taschenlampe. Sie suchte sich einen Weg durch den Schlamm, schob sich durch das Gebüsch am Wegrand und öffnete das Tor. Auf der anderen Seite stand eine einzelne viktorianische Straßenlaterne und warf ihren kreisrunden gelben Lichtschein auf den Kies und das Wasser des Kanals. Zoë ließ den Strahl ihrer Taschenlampe über den Boden wandern und fand, was sie erwartet hatte, ungefähr drei Schritte weiter.

Eine leichte Mulde zog sich quer über den Pfad. Vielleicht hatte eine darunter verlaufende Rohrleitung die Absenkung verursacht, vielleicht auch ein Fehler im Belag des Weges. Was immer der Grund war, es genügte, um schon bei leichtem Regen die einzeln verstreuten kleinen Pfützen zu einem großen See zu vereinen, um den man nicht herumgehen konnte: Man musste entweder hindurchplant-schen oder mit Anlauf darüber hinwegspringen. Und wenn

man gerade durch das Tor gekommen war, dachte sie und sah sich um, und sich die Schuhe mit Lehm beschmiert hatte, dann würde man die Gelegenheit wahrscheinlich nutzen, um diesen Lehm abzuspülen.

Wenn Lorne hier auf den Leinpfad gekommen war, hätte sie ihre Schuhe saubermachen können, aber als sie starb, waren sie noch mit Schlamm beschmiert gewesen. Vielleicht gab es noch einen Zugang zum Kanal, noch eine Stelle näher am Tatort, wo sie durch den Matsch gelaufen sein konnte. Zoë schlug ihre Kapuze hoch und ging los. Sie leuchtete auf den Boden und schwenkte den Lichtstrahl hin und her. Es war kälter geworden, und von den Wohnbooten, wo man die Türen geschlossen und die Holzöfen angezündet hatte, stieg hier und da Rauch auf. Das Geplapper der Fernseher und ihr flackerndes blaues Licht drang durch die Fenster heraus.

Zoë war ungefähr dreihundert Meter weit gekommen, als sie auf eine kleine Lücke zwischen den Bäumen links von ihr aufmerksam wurde. Es war ein winziger Pfad, kaum größer als der, den ein Dachs hinterlassen würde. Zoë folgte ihm. Er führte aufwärts, weg vom Leinpfad, und wieder

hinunter in die Dunkelheit. Zoë schob Dornenzweige und Äste zur Seite und leuchtete in die kleine Lichtung hinab. Und sie lächelte. Schlamm. Und mittendrin zwei deutliche Schuhabdrücke. Auf den ersten Blick schienen sie genau zu Lornes lehmbeschmierten Ballerinas zu passen.

»Oh, Lorne«, sagte sie leise. »Du warst am Samstag überhaupt nicht shoppen. Du hast uns angelogen.«

Am nächsten Morgen weigerte Millie sich schlankweg, zur Schule zu gehen. Dort würde es sowieso wie verrückt zugehen, sagte sie, bei dem ganzen Gerede über Lorne und all den Spekulationen. Aber Sally wusste, dass es mehr mit dem Kerl im lila Jeep zu tun hatte, der da vor der Schule stand. Sie würde sie nicht zwingen, allerdings hatte sie auch nicht vor, ihre Tochter allein in Peppercorn zu lassen. Nicht nach dem vergangenen Abend. Sie rief Isabelle an, doch die hatte den ganzen Tag Meetings. Widerwillig wählte sie Julians Nummer, aber auch der musste den ganzen Tag arbeiten.

»Bitte, Mum«, flehte Millie. »*Bitte*. Zwing mich nicht, in die Schule zu gehen.«

Sie sah Millie lange an – und wusste sich keinen Rat. Entweder nahm sie ihre fünfzehnjährige Tochter mit ins Haus eines Pornoproduzenten, oder sie riskierte, dass sie

einem Drogendealer und Kredithai in die Arme lief. Gott, was für ein Kuddelmuddel. Aber sie musste eine Entscheidung treffen.

»Du wirst vier Stunden hinten im Auto sitzen.«

»Das ist mir egal. Ich nehme ein Buch mit. Ich bin dir nicht im Weg.«

Sally seufzte. »Geh und mach dir ein Sandwich. Dann zieh dich an – und ich meine damit etwas Ordentliches. Kein Miniröckchen und eine richtige Bluse, kein durchsichtiges T-Shirt. Etwas *Vernünftiges*. Und nimm am besten auch deine Englisch-Hausaufgaben mit. Vier Stunden sind eine Menge Zeit zum Totschlagen.«

Es war wieder ein schöner Tag; die Sonne stand schon hoch am Himmel, aber auf der Fahrt nach Lightpil House machte Sally sich die ganze Zeit Sorgen. Sie dachte immer wieder an das, was Steve gesagt hatte – an die Mädchen im Kosovo, die noch keine Frauen gewesen waren. Dann überkam sie die gegensätzliche Befürchtung: David würde Milie vielleicht nicht dahaben wollen, sie würde schnurstracks zum Wagen zurückgehen und wegfahren müssen, und dann würde sie die vierhundertachtzig zusätzlichen Pfund pro

Monat nicht bekommen, die sie bei ihren Berechnungen einkalkuliert hatte.

Als sie auf dem Parkplatz anhielten, drehte Millie das Fenster herunter und lehnte sich hinaus. Sie blinzelte in der Sonne und spähte zu Lightpil House hinauf, als sei sie am Drehort zu einem Film gelandet. David Goldrab musste auf sie gewartet haben, denn als Sally den Motor abgestellt hatte, sah sie ihn auch schon den langen Weg zu ihnen herunterkommen. Er trug seinen Frottee-Bademnatel und FitFlops und hielt ein Glas grünen Tee in der Hand. Am Handgelenk trug er einen digitalen Pulszähler, als komme er soeben von einer der Tretmühlen in seinem Fitnessraum im ersten Stock. Sally zog die Handbremse an und beobachtete ihn. Was würde er tun, wenn er Millie sähe? Und richtig – als er sie auf dem Beifahrersitz sah, runzelte er die Stirn. »Wer ist das?«

»Millie«, sagte sie und machte sich auf eine Diskussion gefasst. »Meine Tochter. Sie wird nicht stören.«

David beugte sich am Fahrerfenster herunter, stützte eine Hand auf den Oberschenkel und musterte Millie lange. »Du bleibst hier bei uns, ja?«



»Sie bleibt im Wagen sitzen. Sie wird uns nicht stören.«

»Magst du Fasane, Prinzesschen? Ja?«

Millie sah ihre Mutter an.

»Es ist schon gut«, sagte David. »Das ist keine Fangfrage. Man muss lernen, auf Fragen ehrlich zu antworten. Wer dir eine Fangfrage stellt, entlarvt sich damit nur selbst. Also – magst du kleine Fasane oder nicht?«

»Sie bleibt im Wagen sitzen.«

»Sally, bitte. Sie ist keine Zweijährige. Sie muss sich irgendwie beschäftigen. Ihr passiert schon nichts. Ist besser, als sie hier einzupferchen, in diesem ...« Er brach ab und betrachtete den kleinen Ka, und er suchte nach Worten, um seine Kummerlichkeit zu beschreiben. »Ja. Jedenfalls läufst du besser in der Sonne herum, Prinzessin. Und jetzt beantworte meine Frage. Magst du Fasane?«

»Ja.«

»Gut. Dann zeige ich dir, wo du hingehen musst, um dir welche anzusehen.«

»Verlass das Grundstück nicht«, sagte Sally. »Und nimm dein Telefon mit.«

Millie verdrehte die Augen. »Ich hab's ja gehört«, fauchte sie. »Okay?«

Sally atmete ein paar Mal tief durch. Sie öffnete ihren Sicherheitsgurt und stieg aus. Millie kletterte vom Beifahrersitz, strich sich die Bluse mit den flachen Händen glatt und sah sich um, sichtlich beeindruckt von allem, was sie sah, und erstaunt darüber, dass ihre Mutter – ganz gleich, in welchem Kontext – irgendwie ein Teil davon sein konnte.

»Siehst du den Weg, der da unten an der Seite des Hauses vorbeiführt?« David kam vorn um den Wagen herum und deutete zum Rand des Grundstücks. »Wenn du den entlanggehst, kommst du zu einem Tor. Da gibt's ein Zahlenschloss. Der Code ist 1983. Mein Geburtsjahr.« Er lachte. Weder Sally noch Millie lachte mit. »Da gehst du durch, und dann ist da ein Schuppen. Voll mit den kleinen Biestern. Wenn du fertig bist, kommst du zurück und setzt dich auf die Terrasse. Mum macht dir eine Limonade. Nicht wahr, Sally?«

Millie sah ihre Mutter an. Sally zögerte. Ihr war flau. Aber mit einer ruckartigen Kopfbewegung forderte sie

Millie auf zu gehen. Na los doch. »Handy«, formte sie mit den Lippen. »Lass dein *Handy* eingeschaltet.«

Millie warf David noch einmal einen verunsicherten Blick zu und ging dann los, den Weg hinunter. Er verschränkte die Arme und sah ihr nach. Sie war sehr dünn in ihrer Jeans, die an den Beinen weit, aber auf den Hüften eng war, und ihr Haar wippte glänzend im Sonnenlicht. Sally sah, wie David ihre Tochter beäugte. Sie schlug die Wagentür zu, lauter als nötig, und er drehte sich mit tragem Lächeln zu ihr um.

»Was? Oh, Sally, ich bin enttäuscht. Sie glauben, ich habe ein Auge auf sie, ja? Wofür halten Sie mich?« Er schaute wieder zu Millie hinüber, die jetzt zwischen den Rabatten verschwand. »Halten Sie mich denn für einen Perversten? Ein Mann in meinem Alter? Und ein Mädchen in ihrem Alter? Sie ist viel, viel zu alt für mich.«

Sally erstarrte, und er brüllte vor Lachen und stupste gegen ihren Arm. »Das war ein *Scherz*, Mädel. War nur ein kleinääär Schääärz. Na los, verdammt – lächeln Sie mal, können Sie das? Herrgott.« Er seufzte. »Mussten Sie den

Stock im Arsch extra bezahlen, oder gab's den in der Klosterschule gratis dazu?«

Sally schluckte. Sie hatte einen trockenen Mund. Aber sie ließ sich nichts anmerken, sondern ging zum Kofferraum und holte ihre Putzsachen heraus.

»Ich nehm Sie nur auf die Schippe, Mädels.«

Sie hob den schwarzen Aktenkoffer heraus, in dem sie ihre Notizbücher und Stifte hatte, und ohne zu warten, ging sie den Weg hinauf. David folgte ihr hustend und prustend und murmelte dabei finster etwas von Leuten ohne jeden Sinn für Humor. Im Haus roch es überall nach Brot. Offenbar hatte er gebacken, mit der automatischen Brotbackmaschine im Wert vom dreihundert Pfund, die neben der Kaffeemaschine in der Küche stand. Sally sog die Luft tief in die Lunge, um sich zu beruhigen. Der Geruch von Essen vertrieb zuverlässig ihre Nervosität.

»Wissen Sie was, Sally?«, fragte David, als sie ins Büro kamen. »Verstehen Sie mich nicht falsch, aber ich habe das Gefühl, Sally Benedict hat keine besonders hohe Meinung von David Goldrab. Denn das ist der Lauf der Welt, oder? Sie sind wahrscheinlich in einem Haus mit Türm-

chen und Pferdeställen aufgewachsen. Aber ich? Na, Türme und Zugbrücken gab es in meiner Vergangenheit auch – ein Hochhaus mit einer scheißdicken eisernen Sicherheitstür, die verhindern sollte, dass die Junkies von der Isle of Dogs hereinkamen und in den Aufzug kackten. Der so oder so nie funktionierte, ob er als Klo benutzt wurde oder nicht. Eine Wohnung im siebzehnten Stock, ohne warmes Wasser, ohne Heizung.«

Er setzte sich in seinen Drehsessel, schnallte den Pulsmonitor ab, stöpselte ihn hinten in einen weißen Sony-Laptop und überspielte die Daten seines täglichen Fitness-Trainings. Dann stieß er sich mit den Fersen ab, rollte quer durch das Zimmer zu einem größeren Desktop-Computer und schaltete ihn ein.

»1957 – da bin ich in Wirklichkeit geboren, nicht 1983, falls Sie darauf reingefallen sind. Der Jüngste von drei Jungs – und damals hieß es: zwei in einem Bett, Matratze auf dem Boden, und du konntest von Glück sagen, wenn du einen popeligen kleinen Quadratzoll von der abblätternen Wand erobern konntest, um deine Poster da anzukleben. Und dauernd packte dir einer an den Schwanz – schla-

fen musstest du so.« Er griff sich mit beiden Händen in den Schritt und krümmte sich vornüber, als habe er einen Cricketball in die Weichteile bekommen. »Mein ältester Bruder war mit dreizehn ein Säufer. Mum hat das nie gemerkt; sie war viel zu sehr mit sich selbst und ihrem eigenen Jammer beschäftigt. Er kam besoffen nach Hause, fiel auf uns drauf und pennte ein. Ich kann ihn heute noch riechen. Elender Wichser. Einmal wachte ich morgens auf, und das Bett war nass. Er hatte in das Scheiß-Bett gepisst. Ich setzte mich auf und sah ihn daliegen, voll mit Kotze und Blut und seiner eigenen Pisse, aber er atmete noch, er schnarchte noch, und in dem Moment wusste ich eins ganz sicher: Auch wenn es mich jedes Gramm meiner Energie kostet, jeden Tropfen meines Schweißes, und wenn ich Scheiße fressen und dafür töten muss, ich werde da rauskommen und mir meinen eigenen Platz in der Welt erobern. Meinen *Lebensraum*.«

Mit gespreizten Händen zeigte er auf das Gelände draußen vor dem Fenster, wo das wellige Hügelland in die Ferne reichte. Kaum etwas außer ein paar weit entfernten Telefonmasten deutete darauf hin, dass es noch andere Men-

schen auf dem Planeten gab. Bäume rings um das Tor, durch das Millie gegangen war, warfen riesige Schatten auf das Gras darunter. Millie war nirgends zu sehen.

»Lebensraum«, wiederholte er. »Wie Hitler ihn wollte. Manchmal, wissen Sie, muss man sich schon fragen, ob da nicht was dran war bei Hitler. Da sitze ich hier, mit jüdischem Namen und jeder Menge jüdischem Blut in den Adern – auch wenn es nicht so rein ist, wie mein Vater, der Arsch, es gern gehabt hätte –, und frage mich, ob da nicht vielleicht was dran war bei Hitler! Ihr meine jüdischen Vorfahren – der Herr lasse euch ruhen in Frieden –, haltet euch ruhig die Ohren zu, aber Hitler *war* immerhin Vegetarier. Und er *liebte* Tiere. Und vor allem liebte er es, *Freiraum* zu haben. Raum zum Atmen, Raum zum Leben, Raum zum Schlafen. So viel Platz, dass du nicht begrabscht und bepisst wirst von deinem *Dreckstück* von Bruder. Dazu sind Sie hier, Sally. Um meinen *Lebensraum* zu organisieren und dafür zu sorgen, dass er so bleibt. Friedlich. Frei von menschlichem Müll.«

Der Pulsmonitor hatte seine Daten überspielt. David studierte sie eine Zeitlang. Dann schaltete er anscheinend zufrieden den Laptop ab.

»'türlich«, sagte er und blickte kurz zu ihr auf, »wenn es nach mir ginge, hätte ich eine Frau in meinem Leben, ein kleines Ding mit goldenen Haaren und dicken Titten, mit einem Kopf für Zahlen und einem Problem in der Abteilung Nymphomanie. Aber ich kenne die Frauen. Die meisten von euch haben nur eins im Sinn, und das fängt nicht mit S an. Also, Sally, kommen Sie her und setzen Sie sich.« Er zog einen Stuhl zu sich heran und vor den Computer. »Kommen Sie her, damit ich Ihnen zeigen kann, was Sie tun sollen.«

Sally setzte sich neben ihn. Er roch ganz leicht nach Schweiß und Aftershave, und sie konnte nicht aufhören, an die Frauen auf dem Balkan zu denken und sich zu fragen, ob er denen auch die Geschichte seines Lebens erzählt hatte.

»So ...«, er wedelte mit der Hand und deutete ins Zimmer, »... das hier ist Tracy Island, das Nervenzentrum von



Goldrab Enterprises. Wir sitzen in der Personalabteilung. Das da drüben ist der Teil, der Geld macht.«

Er zeigte auf einen Schreibtisch mit Bergen von Akten und einem weiteren Computer. Daneben stand ein Aktenschrank, und darüber war ein großer Monitor angebracht, der die Zufahrt zeigte, wie die Überwachungskamera vor dem Haus sie aufnahm. Einmal hatte sie beim Putzen hier einen Stapel Unterlagen auf dem Aktenschrank liegen sehen. Sie hatte nicht allzu genau hingeschaut, aber sie erinnerte sich an Rechnungen in einer fremden Sprache. Der Name Priština war ihr ins Auge gefallen. Damals hatte sie gedacht, es sei der Name einer Stadt in Russland, aber wenn sie jetzt an das dachte, was Steve gesagt hatte, lag sie vermutlich im Kosovo.

»Sally, ich möchte nicht, dass Sie nach Hause fahren und denken, ich traue Ihnen nicht, denn das tue ich natürlich. Aber ich weise Sie darauf hin, dass meine Arbeit vertraulich ist. Und ich ziehe es vor, dass es so bleibt. Mit anderen Worten, wenn ich Sie dabei erwische, dass Sie hier herumschnüffeln, schieße ich Ihnen ihr verdammtes Auge aus dem Kopf.« Er lächelte fett und vergnügt, als er ihre Re-

aktion sah. »Ein Witz. Noch ein *Witz*. Mein Gott, die Humorfee ist aber heute Morgen wirklich noch nicht da gewesen, was? Also – auf *diesem* Computer habe ich die Daten für das Haus. Sehen Sie? Hier werden Sie arbeiten. Sie geben Rechnungen ein und Empfangsquittungen. Das ist keine Raumfahrtwissenschaft. Sie lassen sich Kostenvoranschläge geben, organisieren die Handwerker. Versuchen Sie nur, es so hinzukriegen, dass alle am selben Tag kommen, damit ich nicht jeden Morgen rumlaufe und denke, ich muss mir zügig 'ne Unterhose anziehen, weil der blöde Klempner gleich kommt.«

»Okay«, sagte sie leise.

»Und *lächeln* Sie, verdammte Scheiße. Verziehen Sie den Mund mal zu einem Scheißlächeln. Das ist ja, als hätte man einen geprügelten Hund vor sich, wenn man Sie so ansieht ...«

Er brach ab, sprang ruckartig auf und starrte auf den Überwachungsmonitor an der Wand. »Heilandssack«, murmelte er. »Dieser miese kleine Arschkriecher.«

Draußen auf der Zufahrtsstraße stand ein kleiner japanischer Jeep in Lilametallic mit einem chromglänzenden

Kuhfänger. Sally starrte ihn an. Der Dealer von der Kingsmead School? Unmöglich. Hier bei David Goldrab? Als ob er ihnen *gefolgt* wäre? Das Fenster öffnete sich, ein Arm streckte sich heraus, und ein Finger tippte auf das Tastenfeld. Er war es. Sie erkannte die Frisur und die Sonnenbräune. Sie fuhr herum und starrte aus dem Fenster. Millie war auf dem Rasen. Vielleicht hatte sie die Fasane schon gesehen, vielleicht interessierte sie sich überhaupt nicht für sie, jedenfalls lag sie aus irgendeinem Grund auf dem Bauch im Gras, hielt ihr Telefon in der Hand und war in eine SMS oder ins Internet vertieft, vielleicht mit einem Update ihrer Facebook-Seite beschäftigt. Sally stand auf und zögerte; sie wusste nicht genau, was sie tun sollte. Sollte sie durch die Küche hinausrennen und rufen, oder sollte sie ihr Handy benutzen?

Der Mann auf dem Monitor war immer noch dabei, Zahlen einzutippen, aber offensichtlich kannte er den Code nicht, denn das Tor blieb fest geschlossen. David war anscheinend nicht im Mindesten beunruhigt. Er lehnte sich in seinem Sessel zurück und verschränkte die Hände hinter dem Kopf, und ein unangenehmes Lächeln lag auf seinem

Gesicht. »Oh, Jake«, sagte er zu dem Monitor. »Jake the Peg. Du solltest nicht wieder herkommen, Freundchen. Nein. Das solltest du wirklich nicht tun.«

Abgüsse von Fußabdrücken zu nehmen und sie mit Schuhen zu vergleichen gehörte meistens zu den Aufgaben, die die Spurensicherung schnell erledigte. Man brauchte nicht auf die Resultate langwieriger Labortests zu warten. Am Vormittag um elf war das Ergebnis vom Leinpfad da. Die Fußabdrücke, die Zoë am Abend zuvor gefunden hatte, stammten von Lorne Wood. Und als die Polizei sich den Pfad ansah, der von der Lücke zwischen den Bäumen wegführte, stellte sie fest, dass es nur einen Weg gab, auf dem sie hergekommen sein konnte. Vom Kanal aus führte der Pfad durch ein kleines Waldgelände und dann zwischen zwei Pferdekoppeln und unter einer Eisenbahnbrücke hindurch. Er endete an einer Bushaltestelle. Geschäfte gab es hier weit und breit nicht. Lorne hatte ihre Mutter belogen, als sie ihr erzählte, was sie am Samstag vorhatte, und nach Zoës Erfahrung konnte man nicht wissen, wie oft jemand,

der in so einem Punkt lügen konnte, sonst noch log. Das Geflunker konnte sich endlos hinziehen, bis zum Horizont.

Sie beauftragte einen Corporal, eine richterliche Herausgabeverfügung für die Überwachungsvideos der Busbetriebe zu beschaffen, und dann verbrachte sie eine Weile im Büro und sah sich auf dem Plan die einzelnen Linien an, die an der Haltestelle am Kanal vorbeifuhren. Sie schlängelten sich meilenweit in alle Himmelsrichtungen, und Lorne konnte von überall hergekommen sein. Sie konnte auch umgestiegen sein; in der Zeit, in der sie weg gewesen war, hätte sie bis Bristol kommen können. Zoë suchte die Speicherkarte heraus, die sie in Lornes Zimmer gefunden hatte, balancierte sie nachdenklich auf der Fingerspitze und betrachtete sie. Schon zweimal wäre sie damit beinahe zu Ben ins Büro gegangen, aber dann hatte sie es doch nicht getan. Sie wusste nicht genau, wen sie mit ihrem Schweigen eigentlich schützen wollte, Lorne oder sich selbst. Schließlich stand sie auf und zog ihre Jacke an. Sie musste mehr wissen, bevor sie etwas unternahm.

Die Agentur lag mitten im Zentrum von Bath. »No. 1, Milsom Street« stand auf dem Schild, und darunter in ho-

hen, schmalen Buchstaben: »The Zebedee Juice Agency«. Sie lag über einer Boutique, und als Zoë die Treppe heraufkam, fand sie sich in einem großen Raum wieder, mit einer gewaltigen Glaskuppel in der Decke, durch die das Tageslicht hereinflutete. Einen Empfangstisch gab es nicht, nur eine Ansammlung von roten Sofas, auf denen Kunstpelzkissen lagen, und Zeitschriftenstapel auf schwarzen Lacktischen. Auf einem ungerahmten LCD-Bildschirm an der Wand lief stumm ein Video: Gesichter von Jungen und Mädchen morpheten ineinander.

Die Geschäftsführerin, eine junge Frau in Rollkragencap, Jeansshorts und Highheels und mit metallicfarbenem Lidschatten, sprang auf und begrüßte Zoë mit einem neurotisch klingenden »Hi, hi, hi!«. Sie zappelte hektisch, rieb sich dauernd die Nase und schluckte, und man brauchte kein Genie zu sein, um zu sehen, dass sie es fast nicht abwarten konnte, sich die nächste Line Koks einzuziehen. Aber diesen superdünnen Look, dachte Zoë, den erreichte man halt nur mit etwas Hilfe.

Aus einer Bottlegreen-Flasche goss sie mit Zitronengras aromatisiertes Mineralwasser in zwei hohe Gläser und ließ

Zoë am Fenster Platz nehmen. Unten auf der Straße wimmelte es von Einkaufsbummlern und Touristen, die in den Geschäften ein und aus gingen. Die Geschäftsführerin gestand, sie habe schon halb damit gerechnet, dass die Polizei vorbeikommen würde, und vielleicht, fügte sie hinzu, hätte sie sie auch selbst anrufen sollen, denn sie erinnere sich gut an Lorne. Sie sei vorigen Monat mit ihrer Mutter hier gewesen. Ein sehr hübsches Mädchen, wenn auch ein bisschen klein und eine Idee zu schwer für den Laufsteg. Und ihre Augenbrauen seien beinahe restlos ausgezupft gewesen. »Die meisten Models sind nicht das, was Sie oder ich im konventionellen Sinn hübsch nennen würden. Manche würden Sie vielleicht sogar als hässlich bezeichnen, wenn Sie ihnen auf der Straße begegneten. Im Moment total heiß ist ein sehr animalischer Look. Sie wollen die Ethnizität eines Models sehen können. Wenn jemand hereinkommt und ich denke, yeah, in dem Menschen brodelt es, dann weiß ich, ich habe einen Gewinner.«

»So war Lorne aber nicht?«

»Nein. Glamourfotos, vielleicht, aber für den Laufsteg taugte sie nicht. Niemals.«



»Haben Sie ihr das gesagt?«

»Ja.«

»Und wie hat sie reagiert?«

»Sie war entsetzt. Aber das passiert dauernd: Die Mädels kommen ganz hoffnungsvoll her und sind am Boden zerstört, wenn sie nicht genommen werden.«

»Und Mrs. Wood? Was war ihre Reaktion?«

»Oh, Erleichterung. Sie würden sich wundern – das erlebe ich öfter als alles andere. Mütter halten ihre Töchter bei Laune, aber sie sind hellauf begeistert, wenn jemand anders ausspricht, was sie insgeheim schon die ganze Zeit gedacht und nur nie über die Lippen gebracht haben. Die Mädels selbst wiederum ...« Sie schüttelte kurz den Kopf. »Selbst wenn man es ihnen immer und immer wieder sagt, wollen manche es nicht hören. Es ist eine Art Hunger – es frisst an ihnen. Sie akzeptieren kein Nein. Sie haben nur eins im Kopf: Sie wollen sich selbst auf irgendeiner Hochglanzseite sehen. Um die mache ich mir Sorgen. Das sind die, die irgendwann da enden, wo sie eigentlich nicht hinwollten.«

»Da, wo sie nicht hinwollten?«

Die Geschäftsführerin zog die Stirn kraus. »Ja ... Sie wissen doch, was ich meine.«

Zoë schaute ihr fest in die Augen. Einen Moment lang hatte sie den Eindruck gehabt, die Betonung in diesem Satz habe auf »Sie« gelegen. Wie in: *Sie, DI Benedict, wissen doch genau, wovon ich rede. Tun Sie also nicht so.* Unwillkürlich wollte sie eine Erklärung, und fast hätte sie gefragt: »Wie zum Teufel meinen Sie das?« Aber sie bremste sich. Dieses Mädel war höchstens zwanzig. Diese Frau konnte unmöglich wissen, was vor all den Jahren passiert war.

»Und«, fragte sie in gleichmütigem Ton, »was tun Sie bei so einem Mädchen, das sich nicht davon abbringen lässt?«

Die Geschäftsführerin nahm einen kleinen Stapel Visitenkarten aus einem Plastikhalter auf einem der Tische. Sie zog eine Karte heraus und gab sie Zoë. »Wir sagen ihnen, sie sind besser beraten, wenn sie Glamour-Aufnahmen machen, und geben ihnen eine von denen hier. Wollen Sie eine?«

Zoë nahm die Karte und betrachtete sie. Sie war geformt wie ein Lippenpaar, und die Aufschrift lautete: »Holden's

Agency. Hier werden Träume wahr.« »Und haben Sie Lorne auch eine gegeben?«

Die Geschäftsführerin fuhr mit dem Zeigefinger unter ihrem Rollkragen entlang und überlegte. »Das weiß ich nicht mehr«, sagte sie nach einer Weile. »Wahrscheinlich nicht, weil ihre Mum dabei war. Aber ich erinnere mich nicht genau.«

»Sie hat nicht einfach eine mitgenommen?«

»Kann sein. Ich kann es wirklich nicht sagen.«

Zoë schob die Karte in ihre Brieftasche. Nachdenklich nippte sie an ihrem Wasser und starrte hinüber zu den Fenstern des Kaufhauses auf der anderen Straßenseite. Irgendetwas plagte sie, etwas, das sie gesehen hatte, oder etwas, das die Geschäftsführerin in den letzten zehn Minuten gesagt hatte. Es fiel ihr nicht ein. Sie stellte ihr Glas auf den Tisch. »Von einem Freund hat Lorne nicht gesprochen, oder? Hat sie irgendwann, als sie hier war, Namen erwähnt?«

»Nein. Nicht, soweit ich mich erinnere.«

»Haben Sie einen Katalog? Von Ihren Models?«

»Natürlich.« Sie zog eine Schublade auf und zeigte Zoë einen Stapel Broschüren mit pinkfarbenem Umschlag und einen Kasten mit pinkfarbenen Speichersticks. Auf allen stand der Name »Zebedee Juice« in Limettengrün. »Hard-copy oder Stick?«

»Eine von denen genügt schon.« Sie nahm eine der Broschüren. »Ich möchte nur nachsehen, ob Sie Models mit den Initialen ›RH‹ haben.«

»RH?« Während Zoë durch den Katalog blätterte, saß die Geschäftsführerin mit dem Daumen im Mund da und starrte zur Decke, und im Geiste ließ sie ihre Klienten Revue passieren. Als Zoë am Ende angekommen war, schüttelte sie den Kopf. »Nein. Nicht mal mit wirklichem Namen.«

»Mitarbeiter?«

»Nein. Da gibt's ja nur mich. Und Moonshine, die nachmittags kommt. In Wirklichkeit heißt sie Sarah Brown.«

»Und sonst fällt Ihnen nichts ein, das Ihnen im Zusammenhang mit Lorne Wood im Gedächtnis geblieben ist? Irgendetwas, von dem Sie annehmen, es könnte wichtig sein? Jemand, von dem sie gesprochen hat?«

»Nein. Ich hab drüber nachgedacht. Seit ich die Nachrichten gesehen und zwei und zwei zusammengezählt hab – seit ich weiß, dass dieses Mädchen hier war, hab ich mir den Kopf zerbrochen. Und ich kann mich wirklich an nichts erinnern, das bei diesem Gespräch merkwürdig gewesen wäre.«

»Okay. Darf ich diesen Katalog behalten?«

»Selbstverständlich – bitte. Alles, was Sie wollen.«

»Eins noch, dann bin ich weg. Was halten Sie von Lorne? Glauben Sie, sie war eine von denen, die *da* landen, wo sie dann landen, wie Sie vorhin sagten? Hatte sie diesen *Hunger*?«

Die Geschäftsführerin lachte kurz. »Ob sie diesen Hunger hatte? Mein Gott. Ich glaube, in den letzten zwei Jahren ist kein Mädchen durch diese Tür gegangen, das es schlimmer erwischt hatte.«

David Goldrab sagte etwas in die Gegensprechanlage, gab das Tor frei und befahl Jake, vor dem Haus zu parken, durch die vordere Tür – die offen sei – hereinzukommen und im Flur zu warten. Dann verschwand er nach oben ins Schlafzimmer, um sich anzuziehen. Kaum hatte er das Büro verlassen, wählte Sally auch schon mit zitternden Fingern Millies Nummer. Sie stand am Fenster, als der Ruf aufgebaut wurde, und beobachtete, wie Millie auf dem Rasen stirnrunzelnd auf ihr Handy hinunterschaute. Anscheinend überlegte sie, ob sie den Anruf ignorieren sollte, aber dann hielt sie das Telefon doch ans Ohr.

»Ja, was denn?«

*»Er ist uns gefolgt. Er ist hier.«*

»Wer?«

»Der Kerl mit dem Jeep. Jake. So heißt er. Jake.«

Millie schrak hoch. Sie sprang auf und blieb einen Moment lang halb erstarrt stehen, ohne zu wissen, wohin sie jetzt gehen sollte.

»Es ist okay.« Sally schlich sich zur Tür und schob den Kopf durch den Spalt, um durch den Korridor zu spähen. Die Eingangshalle konnte sie gerade noch sehen, ein großes, von einer Galerie umgebenes Atrium mit einer zentralen Treppe aus Granit und Marmor und mit schwarzweißen Fliesen auf dem Boden. Jake stand in der Nähe der Haustür. Sein ebenholzschwarzes Haar war stachlig gegelt. Seine zerrissene Jeans und das T-Shirt brachten seine Muskeln und die straffen Konturen seines Bauches zur Geltung.

»Er ist im Haus«, flüsterte sie ins Telefon. »Keine Sorge, er ist vorn in der Eingangshalle. Er kann dich nicht sehen.«

Sie drückte das Telefon an die Brust und lehnte sich vorsichtig zur Tür hinaus, um ihn zu beobachten. Jetzt, da er nicht in seinem Wagen saß, wirkte er kleiner und sehr viel weniger selbstbewusst. Er beugte sich immer wieder ein bisschen vor und verrenkte den Hals, um die Treppe hinaufzuspähen, wo David verschwunden war.

Sally wich wieder ins Büro zurück. »Ich weiß nicht, was er will«, zischelte sie. »Es ist verrückt – vielleicht ist er ja nur hier, weil er zu David will. Geh und versteck dich irgendwo – zwischen den Bäumen, wo er dich von der Rückseite aus nicht sehen kann. Ich ruf dich wieder an, sobald ich etwas weiß.«

Das Geräusch einer Tür, die oben geschlossen wurde, hallte die Treppe herunter. Sally beendete das Gespräch und sprang von der Tür weg. Jake war noch in der Halle; er zog seinen Gürtel straff, drückte die Schultern zurück und beobachtete David, der auf der Galerie entlangging.

»Jake! Jake the Peg!« David lächelte strahlend von oben herunter. Er trug ein gut geschnittenes weißes Hemd über einer Jeans. Auf bloßen Füßen kam er die Treppe heruntergetappt und breitete die Arme aus, als begrüße er einen langvermissten Freund. Vor den letzten paar Stufen machte er halt und setzte sich so, dass er ein kleines Stück oberhalb von Jakes Augenhöhe blieb und Jake zu ihm aufschauen musste. »Es ist schon ewig lange her. Wie läuft's denn so? Was macht das Extrabein?« Er legte die Hände zwischen seine Beine und deutete pantomimisch einen Riesenphal-



lus an. »Immer noch gut unterwegs, ja? Findet immer neue Freundinnen?«

»Ja, ja.« Jake nickte nervös. Er verschränkte die Arme fest vor der Brust und klemmte die Hände unter die Achseln. »Alles im Grünen. Bisschen Leerlauf. Hatte da einen geschäftlichen Vorschlag und dachte, ich spring mal vorbei. Rede mit Ihnen drüber.«

»Ja, ich hab dich ›vorbeispringen‹ sehen. Ich will ehrlich sein – ich war ein bisschen verblüfft, dass du denkst, ich hätte am Tor noch denselben Code wie vor sechs Monaten. Ich fand's ein bisschen respektlos, aber ... du weißt ja, wie ich bin. Niemals lange über die Dinge grübeln. Ich dachte mir, wenn du an meinem Tor meinen Code eingibst, nachdem du mich so lange nicht gesehen hast, dann heißt das, dass du dich bei mir einfach wohlfühlst.« Er holte einen Zahnstocher aus der Tasche und fing an, sich damit gewissenhaft in den Zähnen zu bohren. Dabei hielt er eine Hand vor den Mund und ließ Jake nicht aus den Augen. »Tja, Jakey, Jakey, Jakey, mein Junge mit dem Extrabein, Jake. Was hast du so getrieben, Boyo? Von Zeit zu Zeit hört man halt so blöde Gerüchte. Zuletzt hab ich gehört, du mau-

schelst so'n bisschen mit Zeug rum, von dem du die Finger lassen solltest. Verdealst es an die Rich Kids. Hängst da vor den schicken Schulen rum wie ein einsamer Köttel in einem Tümpel. So hab ich's jedenfalls gehört. 'türlich hör ich mir solchen Blödsinn nicht an, weil das bestimmt alles gar nicht wahr ist.«

»Nee ...« Jake trat beklommen von einem Fuß auf den andern. »Natürlich nicht.«

»Und wie verdienst du dann heute deine Brötchen, Kollege? Nachdem du nicht mehr für mich auf die Mädels abspritzt?«

»Ach, Sie wissen schon. Mach so ... meinen Kram. Beackere die Furche.«

David machte ein kleines, kehliges Geräusch, als finde er diese Antwort unglaublich komisch. Er drückte einen Finger an den Kopf und bog sich in der Hüfte leicht zur Seite, um nicht loszuwiehern wie ein Pferd.

»Was?«

»Nichts. Das ist bloß ...« Er wischte sich mit dem Handrücken über die Augen und kriegte noch einen Kicheranfall. Als er sich wieder gefasst hatte, setzte er sich gerade

hin, aber sein Gesicht zuckte immer noch. »Es ist bloß, weil du ›die Furche beackerst‹. Die Bilder, die mir dabei vor Augen kommen. ›Ich beackere meine ...‹« Er brachte das Wort nicht heraus. Wieder krümmte er sich in einem lautlosen Lachkrampf.

Jake beobachtete ihn mit versteinelter Miene. Die dicken Muskeln in seinen Armen zuckten ein bisschen. »Sind anscheinend komisch. Die Bilder.«

»Sind sie«, sagte David mit gepresster Stimme, als sei er am Rand der Hysterie. »Sehr komisch. Sind Schwuchtelbilder. Die eine Schwuchtel beackert die Furche der anderen. Weißt du, die eine Schwuchtel pflügt die Rosette der anderen auf. Daran musste ich denken.« David wischte sich wieder über die Augen und riss sich dann zusammen. »Meine Mutter ist eine relativ intelligente Frau. Ich meine, abgesehen von den drei Malen, wo sie für meinen Vater die Beine breitgemacht hat, ist sie nicht völlig vernagelt. Weißt du, was sie zu mir sagte, als ich noch ein Hosenscheißer war? Sie sagte immer: ›Es gibt ein paar Leute, denen du niemals trauen solltest, Sohnnemann. Traue niemals einem Bullen. Traue niemals einem dünnen Koch, und traue nie-

mals einem dicken Bettler. Traue keinem Araber und keinem mit zusammengewachsenen Augenbrauen. Traue niemals einem Mann mit schwarzen Schuhen und weißen Socken, und traue niemals einem Schwarzen mit einem Fez. Aber weißt du, wer ganz oben auf ihrer Misstrauensliste stand? Die *crème de la crème* der Fragwürdigkeit?«

»Nein.« Jake antwortete beinahe tonlos.

»Die Schwuchteln. Die verschissenen Schwulis.«

»Wovon reden Sie da?«

David lächelte matt. »Du bist eine verschissene Tunte, Jake. Ein Arschficker. Eine popowackelnde, kackequirlende Tucke. Ich sag ja nicht, dass es deine Schuld ist. Die Wissenschaftler sagen heutzutage – keine Ahnung, ob du das schon gehört hast –, aber die Wissenschaftler sagen, du *kannst nichts dazu*. Anscheinend liegt's in deiner Biologie. Du kannst nichts dazu – es ist in deinen Genen.« Er breitete staunend die Hände aus, als wollte er sagen: *Wie schräg ist das denn?* »Ja, die verrückten Professoren behaupten, es hat nichts damit zu tun, dass ihr ein Haufen Perverse seid, sondern es geht alles nur auf eine Macke in den Chromosomen zurück. Ich kann dir also keinen Vorwurf aus der

schlichten Tatsache machen, dass du ein Kötterkitzler bist, und was du mit deinem Arsch anfängst, ist dein Bier. Aber was ich dir vorwerfen *kann* – und hier werde ich ein bisschen nervös, nämlich was ich dir vorwerfen *kann* ...«, er beugte sich vor, »... ist, dass du nicht genug Scheiß-Manieren hast, um es mir gegenüber zu *erwähnen*. Jake the Peg mit dem Extrabein – und dann stellt sich raus, dass das Extrabein es nicht etwa auf die Ritze abgesehen hat, die da auf dem Bett liegt. Es steht eher auf einen aus der *Mannschaft*. Oder, Gott bewahre, wenn ich das sage, womöglich sogar auf *mich*. Und er erwähnt es mit keinem Wort. *Das*, verstehst du«, er stach mit einem Finger in die Luft, »*das* nenne ich Dummheit.«

David ließ die Hand auf das Treppengeländer sinken. Einen Moment lang sah es so aus, als wollte er seine Beine hochreißen und Jake ans Kinn treten. Aber er tat es nicht. Er stand nur auf.

Jake schluckte, wich jedoch nicht zurück, sondern steckte die Hände nur trotzig in die Taschen seiner Jeans. »Ich bin nicht schwul.«

»Lügner.« David verzog keine Miene. »Bist du doch.«

»Okay. Und wenn? Das hat doch nichts zu bedeuten, oder? Wir leben nicht mehr in der Steinzeit. Es gibt heute Menschenrechte. Sie können mich nicht einfach beschimpfen und sagen, dass ich schwul bin.«

David schnalzte missbilligend und schüttelte den Kopf. »Du spielst die Schwuchtel-Diskriminierungskarte aus? Das ist gegen die Regeln, Boyo. Genauso schlimm wie die Rassenkarte.« Er legte den Kopf auf die Seite und sagte mit gekünstelter Zwitscherstimme: »Leider können wir Ihre Schwuchtelkarte nicht akzeptieren. Bitte nehmen Sie zur Kenntnis, dass Ihr Schwuchtelkartenkonto gesperrt wurde. Diese Entscheidung basiert auf einem mehrfachen exzessiven Überschreiten des Limits in der Vergangenheit. Bitte vernichten Sie die Karte unverzüglich; sie darf nicht mehr eingesetzt werden. So. Siehst du die Armbrust da oben an der Wand? Da oben?«

Jake hob den Blick. Sally konnte die Galerie nicht sehen, aber sie wusste, was da oben war: eine Armbrust in einer Vitrine, auf die ein Strahler gerichtet war. An der Rückwand der Vitrine hing ein gerahmtes Foto von der untergehenden Sonne über dem afrikanischen Busch.

»Mit diesem Scheißding hab ich ein verdammtes Nilpferd geschossen. Damals, als gesetzestreue Weiße, die hart arbeiteten, noch Rechte hatten. Bevor diese uns weggenommen und den Tieren und den Schwarzen und den Schwuchteln gegeben wurden. Halte mich ruhig für politisch inkorrekt, aber *du*, mein Sohn, bist hier nicht willkommen. Also« – er deutete mit einer gebieterischen Kopfbewegung zur Tür –, »also schaff diese Tussikarre von meinem Kies, bevor ich meinen Freund da oben aus dem Schrank nehme und dir einen Bolzen in deinen süßen kleinen rosaroten Bubi-*derrière* schieße.«

Jake blieb mit erhobenem Kopf stehen und starrte die Armbrust an. Es blieb lange still. Sally sah, wie sein Adamsapfel sich auf und ab bewegte, als wollte er etwas sagen. Dann schien er es sich anders zu überlegen. Er senkte den Kopf, und ohne ein Wort zu sagen und ohne David noch einmal in die Augen zu schauen, wandte er sich ab und ging. Seine Schritte knirschten auf dem Kies, man hörte das hohe Zirpen einer Funkentriegelung, und dann wurde eine Autotür zugeschlagen. Der Wagen entfernte sich langsam.

Zitternd löste Sally sich von der Wand und wählte Mil-lies Nummer.



Der Zwischenfall verfolgte Sally den ganzen Tag. Auch als Jake weggefahren war und sie mit Millie gesprochen und sich vergewissert hatte, dass sie wohlbehalten draußen im Garten war, ja sogar nachdem sie drei Stunden mit der Datenverarbeitung gekämpft hatte und wieder Ruhe in Light-pil House eingekehrt war. David war nach Jakes Abgang mit einem Glas Champagner in der Hand umhergewandert und hatte unaufhörlich vor sich hin gemurmelt und etwas von Stil und Format und der Unmoral der Homosexualität geredet, was ihr Unbehagen bereitete. Jetzt hatte sie eigentlich keinen Zweifel mehr daran, dass Steve recht gehabt hatte: Unter der Oberfläche verbargen sich bei David Goldrab unergründliche Weiten. Und sie hatte das Gefühl, dass diese Abgründe sich unvermittelt auftun konnten.

Auf der Heimfahrt hielt sie Millie einen langen Vortrag. »Die Sache ist ernst. Jake bedeutet *nichts Gutes*. Es sind

wirklich unangenehme Leute, mit denen du dich da eingelassen hast.«

»Na, für einen von denen arbeitest du«, antwortete Millie mürrisch, und dagegen konnte Sally natürlich nichts einwenden. Jetzt, da Julian nicht mehr da war, um sie zu schützen, hatten sie und Millie eine Grenze überschritten, und allmählich sah sie, wie anders es dahinter zuging.

»Ich suche eine Lösung. Mir wird schon was einfallen.«

»Wirklich?« Millie starrte gelangweilt und ungläubig aus dem Fenster. »Dir wird wirklich was einfallen?«

Sally war erschöpft, als sie schließlich in die Einfahrt von Peppercorn einbogen, und das Letzte, worauf sie Lust hatte, waren andere Leute. Aber im Garten standen zwei Campingbusse, und Isabelle und die Teenager warteten auf sie. Sie zog die Handbremse an. Das hatte sie völlig vergessen: Heute war der Tag, an dem Peter und Nial die Busse abholen wollten, für die sie gespart hatten. Zwei alte Rostlauben, mit Matsch und Mist beschmiert bis in die Radkästen. Sie musste sich zu einem Lächeln zwingen, als sie ausstieg. Aber wie sich herausstellte, war auch sonst niemand in Partystimmung. Sie mochten so tun, als feierten sie die

Abholung der Wagen, doch man spürte die unterschwellige Anspannung. Ein Gespenst wehte zwischen ihnen hin und her, auch wenn niemand den Namen erwähnte. Lorne Wood. Tot mit sechzehn.

»Ihre erste Lektion zum Thema Sterblichkeit«, sagte Isabelle, als sie und Sally endlich allein waren. Sie hatten sich beide ein Glas von dem guten Wein eingegossen, den Steve immer nach Peppercorn mitbrachte, und waren damit ins Wohnzimmer gegangen. »Eine harte Lektion. Es nimmt sie ganz schön mit.«

»Millie wollte heute nicht in die Schule. Weil die Polizei vielleicht da sein würde, sagte sie. War sie da?«

»Nein. Aber in der Faulkener's waren sie jetzt zwei Tage hintereinander. Sophie hat eine SMS von einer der Schülerinnen gekriegt. Anscheinend ist da alles zum Stillstand gekommen. Die Polizei vermutet, einer der Jungs hat es getan.«

»*Einer der Jungs?*« Sally sah Isabelle ins Gesicht, schaute das grau melierte Haar an, die klaren blauen Augen. »Im Ernst?«

»Sie haben den Kids verboten, ihre Handys zu benutzen, und sie den ganzen Tag in der Schule festgehalten. Klingt ziemlich verzweifelt – ein paar Eltern haben sich beim Schulleiter beschwert.«

Die beiden Frauen standen an der Terrassentür und schauten nachdenklich hinaus zu den Kids und ihren Autos. Sally hatte sie alle schon oft gemalt. Es hatte ihr Spaß gemacht – ihre aufblühenden Persönlichkeiten einzufangen, ein winziges Stück ihrer flüchtigen Seele an etwas zu binden, und sei es nur etwas Ölfarbe und Leinwand. Denn, dachte sie jetzt, wenn sie eines mit Sicherheit wusste, dann dies: Für diese Kinder änderte sich alles sehr schnell. Schneller, als irgendjemand es hätte voraussagen können.

»Nial sagt, die Mädchen haben Angst.« Isabelle lächelte betrübt. Draußen stand Nial vorgebeugt an seinem Bus und skizzierte mit einem dicken Filzstift die Muster, die er daraufmalen wollte. »Heimlich glaubt er, dass er der Weiße Ritter sein wird – als den du ihn auf diesen Karten gemalt hast. Dass er sie alle beschützen wird. Als ob es dazu käme, wenn Pete dabei ist.«

Das stimmte wohl, dachte Sally. Der liebe kleine Nial – insgeheim ihr Liebling unter den Jungs. Klein und schüchtern, stand er völlig in Peters Schatten. Er sah gut aus, aber auf eine Weise, die erst richtig zur Geltung kommen würde, wenn er die Dreißig hinter sich hätte. Während gut aussehende Jungen wie Peter allmählich dicker wurden und ihre Haare verloren, sahen solche wie Nial von Tag zu Tag besser aus. Aber jetzt war er noch so klein und weiblich, dass die Mädchen keine Notiz von ihm nahmen. Ihre liebste Tarotkarte stellte ihn als Prinz der Schwerter dar, einerseits jähzornig und manchmal rachsüchtig, andererseits zurückhaltend und ungeheuer intelligent. Einer von der Sorte, die mit ihren einsichtsvollen Ideen Rebellionen anführen konnten. Sie hatte ihm ein Gewand aus Samt und Brokat angezogen, in Blau, um seine Augen hervorzuheben.

»Glaubst du, sie haben recht?«, fragte sie. »Wenn sie Angst haben, meine ich. Glaubst du, es war einer von den Schülern?«

»Gott, ich weiß es nicht. Aber eins kann ich dir sagen.« Isabelle deutete mit dem Kopf zu den Teenagern hinaus. »Es gibt da etwas, das sie nicht erzählen.«

»Was meinst du damit?«

»Ich weiß es nicht. Aber ich kenne meinen Sohn. Da ist etwas, worüber er nicht spricht. Er möchte es wirklich gern, aber er kann nicht. Er und Peter tun im Moment sehr geheimnisvoll.« Mit der Fußspitze öffnete sie die Glastür ein Stückchen weiter. Der Gesang der Vögel wehte herein, das Blöken von Lämmern und das ferne Verkehrsrauschen der Autobahn. Isabelle schwieg eine Weile. Dann sagte sie: »Peter war in Lorne verliebt, wusstest du das?«

»Ja. Ich meine, das waren sie vermutlich alle irgendwie.«

»Ich glaube, sie hat sich nicht für ihn interessiert, aber er hat sie geliebt. Nial auch, könnte ich mir denken. Aber ...«, sie senkte die Stimme, »... ich glaube, die Sache mit Peter war das, was Millies Freundschaft zu ihr in Wirklichkeit beendet hat.«

Sally warf ihr einen erstaunten Blick zu. »*Millies* Freundschaft?«

»Soll das heißen, du weißt es nicht?«

»*Was* weiß ich nicht?«

»Sieh sie dir an da draußen, Sally. Sieh sie dir mal richtig an.«

Sally tat es. Millie hatte sich von der Gruppe getrennt und saß ungefähr zehn Schritte weit entfernt auf der Schaukel unter dem Baum, drückte eine Zehenspitze ins Gras und drehte sich immer wieder um sich selbst, sodass ihr Schatten über den Boden rotierte. Sally sah, wie sie mürrisch zu den anderen hinüberschaute. Sie folgte der Richtung ihres Blicks und sah Peter, der neben dem Bus hockte und etwas am Reifen inspizierte. Sie schaute wieder Millie an, und bei ihrem Gesichtsausdruck traf die Erkenntnis sie wie ein Vorschlaghammer. Das war es, was Isabelle meinte: Millie war verliebt. Verliebt in Peter. In den gut aussehenden, frechen, selbstsicheren Peter, der völlig in sich selbst versunken dahockte, ohne etwas von Millie zu ahnen.

»Ist das ...« Sie schwieg und kam sich schon wieder dumm vor. »Ist das der Grund, weshalb Millie sich nicht mehr mit Lorne getroffen hat? Weil er in Lorne verliebt war?«

»Hast du das wirklich nicht gewusst?«

»Äh«, sagte sie blöde und rieb sich die Oberarme.  
»Doch. Ich meine, ich nehm's an.«

Die beiden Frauen schauten den Kids eine Zeitlang schweigend zu. Etwas Trauriges, Einsames, Vertrautes pochte in Sallys Magen. Das flaue Pochen der Erkenntnis, der Verlierer zu sein, wie Millie es bei Peter empfinden musste. Im Internat war es für sie genauso gewesen; dort hatte sie schon früh gelernt, dass ihr Platz ganz unten auf der Liste der Gewinnerinnen war. Während Zoë auf der anderen Schule natürlich genau gewusst hatte, wie es war, ganz oben auf Platz eins zu stehen.

»Ach, Isabelle«, sagte sie traurig. »Sie werden erwachsen. Und es passiert direkt vor unserer Nase.«



Sally hatte das Abendessen im Ofen und machte Schokoladentoffee, das Isabelle mit nach Hause nehmen sollte; sie schnitt die Masse in viereckige Stücke und legte sie auf Fettpapier. Isabelle war draußen gewesen, aber jetzt kam sie schnaufend und keuchend durch die Hintertür herein und streifte die Grashalme ab, die an ihren bloßen Füßen klebten. Sally sah ihr lächelnd entgegen, doch Isabelle legte den Finger an den Mund und schüttelte ernst den Kopf.

»Was ist?«

Isabelle drehte sich um und gab den Blick auf Nial und Millie frei, die mit betretenen Gesichtern hinter ihr in der Tür standen. Sally legte das Messer aus der Hand, wischte sich die Hände an der Schürze ab und zwang sich, ihnen entgegenzulächeln. Sie dachte an das Gespräch, das sie eben geführt hatten und in dem Isabelle behauptet hatte, die

Kinder hätten ein Geheimnis. »Millie?«, sagte sie wachsam. »Was ist los?«

»Hör zu, Sally.« Isabelle schloss die Tür hinter den Teenagern, ging zum Tisch und schaute Sally ernst in die Augen. »Es gibt ein Problem.«

»Geht es um Lorne?«

»Nein. Gott sei Dank, nein.« Sie sah ihren Sohn, der in der Tür stand, mit hochgezogenen Brauen an. »Nial? Komm, erklär's ihr.«

Nial kam heran, setzte sich und warf Sally einen zögernden Blick zu. Millie kam eilig dazu und setzte sich auf einen Stuhl neben ihm. Ihre Schulter berührte seine, sie klemmte die Hände zwischen die Knie und senkte den Blick. Sie mochte in Peter verliebt sein, aber Isabelle hatte recht: Wenn ein Ritter in glänzender Rüstung gebraucht wurde, war Nial jederzeit zur Stelle und hoffte, die Mädchen würden hinter ihm Schutz suchen. Er plusterte sich natürlich auf, um möglichst wichtig zu erscheinen, aber auch damit hatte er kein Glück. Die Mädchen spazierten einfach an ihm vorbei und warfen sich mit ausgebreiteten Armen Peter an den Hals.

»Passiert ist Folgendes«, sagte Isabelle. »Sie haben ihre Tickets für Glastonbury vor zwei Monaten bekommen. Das wusstest du, oder? Über Peters älteren Bruder?«

»Natürlich. Deshalb wollen sie doch ihre Busse bemalen, nicht wahr? Warum? Wo liegt das Problem?«

Isabelle bohrte den Fingernagel in die Maserung der Holztischplatte und warf Millie einen verlegenen Seitenblick zu. »Millie hat ihr Ticket nicht bezahlt.«

»Ihr *Ticket*?« Sally sah Millie an. »Welches *Ticket*? Millie, wir haben doch darüber gesprochen. Du solltest kein Ticket kaufen. Du solltest da nicht mitfahren.«

»Mum, bitte. Jetzt geh nicht auf mich los.« Sie sah aus, als wollte sie gleich anfangen zu weinen. »Peter hat sie online gekauft, und jetzt muss ich meinen Anteil bezahlen.«

»Aber ...« Sally setzte sich kopfschüttelnd. »Schatz, ich hab dir doch immer wieder gesagt, dass ich es mir nicht leisten kann, dich nach Glastonbury fahren zu lassen. Wir haben darüber gesprochen.«

»Bei allen andern bezahlen die Eltern es.«

»Ja, aber bei allen andern ...« Sie brach ab. Beinahe hätte sie gesagt: »Bei allen andern wissen die Eltern, was sie tun.«

Isabelle legte ihr eine Hand auf den Arm. »Nial und ich möchten es bezahlen. Darum sind wir hier. Im Ernst – ich tu's gern. Wenn du sie fahren lässt, will ich gern für das Ticket aufkommen.«

»Das geht nicht.«

»Warum nicht?«

»Es geht einfach nicht. Du hast mir schon mehr geholfen, als ich verdiene.«

»Aber denk doch an all das, was du im Laufe der Jahre für mich getan hast. Du hast mir auch geholfen und mir so viel gegeben. Ich kann die Geschenke nicht mehr zählen, die ich von dir bekommen habe, all die Bilder, die du für uns gemalt hast. Bitte lass mich dir helfen.«

Sally seufzte tief. Sie nagte an der Unterlippe und schaute aus dem Fenster. Zum zweiten Mal in vierundzwanzig Stunden saß sie da und bestand darauf, dass sie es allein schaffen würde. Schließlich wandte sie sich wieder Isabelle und Nial zu, die mit erwartungsvollen Gesichtern dastan-

den. »Ich kann dein Geld nicht annehmen«, sagte sie. »Danke für das Angebot, aber ich kann es wirklich nicht. Millie wird eine Möglichkeit finden müssen, es zu verdienen. Oder sie muss das Ticket zurückschicken.«

»*Mum!* Manchmal kann ich es echt nicht *fassen!*«

Millie schob ihren Stuhl zurück, rannte hinaus und schlug die Tür hinter sich zu. Isabelle und Nial schauten stumm zu Boden.

»Sally«, sagte Isabelle schließlich, »bist du wirklich sicher?«

»Absolut. Ich muss allein sehen, wie ich da durchkomme.«

Sie stand auf, stellte die Gläser in die Spüle und wandte den beiden den Rücken zu. Ihre Schultern hingen müde herab. Herrjemine, dachte sie, allmählich wird der Spruch selbst mir langweilig.

Eine der Katzen, die sich um Zoës Hintertür drängten, hatte sich an der Pfote verletzt. Sie sah es, als sie am späten Abend nach der Arbeit draußen stand, ihren längst überfälligen Jerry's Rum mit Ginger Ale trank und zusah, wie sie alle um sie herumwimmelten und gierig auf das Futter warteten, das sie ihnen jeden Abend hinausstellte. Die Kleine hielt sich abseits der Meute und spähte nervös zu ihr herauf. Sie sah mager aus, als habe sie nicht genug gefressen.

Zoë trank ihr Glas aus, ging hinein, um neue Katzenkekse zu holen, und lockte die kleine Katze aus dem Schatten hervor. Es gelang ihr, sie zu greifen und ins Haus zu tragen, um sie genauer anzuschauen. Ein Gummiband hatte sich um die Hinterbeine geschlungen. Kein Wunder, dass sie nicht laufen konnte. Das Band hatte die Beine wundgeschauert, aber die Haut war noch nicht verletzt. Sie schnitt es vorsichtig durch und wickelte es ab. Dann legte sie die

Hände unter die Vorderbeine und hielt sie vor sich hoch, um sie überall genau zu untersuchen. Die kleine Katze starrte sie an, und ihre Beine baumelten idiotisch herunter.

»Guck nicht so«, sagte Zoë und stellte das Tier auf den Boden. Sie holte ein Katzenklo und einen Sack mit etwas Katzenstreu hinten aus dem Schuppen und stellte den Kasten zusammen mit einem Futter- und einem Wassernapf auf den Boden der Toilette im Erdgeschoss. Dann trug sie die Katze hinüber und setzte sie davor ab. »Nur für eine Nacht, bis es dir besser geht. Fang gar nicht erst an, dich dran zu gewöhnen. Das hier ist kein Hotel.«

Die Katze fraß hungrig. Zoë richtete sich auf, um hinauszugehen, und dabei fiel ihr Blick auf den Spiegel über dem Waschbecken. Sie blieb stehen und starrte sich an. Rotes Zottelhaar. Hohe Wangenknochen und sonnenverbrannte Haut. Sie sah ziemlich zerstrubbelt aus. Vor achtzehn Jahren, in den Clubs, hatte sie das Haar kurzgeschnitten und weißblond getragen. Nur einer hatte ihren richtigen Namen gekannt – der Manager des Clubs, der längst nicht mehr hier war, sondern irgendwo in Übersee. Niemand würde DI Benedict als das Mädchen erkennen, das vor all den Jahren

auf der Bühne gestanden hatte. Sie war eine Meisterin der Verkleidung. Sie konnte alles verbergen, wenn sie wollte.

Sie schob den Ärmel hoch und starrte die Striemen und Narben an, ungleichmäßig geformte Verletzungen, die von ihren eigenen Fingernägeln stammten. Auch etwas, das sie sehr geschickt versteckte. Ben hatte sie in der ganzen Zeit, die sie zusammen waren, noch nicht bemerkt. Sie hatte sie mit Make-up bedeckt und dafür gesorgt, dass er die schlimmsten nie zu Gesicht bekam. Die Male waren die Folgen eines Tricks, den sie im ersten Trimester im Internat gelernt hatte: Immer wenn sie an Mum und Dad und Sally dachte, wie sie zufrieden vor dem Kamin saßen und einander die Arme um die Schultern gelegt hatten, stiegen Gefühle in ihr herauf, die sie dazu brachten, leise in ihr Kissen zu weinen. Nach und nach fand sie heraus, dass sie die Wunde in ihrer Brust nicht mehr spürte, wenn sie sich an einer anderen Stelle ihres Körpers verletzte. Sie tat es überall da, wo die Hausmutter es nicht sehen konnte: auf den Oberschenkeln, am Bauch. Manchmal war morgens Blut an ihrem Pyjama. Dann schlich sie sich unter einem Vorwand in die Dusche, und da stand sie dann frierend und



schäumte die verräterischen Flecken aus dem Stoff. Diese Gewohnheit hatte sie nie mehr abgelegt.

Hör auf, dachte sie und riss den Ärmel herunter. *Dumm dumm dumm*. Aufhören. Das war nicht sie. Sie war die Person, die das Internat überlebt, die sich quer durch die Kontinente gekämpft und die sich in einer von Männern beherrschten Welt nach oben gearbeitet hatte. Es kam nicht darauf an, dass Ben heute Abend zum zweiten Mal hintereinander »zu viel zu tun« hatte, um zu ihr zu kommen. Er gehörte ihr ja nicht. Es war wirklich nicht so wichtig. Und nichts aus ihrer Vergangenheit würde sie nur wegen Lornes Fotos noch einmal heimsuchen.

Sie schaltete das Licht aus, schloss die Tür vor der Katze, spülte ihren Teller vom Abendessen und die Töpfe ab und ging zu Bett. Lange lag sie im Dunkeln und widerstand dem Drang, ihre Arme zu berühren. Als sie endlich einschlief, war es ein unruhiger, immer wieder unterbrochener Schlaf, infiziert von Träumen und Unbehagen.

Sie träumte von Wolken und Bergen und reißenden Flüssen. Sie träumte von einstürzenden Gebäuden und von einem Kahn, der auf der Seite lag und mit Wasser volllief.

Und als dann die Sonne aufging und ihr Schlafzimmer sich mit Licht füllte, träumte sie von einem viktorianischen Kinderzimmer mit Buchstaben- und Zahlentafeln an der Wand und einem Schaukelpferd in der Ecke. Draußen warf eine altmodische Straßenlaterne ihr gelbes Licht auf den Schnee, der im Wind wehte. Die Flocken flogen in waagerechten Streifen an den Fensterscheiben vorbei. Die Umgebung war ihr zwar nicht vertraut, aber aus irgendeinem Grund wusste sie, dass es das Kinderzimmer war, das sie mit Sally geteilt hatte. Und sie wusste auch mit absoluter Gewissheit, dass es der Tag des »Unfalls« war. Der Tag, an dem sie heraufgekommen war und wutentbrannt festgestellt hatte, dass Sally ihr Bett, ihre Spielsachen und überhaupt alles, was ihr gehörte, mit idiotischen gelben Blumen bemalt hatte. Eine »Überraschung«. Um ihr eine Freude zu machen.

Aber in dem Traum empfand Zoë keine Wut. Stattdessen packte sie Angst. Regelrechtes Grauen. Der Schnee, das Kinderzimmer, die Zahlen an der Wand – das alles drang auf sie ein, versuchte sie zu erdrücken. Und hinter ihr schrie ein Kind. Sie drehte sich um und sah, dass es Sally

war. Ihr Gesicht war eine Maske des Entsetzens, und etwas Rotes rann von ihrer Hand. Mit der anderen Hand deutete sie angstvoll auf die Zahlen an der Wand, als sei es von lebenswichtiger Bedeutung, dass Zoë sie sah. »Sieh doch«, kreischte sie, »sieh dir die Zahlen an. Nummer eins, Nummer zwei, Nummer drei.«

Zoë sah die Zahlentafel an und erkannte, dass sie sich verändert hatte. Es waren keine Zahlen mehr, die zum Lernen da waren, sondern es war das Schild der Zebedee Juice Agency, No. 1 Milsom Street.

No. 1 ... No. 1.

Zoë fuhr hoch. Sie schnappte nach Luft, und ihr Herz rasste. Es dauerte einen Moment, bis sie wusste, wo sie war. Zu Hause in ihrem Bett.

Es war hell draußen, und Sonnenlicht betüpfelte die Decke. *No. 1. No one. Number one. Nummer eins.* Jetzt hatte sie es. Es hatte in ihrem Hinterkopf rumort, als sie bei Zebedee Juice gewesen war, und jetzt wusste sie, warum. Es war das, was der Mörder auf Lornes Bauch geschrieben hatte. Sie raffte ihr Telefon an sich. Die Uhrzeit auf dem Display war zehn vor acht. Sie hatte sieben Stunden ge-

schlafen. In vierzig Minuten war Teambesprechung. Aber diesmal wäre es nicht Debbie Harry, die vorn stände und redete. Sondern Zoë.

Sie duschte hastig, kippte zwei Tassen Kaffee herunter, ließ die Katze heraus und verscheuchte sie, als sie den Kopf an ihrem Knöchel reiben wollte, und als sie um Punkt halb neun auf das Revier kam, hatte die Besprechung schon angefangen. Jemand hatte eine Serie Fotos vergrößert – sämtliche registrierten Sexualstraftäter unter fünfundzwanzig, die in der Gegend wohnten – und an die Wand gepinnt. Ein Detective Sergeant berichtete dem Team die Geschichte eines jeden Einzelnen. Als Zoë hereinkam – rot im Gesicht, die Haare noch feucht von der Dusche, den Motorradhelm unter den Arm geklemmt –, hörte der DS auf zu reden und starrte sie stumm an.

»Verzeihung, Kollege.« Sie warf Helm und Schlüssel auf einen Stuhl und ging nach vorn. »Ich habe was zu sagen. Bevor Sie hier weitermachen.« Sie nahm einen Marker und malte einen Kreis auf das Whiteboard. »Wir haben es falsch verstanden.«

Sorgfältig schrieb sie in den Kreis die Worte: *No. One.*

Dann ging sie zu einem der Fotos von Lornes Obduktion – es zeigte die Schrift auf ihrem Bauch – und klebte es neben die Worte an das Whiteboard. »Sehen Sie sich das Bild an«, sagte sie. »Und sehen Sie sich ihren Bauchnabel an, gleich hier, neben dem ›No‹.«

Das Team glotzte an die Tafel, und nicht eine Spur Verständnis flackerte in den Gesichtern auf.

»Es bedeutet nicht, dass ›niemand‹ ihn versteht. Es bedeutet nicht, dass Lorne ›niemand‹ für ihn ist. Er sagt uns, dass sie *Number One* ist. Nummer eins. Nur eine von vielen. Er will uns sagen, dass es noch mehr Opfer geben wird. Eine Nummer zwei. Eine Nummer drei.«

Darauf folgte ein langes, verdattertes Schweigen. Schließlich räusperte sich der Superintendent, der an der Seite stand. »Großartig – danke, Zoë. Zieht das in Betracht, alle miteinander. Okay? Verstanden? Also.« Er nickte dem DS zu. »Sind Sie fertig, Kollege? Denn ich möchte jetzt zu British Waterways kommen. Ich will eine komplette Liste der Boote, die am Samstag auf dem Kanal festgemacht haben, damit wir ...«

»Moment, Moment.« Zoë hob die Hand. »Ich bin noch hier, wissen Sie. Ich habe den Raum noch nicht verlassen.«

»Wie bitte?«

»Ich bin noch hier. Oder wollen Sie ignorieren, was ich gerade gesagt habe?«

»Ich habe es nicht ignoriert. Ich habe alle aufgefordert, es im Kopf zu behalten.«

»Möchten Sie, dass ich *zu Ende* rede? Oder soll ich mir die Mühe sparen?«

Der Superintendent sah sie an, und in seinen Augen glühte ein vorwurfsvoller Funke. Aber er kannte Zoë schon lange und wusste, dass es manchmal einfacher war, sie gewähren zu lassen. Schließlich trat er einen Schritt zurück und hob kapitulierend die Hände.

»Okay.« Sie wandte sich wieder dem Team zu. Sie wusste, dass ihr das Blut ins Gesicht gestiegen war und dass Ben sie aus seiner Ecke unverwandt beobachtete. »Wir müssen das ernst nehmen, denn – wer weiß? – vielleicht habe ich sogar recht. Er könnte die Absicht haben, es noch einmal zu tun. Es könnte sogar schon *passiert* sein. Hat jemand bei

der Koordinationsstelle nachgefragt, ob andere Polizeibehörden mit einem ähnlichen Fall befasst sind?«

»Das wüssten wir«, sagte der Superintendent.

»Wirklich? Und wenn die Leiche noch gar nicht gefunden wurde?«

»Dann gäbe es einen Vermisstenfall.«

»Nein. Das ist Blödsinn. Wie viele Frauen im Teenageralter oder Anfang zwanzig werden denn jeden Monat vermisst?«

»Ja, aber da reden Sie nicht von Mädchen wie Lorne.«

Zoë sah ihn mit gleichmütigem Blick an. Sie wusste, was er meinte. Die Mädchen, die vermisst wurden, ohne es in die Schlagzeilen zu schaffen, waren Prostituierte, Drogensüchtige, Herumtreiberinnen, Abschaum. Sie würde es ihnen klarmachen können, wenn sie ihnen die Fotos von dem Speicherchip zeigte. Aber das konnte sie nicht. Sie konnte es einfach nicht.

»Sie meinen«, sagte der Superintendent, und dabei senkte er das Kinn und spähte über den Rand seiner Brille hinweg, »da liegt irgendwo ein ganzer Haufen Leichen? Und das hat bloß noch niemand gemerkt?«

»Nein. Ich sage, dass wir bisher in Richtung auf jemanden ermittelt haben, den sie kennt, auf einen Teenager. Ich bitte Sie, darüber noch einmal neu nachzudenken. Ich bitte Sie, außerhalb dieser Parameter zu denken. Und zwar schnell – denn ich glaube wirklich, es könnte eine Warnung sein.«

Debbie Harry, die schweigend hinten gesessen hatte, hüstelte zierlich. Sie sah sehr jung und frisch und hübsch aus in einer weißen Spitzenbluse und dem zurückgebundenen Haar. »Spekulationen sind an sich nicht verkehrt, aber sie sind eben genau das: reine Spekulation.«

»Und zu sagen, *all like her* bedeutet ›alle mögen sie‹, ist nicht reine Spekulation? Was ist, wenn es ›alle wie sie‹ bedeutet? Wenn es bedeutet, dass er sich alle vornehmen wird, die wie Lorne sind?«

»Tja«, sagte Debbie und klang plötzlich beschwichtigend, »ich habe vor diesem Forum immer sehr deutlich erklärt, dass meine Äußerungen hier nur eine Art Hilfestellung geben sollen. Dass Sie – Sie *alle* – Ihre eigenen Schlüsse ziehen müssen. Und bleiben Sie jederzeit offen für alles.«



»Ja. Ich habe gehört, wie Sie das gesagt haben. Aber vielleicht bin ich die Einzige, denn ich schaue mich um und sehe einen Raum voller Ermittler, die alle nur zu gern ein bisschen Hilfestellung von Ihnen annehmen, weil das bedeutet, dass sie ihr Gehirn nicht einschalten müssen. Sorry, Leute, aber das ist so. Ihr folgt ihren Vorgaben. Wenn wir diesen Fall also wirklich bearbeiten wollen wie ein Psychologieseminar, dann los. Schreiben wir alle zusammen tausend Interpretationen dieser Worte. Und dann veranstalten wir eine Séance und entscheiden, welche richtig ist.«

»Halt, halt.« Der Superintendent hob die Hand. »Hier schleicht sich Gehässigkeit ein. Das ist das Letzte, was wir gebrauchen können.«

»Gehässigkeit?«

Debbie nickte bedauernd. Als empfinde sie solche Angriffe als verletzend, sei aber als Erwachsene bereit, wie eine Erwachsene damit umzugehen. Sie schenkte Zoë ein mitfühlendes Lächeln. »Ich wollte nicht die sein, die es ausspricht, aber ich habe mich schon gefragt, ob ich da bei Ihnen in etwas hineingestochen habe, Detective Benedict.

Ich habe einfach das Gefühl, dass ich etwas an mir habe, das einen sehr wunden Punkt bei Ihnen berührt.«

Zoë öffnete den Mund, um zu antworten, doch dann sah sie, dass alle sie anstarrten, und sie begriff. Alle glaubten, sie sei eifersüchtig. Eifersüchtig auf diese idiotische, arrogante Psychologiestudentin mit ihren um eine Nummer zu engen Blusen und den weichen Haaren. Sie warf einen Blick zu Ben hinüber, und halb erwartete – oder hoffte – sie, er werde etwas zu ihrer Verteidigung sagen, aber er wick ihrem Blick aus. Er konzentrierte sich auf die Fotos der Sexualstraftäter an der Tafel, als seien die viel interessanter.

»Herrgott.« Sie schnappte sich Schlüssel und Helm. »Willkommen im neuen Zeitalter der Polizeiarbeit. Jeder hier, der sich auch nur einen Scheißdreck für die Gerechtigkeit interessiert, sollte anfangen zu beten.« Sie salutierte vor dem Superintendent und schlug die Hacken zusammen. Das Team starrte sie an, als sei sie völlig durchgedreht, als sie hinausging und die Tür hinter sich zuschlug.

Sally hatte entschieden, dass Millie zur Schule gehen müsse, ganz gleich, was passierte. Sie hatte am Vormittag ein paar Arbeitspausen und konnte sie zur Kingsmead fahren, und sie versprach ihr, sie nach Schulschluss bei der Turnhalle abzuholen. Jake the Peg und sein lila Jeep waren nirgends zu sehen. Trotzdem behielt sie Millie die ganze Zeit im Auge, bis sie im Gebäude verschwunden war.

Ihren nächsten Job an diesem Vormittag hatte sie gleich um die Ecke zu erledigen, in einer der teuersten Straßen der Stadt. Die meisten Häuser waren elegante Villen aus viktorianischer Zeit. Der Trend zu den Farben von Farrow & Ball war auch hier angekommen, und sämtliche Türen und Fenster waren in gedämpften Grau- und Grüntönen gestrichen. Lorbeerbäumchen in schwarzen Kübeln säumten säuberliche Kieswege, und Töpfe mit holzigem Lavendel und Rosmarin standen überall verstreut. Steves Haus stand

am anderen Ende dieser Straße, und Sally hatte sich angewöhnt, mittwochs nach der Arbeit hier zu ihm zu gehen. Manchmal aßen sie dann zusammen zu Mittag. Meistens landeten sie im Bett.

Sein Haus war ein bisschen kleiner als die anderen hier in der Straße, aber ansonsten unterschied es sich kaum von ihnen: Steinplatten vor der Haustür, ein altmodischer Drahtseilzug, der im Haus eine richtige Glocke läuten ließ. Um ein Uhr stand sie vor der Tür, lauschte auf den Glockenklang im Flur und dachte an David und den Zwischenfall mit Jake. Sie hatte vor, Steve alles zu erzählen, doch als er die Tür öffnete, sah sie gleich, dass er nicht in der richtigen Stimmung war.

»Hallo, Schatz.« Er küsste sie flüchtig, dann wandte er sich ab und ging durch den Korridor nach hinten zur Küche.

Sie folgte ihm nachdenklich und schaute auf seinen Rücken, der sich entfernte. Er trug Shorts und ein mit Farbe bekleckertes T-Shirt mit der Aufschrift »Queensland: heute schön, morgen perfekt« auf dem Rücken. Auf seinen Schultern schien eine Last zu liegen, und das war

nicht okay. »Alles in Ordnung?«, fragte sie, als sie in der Küche waren.

»Hmm?«

»Ob alles in Ordnung ist.«

»Ja, ja. Ich wollte dir was zum Lunch machen – da ist Thunfisch im Kühlschrank –, aber dann hab ich angefangen, das Werkzeug herauszusuchen, das du für das Haus brauchst. Und während ich alles sortierte, hat's mich erwischt.« Er zeigte nach nebenan ins Wohnzimmer, wo eine Abdeckplane auf dem Boden von lockigen Hobelspänen übersät war. Eine Nagelpistole balancierte auf einem Black & Decker Workmate, und darunter stand ein Werkzeugkasten. »Ich wollte schnell den Türrahmen reparieren, aber ich verpfusche alles.«

»Ich mache uns was zu essen.« Sally nahm ihre HomeMaid-Schürze ab. »Mach du nur weiter.«

»Sally, ich ...«

»Ja?«

Er schüttelte den Kopf und wandte sich ab. »Nichts. Da ist, äh ...« Er wedelte mit einer Hand unbestimmt in Rich-

tung der Schränke. »Ganz hinten ist Sesamöl, wenn du welches willst.«

Er ging zurück ins Wohnzimmer. Sally faltete die Schürze zusammen und legte sie auf die Arbeitsplatte, und dabei beobachtete sie ihn aufmerksam. Er blieb nebenan in der Tür stehen, hob einen professionell aussehenden Werkzeuggürtel hoch, der von Meißeln und Hammergriffen starrte, und schnallte ihn um seine Taille. Dann hob er die Nagelpistole auf, schaltete sie ein und fing an, Nägel in den Türrahmen zu schießen. Er schaute sich nicht nach ihr um. Im Laufe der Monate hatte sie begriffen, dass Steve von Zeit zu Zeit solche Stimmungen hatte, wenn ihn etwas beschäftigte. Der eine oder andere Kunde sorgte dafür, dass er für ein paar Tage still und in sich gekehrt war, als habe er einen Blick in eine Welt geworfen, von der er lieber nichts gewusst hätte. Vielleicht dachte er jetzt an die Reise, die er am Samstag antreten würde; er musste einen Klienten in Seattle besuchen. Oder es hatte etwas mit dem Meeting zu tun, das er gestern in London gehabt hatte. Er war deshalb schon vorher besorgt gewesen. Mit wem er da zusammen-

treffen würde, hatte er nicht gesagt. Vielleicht war es Mooney gewesen. Der, dessen Namen sie vergessen sollte.

Sie ging zum Kühlschrank. Thunfischsteaks in rot glänzendem Wachspapier lagen im mittleren Fach. Ein Topf Basilikum sah aus, als stamme er vom Biomarkt, ein paar Gurken waren da, und als sie tiefer grub, fand sie noch ein altes Röhrchen Kapern. Sie würde *Salsa verde* machen. Sie nahm die Zutaten heraus und fing an, das Basilikum zu hacken. Dabei wanderte ihr Blick hinüber zu Steve. Jedes Mal, wenn er einen Nagel in den Türrahmen feuerte, zuckte sie zusammen.

Als die Sauce fertig war, machte sie Öl in der Pfanne heiß und stand mit dem Rücken zur Wohnzimmertür, als auf den Knall eines abgeschossenen Nagels ein lautes Klappen folgte. Sie ließ die Pfanne los und drehte sich um. Er wandte ihr die Seite zu; seine linke Hand lag oben am Türrahmen, und die Rechte drückte er an die Wand. Die Nagelpistole lag auf dem Boden, wo sie hingefallen war, und drehte sich langsam um sich selbst. Er hielt den Kopf gesenkt und stand völlig still da; nur sein linkes Bein wippte krampfhaft auf und ab, als trete er sich selbst. Er sah sie aus

den Augenwinkeln an, und sein Gesicht war grau und verkniffen.

»Ich glaube, meine Hand ist im Arsch, Sally, wenn du den Ausdruck gestattest.« Er biss die Zähne zusammen und deutete mit einer ruckartigen Kopfbewegung auf seine linke Hand, ohne hinzuschauen. »Die Pistole ist auf einen Astknoten gestoßen und dabei weggerutscht. Sieht so aus, als wäre die Hand wirklich im Arsch. Könntest du sie dir ansehen?«

Sie drehte das Gas ab und kam hastig herüber. Auf den ersten Blick sah die Hand normal aus, wie sie da am Türrahmen lag. Die Finger deuteten zur Decke. Als sie näher hinschaute, sah sie, was passiert war. Er hatte sich selbst an den Rahmen genagelt. Sie erhob sich auf die Zehenspitzen und untersuchte die Hand.

»Was ist?«, fragte er gepresst. »Was siehst du?«

Sie sah den Stahlglanz eines Nagelkopfs, der aus dem fleischigen Ballen seines Daumens herausragte. Sie sah ein einzelnes, ölig glänzendes Blutrinnsal, das senkrecht von der Wunde zum Handgelenk hinunterlief, wo es sich in ein Delta zerteilte, das sich zwischen den Haaren auf seinem



Arm hindurchschlängelte. Und sie konnte sich noch mehr als das vorstellen: Sie konnte sich die Muskulatur und die Knochenstruktur ausmalen, denn die hatte sie nach dem Unfall mit Zoë vor fast dreißig Jahren auf der Röntgenaufnahme ihrer eigenen Hand gesehen. Sie schloss kurz die Augen und versuchte, über dieses Bild hinwegzukommen. Es erfüllte sie immer mit einer unentrinnbaren Traurigkeit. »Ich kann es nicht genau sagen«, behauptete sie. »Ich verstehe nichts von solchen Dingen.«

»Okay.« Er wischte sich mit der freien Hand über das Gesicht. »Siehst du die Bügelsäge da?«

Sie bückte sich und wühlte im Werkzeugkasten. »Die hier?«

»Nein. Da.«

»Und?« Zitternd hob sie die Säge auf. »Was soll ich machen?«

»Den Nagel durchsägen. Zwischen meiner Hand und dem Türrahmen.«

»Durchsägen?«

»Ja. Bitte, Sally, tu's einfach. Du sollst ja nicht meine Hand absägen.«

»Okay, okay.« Schnell ging sie zu dem Schrank unter der Spüle und nahm zwei Rollen Küchenkrepp heraus. Sie zog einen Stuhl geräuschvoll über den Boden zu der Tür, wo er stand, und kletterte hinauf, um sich die Wunde anzusehen. Mit der Zunge zwischen den Zähnen drückte sie auf die Umgebung. Steve zuckte zusammen und sog die Luft durch die Zähne, und er rollte ein oder zwei Mal den Kopf auf den Schultern, als habe er einen verspannten Nacken. Die Haut an seinem Daumenballen spannte sich seitwärts: Der Nagel hatte nur den Rand des Muskels durchbohrt. Es war nicht so schlimm, wie sie gedacht hatte.

»Okay.« Sie hatte Herzklopfen. »Ich glaube, es ist nicht allzu ernst.«

»Mach schon.«

Ihre Hände waren glitschig vom Schweiß, aber sie schob das Fleisch seines Fingers auf dem Nagel vom Rahmen weg, bis zwischen Haut und Türrahmen ungefähr ein Zentimeter frei lag.

»O Gott.« Er senkte den Kopf und biss auf die Zähne, und sein Fuß trommelte noch schneller auf den Boden. »*Verfluchte Scheiße*, das tut weh.«

Zögernd hob sie die Bügelsäge und schob das Blatt in die Lücke zwischen Türrahmen und Hand, und dann senkte sie die Säge, bis die Zähne in den Nagel bissen. Steve hörte auf zu reden und wurde völlig still. Sein Blick ruhte auf ihrem Gesicht. Sie bewegte die Säge versuchsweise ein, zwei Mal hin und her, schob sie zurecht und spürte, wie sie in den Stahl biss. Als sie wusste, dass das Blatt richtig saß, fing sie an zu sägen.

»Sally«, flüsterte er plötzlich, während sie arbeitete. »Ich brauche dich wirklich.«

Sie fuhr herum und schaute ihm in die Augen, und sie sah darin etwas, das sie dort noch nie gesehen hatte – nämlich nackte Angst. Mit »brauchen« meinte er mehr als nur die Notwendigkeit, ihn vom Türrahmen zu befreien. Seine Not war größer. Sie öffnete den Mund und wollte antworten, aber da war das Sägeblatt durch den Nagel gedrungen und hatte ihn zerteilt. Steve ließ die Hand sinken, und der Nagelkopf fiel heraus. Er taumelte zwei Schritte rückwärts, und sie sprang vom Stuhl und fing ihn auf. Sie hielt seine Hand hoch und wickelte knäuelweise Küchenkrepp herum, um die Blutung zu stoppen. Rasch führte sie ihn zu dem

Stuhl, damit er sich hinsetzte und die Hand auf die Schulter legte.

»Atme tief durch.«

Er schüttelte den Kopf. Sein T-Shirt hatte dunkle Schweißflecken am Nacken und unter den Achseln. Der Boden war mit dünnen Blutstropfen bespritzt, und sein Werkzeug lag überall verstreut. Nach einer Weile sagte er: »Gestern war ein total beschissener Tag, Sally.«

»Ja.« Sie hockte sich vor ihn und schaute hinauf in sein graues Gesicht. »Da ist etwas passiert, nicht wahr?«

Er schaute zur Decke hinauf, als suche er einen festen Punkt, an dem seine Augen zur Ruhe kommen und alles im Griff behalten könnten. »Es ist die Arbeit. Scheiße Scheiße Scheiße.«

»Amerika?«

»Nein. Gott, nein – da gibt's keine Probleme. Es war das Meeting. In London. Mit ... du weißt doch, mit wem ich mich getroffen habe.«

Mit Mooney, dachte sie. Ich hatte recht. »Was ist passiert?«

Er schwieg lange. Dann richtete er den Blick seiner grauen Augen wieder auf sie und schaute sie ernst an. »Man hat mir angeboten, dreißig Riesen zu verdienen. Steuerfrei. Alle deine Probleme wären im Handumdrehen gelöst.«

»Und wie?«

»David Goldrab soll umgebracht werden.«

Sie legte den Kopf schräg und lächelte sanft. »Ja«, sagte sie. »Genau. Ich bringe ihn um, und du klaust seinen ganzen Champagner.«

Steve lachte nicht. Er starrte sie weiter an.

»Was denn? Sieh mich nicht so seltsam an, Steve. Mach mir keine Angst.«

»Aber es ist mein Ernst. Das haben sie mir bei dem Meeting gestern angeboten. Ich hab im Wolseley in Piccadilly gegessen, Champagner für zweihundert Pfund die Flasche getrunken und mir dreißig Riesen für den Mord an David Goldrab anbieten lassen. Ich hab doch gesagt, es ist was Übles.«

Sie starrten einander an, und ihre Gesichter waren versteinert vor Schrecken.

Einen Augenblick später schüttelte er den Kopf. »Nein – vergiss es. Ich hab nichts gesagt.«

»Doch, das hast du.« Sie richtete sich auf, tastete blindlings nach dem Sofa hinter ihr und ließ sich schwer auf die Armlehne fallen. »Aber es ist nicht wahr, oder?«

Sein Blick huschte über ihr Gesicht. »Mein Gott, Sally, wo bin ich da nur hineingeraten?« Müde ließ er die Schultern hängen. »Ich komme mir vor wie in einem verdammten Tarantino-Film.«

»Du meinst es ernst? Du meinst es wirklich ernst?«

»*Scheiße*, ja. *Ja*.«

»Gibt es wirklich Leute, die so was tun? Im wirklichen Leben?«

Er zuckte die Achseln, genauso ratlos wie sie. »Anscheinend. Ich meine, Herrgott noch mal, ich wusste immer schon, dass Leute in meinem Job von Zeit zu Zeit solche Angebote bekommen. Man hört davon – dieser oder jener krumme Privatdetektiv gibt einem Ex-IRA-Mann zehn Riesen, damit er irgendjemandes Ehefrau zu Hause in der Einfahrt mit dem Range Rover überrollt. Genau wie ich immer gewusst habe, dass es die wirklich beschissenen Sachen im

Leben tatsächlich gibt. All die Schweine, die unbehelligt auf der Straße herumspazieren. Sie haben nicht aufgehört, Schweine zu sein, bloß weil sie Armani-Anzüge tragen, das Spitzenmodell von Audi fahren und sich mit ›Sir‹ anreden lassen. Sie sind trotzdem Psychopathen und nehmen skrupellos jeden Skalp. Das wusste ich alles – dass hinter der Fassade auch Menschenleben zerstört werden. Ich wusste, dass totale, schamlose Habgier wirklich existiert. Und irgendwie war mir auch klar, dass solche Dinge passieren. Dass Leute umgebracht werden – und dass das seinen Preis hat.« Er lehnte sich auf dem Stuhl zurück und umfasste seine Hand. »Ich hätte nur niemals, *niemals* gedacht, dass *ich* je in diese Situation kommen würde.«

Sally atmete tief aus. Sie schaute zur Decke und brauchte eine Weile, bis sie das alles in ihrem Kopf untergebracht hatte. Eine Zeitlang rührte sich keiner von ihnen. Schließlich sagte sie: »Steve?«

»Ja?«

»Diese Leute. Sind sie nicht nervös geworden, als du Nein gesagt hast?«

Er schwieg einen Moment lang. Dann wickelte er den Küchenkrepp von seiner Hand und inspizierte die Wunde. Leckte an seinem Finger und wischte das Blut ab.

Sie senkte den Kopf und schaute ihn mit schmalen Augen an. »Steve?«

»Was?«

»Du hast doch Nein gesagt. Oder?«

»Selbstverständlich.« Er sah ihr nicht in die Augen.

»Was denkst du denn, was ich gesagt habe?«



Als Zoë aus dem Besprechungsraum kam und durch den Korridor auf ihr Zimmer zuing, standen fünf Teenager mit düsteren Mienen vor ihrer Tür. Die drei Jungen hatten Stachelfrisuren, und ihre tief sitzenden Schulhosen wurden mit einem Gürtel auf dem dünnen Hinterteil gehalten. Die Mädchen sahen aus wie Privatschülerinnen aus dem Fernsehen. Sie hatten den Bund ihrer Schulröcke einmal umgerollt, um mehr Bein zu zeigen, und ihre Blusen waren auf dem Bauch verknotet.

»Tante Zoë?«, sagte das kleinere der beiden Mädchen.  
»Entschuldige, dass ich dich störe.«

Zoë blieb wie angewurzelt stehen. Sie beugte sich leicht vor und blinzelte dem Mädchen entgegen. »*Millie?* Du meine Güte. Ich hab dich nicht erkannt.«

»Was ist denn mit mir?« Millie legte beide Hände an ihr Haar, als wolle sie sich vergewissern, dass es noch da war.  
»Was stimmt denn nicht?«

»Gar nichts. Ich habe nur ...« Sie kannte Millie nur von Fotos, die Mum und Dad ihr geschickt hatten. Zweimal hatte sie sie leibhaftig auf der Straße gesehen, aber nur im Vorübergehen. Sie war hübsch, wirklich hübsch. Zoë brauchte einen Augenblick, um ihre fünf Sinne zusammenzunehmen. »Was willst du denn? Müsst ihr nicht in der Schule sein?«

»Der Schulleiter hat uns erlaubt herzukommen. Wir wollten mit dir sprechen. Können wir das irgendwo ungestört tun?«

»Ja, natürlich. Kommt rein, kommt rein.« Sie schloss auf und trat gegen die Tür, und schnell ließ sie den Blick durch das Zimmer wandern, um sicher zu sein, dass hier nichts herumlag, was die Kids nicht sehen sollten – Obduktionsfotos oder Notizen zum Fall Lorne. »Ich hab keine Stühle. Tut mir leid.«

»Schon okay«, sagte der größte der Jungen. »Wir bleiben nicht lange.«

Zoë schloss die Tür, setzte sich auf die Schreibtischkante und musterte sie alle aufmerksam. Sie musste sich beherrschen, um Millie nicht dauernd anzustarren, aber sie beobachtete sie aus den Augenwinkeln. War es Einbildung, oder hatte Millie mehr Ähnlichkeit mit ihr, Zoë, als mit Sally?

»Was kann ich für euch tun?«

»Wir brauchen Hilfe«, sagte der größte Junge. Er war blond und gut aussehend, und die Körpersprache der andern verriet, dass er das Alphamännchen war. Dass er sich in den Vordergrund spielte und meistens bekam, was er wollte. »Es geht um Lorne Wood.«

»Aha.« Zoë schaute zurückhaltend von einem Gesicht zum andern. »Okay. Und so, wie wir alle hier stehen und wie ihr mich angesprochen habt, sieht es so aus, als wolltet ihr vorläufig nur einen ungestörten Plausch halten.«

»Vorläufig.«

»In Ordnung. Aber bevor wir anfangen, möchte ich eure Namen wissen. Ich verspreche euch, es bleibt alles unter uns.« Sie nahm einen Spiralblock und reichte dem größten Jungen einen Stift. Er betrachtete beides einen Moment

lang unsicher. Zoë nickte. »Ihr habt mein Wort«, wiederholte sie. »Wirklich.«

Widerstrebend nahm er den Stift, beugte sich über den Schreibtisch und schrieb: *Peter Cyrus*. Dann gab er Millie den Stift. Millie sah Zoë an, als wollte sie etwas sagen, aber dann schrieb sie *Millie Benedict*. Benedict, sah Zoë – nicht Cassidy. Es stimmte also, was sie gehört hatte: Sally hatte sich wirklich von Julian scheiden lassen. Und Millie benutzte Sallys Namen, nicht den ihres Vaters. Was verriet das über die Trennung?

Die anderen Teenager schrieben nacheinander ihren Namen auf den Block.

*Nial Sweetman, Sophie Sweetman, Ralph Hernandez.*

Ralph Hernandez.

Zoë starrte den Namen an und bewegte den Unterkiefer hin und her. Sie setzte ein ruhiges Lächeln auf, hob den Kopf und sah ihn an. Bis jetzt hatte sie nur wenig Notiz von ihm genommen. Er war schwächling, mittelgroß, hatte drahtiges dunkles Haar und olivfarbene Haut. Abgesehen von seiner Krawatte, die er in einem aufgeblähten, breiten Knoten nach Art eines Fernseh-Bullen aus den Siebzigern

gebunden hatte, wie sie es heute anscheinend alle taten, war er konventioneller gekleidet als die anderen. Zumindest seine Hose schien ihm beinahe zu passen, und die Stacheln in seiner Frisur sahen nicht völlig außerirdisch aus. Seine glühenden braunen Augen waren blutunterlaufen.

»Also.« Sie zwang sich zu einem gelassenen Tonfall.  
»Was kann ich für euch tun?«

Einen Moment lang war es still. Dann gab der mit Namen Nial dem mit Namen Peter einen Rippenstoß. Sophie und Millie schauten stumm zu Boden. Ralph rieb sich nervös mit dem Ärmel die Stirn.

»Folgendes«, sagte Peter. »Ralph hat Angst.«

»Ich bin beunruhigt«, korrigierte ihn Ralph. »Ein bisschen beunruhigt. Das ist alles.«

»Aha. Und weshalb bist du beunruhigt?«

»Ich war ...« Er kratzte sich an den Unterarmen. »Ich war ...«

»Er war mit Lorne zusammen«, sagte Peter. »An dem Abend, als sie ermordet wurde.«

Zoë umfasste ihr Kinn mit den Fingern und schaute die Teenager nachdenklich an. Das Herz in ihrer Brust klopfte

wie eine Trommel. Hier war Debbies und Bens »Mörder«. In seiner vollen Lebensgröße von eins fünfundsiebzig. Doch wenn sie mit den Worten, die auf Lornes Körper gestanden hatten, recht hatte, war der wirkliche Mörder irgendwo da draußen unterwegs. Und dachte vielleicht schon an Nummer zwei. »Okay«, sagte sie ruhig. »Und selbstverständlich gab es einen Grund, davon bisher noch nichts zu erwähnen.«

»Ich habe meinen Eltern nicht erzählt, dass ich eine Freundin hatte. Und Lorne hat auch keinem was von mir gesagt. Es sollte ein Geheimnis sein.«

»Seine Eltern sind katholisch. Sie finden so was ein bisschen – na, Sie wissen schon.«

»Können Sie ihm helfen?«, fragte Nial. »Er weiß nicht, was er machen soll.«

»Helfen? Da bin ich nicht sicher. Das ist eine ernste Sache. Ich weiß, dass euch das klar ist – ihr seid ja nicht dumm. Aber nicht so hastig. Ralph, Lorne war also deine Freundin. Wie lange warst du schon mit ihr zusammen?«

»Nur zwei Wochen. Aber ich hab sie geliebt. Das meine ich ernst. Sie war die Richtige für mich.« Seine gepresste

Stimme verriet, dass er nicht log. »Bitte«, sagte er, und einen Moment lang klang er wie ein kleiner Junge, der draußen im Regen stand und darum bettelte, ins Haus zu dürfen, »bitte, ich weiß einfach nicht, was ich machen soll.« Er lehnte sich aufrecht mit dem Rücken an die Wand, legte den Kopf an den Putz und drehte ihn hin und her. »Ehrlich, ich wäre am liebsten tot.«

»Na komm«, sagte sie und beugte sich vor, »jetzt holen wir mal tief Luft, ja?« Eigentlich müsste sie die Kinderschutzeinheit einschalten, wenn ein Minderjähriger sich den Tod wünschte, aber dann würde sie die Story nie aus ihm herausholen. »Okay? Alles okay?«

Nach ein paar Augenblicken fuhr er sich mit der Zunge über die Lippen und murmelte: »Ja.«

»Und jetzt ganz ruhig, Ralph, ganz ruhig. Ich weiß, wie furchtbar dir bei all dem zumute ist, und ich weiß auch, wie gern du uns dabei helfen willst, den Kerl zu erwischen, der Lorne das angetan hat. Also erzähl mir alles, was an dem Abend passiert ist.«

Es wurde still im Zimmer. Alle anderen Teenager hatten ihre Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet. Er senkte den Blick

auf seine geballten Fäuste. »Sie hat ihrer Mum gesagt, sie wollte shoppen gehen, aber in Wirklichkeit hat sie sich mit mir getroffen. Oben bei Beckford's Tower. Wo wir uns immer getroffen haben.«

Beckford's. Das große viktorianische Monument, das angeblich betrunkenen Bauern früher geholfen hatte, den Heimweg zu finden, mit seinem neoklassizistischen Aussichtsturm und der vergoldeten Laterne. Er stand auf einem Friedhof am oberen Ende der Lansdown Road, und überall in der Stadt konnte man ihn sehen. Eine der Buslinien, die an der Haltestelle am Kanal vorbeifuhren, führte hier entlang. Zoë seufzte. Lorne musste mit dem Bus zurückgekommen sein, weil sie mit Ralph am Beckford's Tower gewesen war. »Um welche Zeit war das?«

»Gegen halb sechs, glaube ich.«

»Und wie lange wart ihr da?«

»Das weiß ich wirklich nicht genau. Könnte eine Stunde gewesen sein. Aber auch anderthalb.«

»Das weißt du nicht?«

»Ich hab nicht auf die Uhr gesehen. Ganz einfach. Sonst würde ich es Ihnen sagen.«



Also maximal neunzig Minuten. Dazu rund zehn Minuten für die Busfahrt in die Stadt. Es wäre also gerade noch denkbar, dass Lorne woanders gewesen war, nachdem sie sich von Ralph getrennt hatte – und bevor sie zum Kanal gegangen war.

»Und dann?«

»Und dann ist sie gegangen. Und ich bin zu Fuß in die Stadt gelaufen. Hab mich mit, äh« – wieder rieb er sich die Arme – »mit Peter und Nial getroffen.«

»Wir sind ein Bier trinken gegangen«, erklärte Nial hastig. »Die Schule hatte am Tag davor ein Cricket-Match gewonnen, und wir hatten Lust, das ein bisschen zu feiern.«

»Ihr drei?«

»Genau.«

»Seid ihr denn alt genug, um durch die Pubs zu ziehen?«

»Na ja – nein. Eigentlich nicht. Wir benutzen sozusagen falsche Ausweise.«

»Sozusagen?«

»Ja. Warum? Wollen Sie uns jetzt deswegen einen Vortrag halten?«

Zoë sah ihn mit hochgezogenen Brauen an. Sein Mut beeindruckte sie. »Nein«, sagte sie, »natürlich nicht. Im großen Plan der Dinge ist das nicht gerade das Verbrechen des Jahrhunderts. Um welche Zeit war eure kleine Feier mit falschen Ausweisen zu Ende?«

Nial warf Peter einen Blick zu. Peter kratzte sich am Kopf. »Wann war das? Gegen Mitternacht?«

»Ungefähr.«

»Und wo bist du dann hingegangen, Ralph?«

»Nach Hause. Nach Weston.«

»Und wie bist du da hingekommen?«

»Zu Fuß.«

»Ist unterwegs etwas Ungewöhnliches vorgefallen? Hast du jemanden getroffen, den du kanntest?«

»Nein.«

»Dann lass uns noch ein bisschen zurückgehen. Du hast dich mit Lorne getroffen. Was ist passiert, während ihr zusammen wart?«

Es wurde still. Ralph hielt den Kopf ruhig, aber nicht die Hände. Sie zitterten leise, und seine Schultern bebten.

Dann schüttelte er flehentlich den Kopf, als traue er sich nicht zu, etwas zu sagen, ohne in Tränen auszubrechen.

Zoë sah Peter an und zeigte mit dem Daumen zur Tür. »Nur einen Augenblick?«, formte sie mit dem Mund. »Lasst uns allein.«

Die beiden anderen Jungen und die Mädchen sahen einander an. Wie ein einzelner Organismus, der wortlos Entscheidungen treffen kann, gingen sie hintereinander hinaus. Auf dem Korridor blieben sie stehen, lehnten sich mit den Händen in den Taschen an, und jeder legte einen Fuß an die Wand. Wie das Cover eines Ramones-Albums. Magere Kerle und mürrische Blicke kamen anscheinend nie aus der Mode.

Zoë stieß die Tür mit dem Fuß zu, riss eine Handvoll Papiertücher aus der Schachtel auf dem Fenstersims und drehte sich zu Ralph um. Er war an der Wand heruntergerutscht, hockte da wie ein Häuflein Elend und hatte sich die Hände vors Gesicht geschlagen. »Okay, okay.« Sie hockte sich neben ihn, legte ihm eine Hand auf die Schulter und spürte die Wärme seiner Haut durch das dünne Hemd und sein bebendes Ein- und Ausatmen. »Hör zu, es war richtig,

dass du zu mir gekommen bist.« Sie gab ihm ein Papiertaschentuch. Er nahm es und presste es auf sein Gesicht. »Darauf kannst du stolz sein.«

Er nickte und putzte sich die Nase. Sie war verstopft, und er atmete schwer.

»Aber ich muss das alles in meinem Kopf sortieren, Ralph. Ich habe dich gefragt, was bei Beckford's Tower passiert ist, und das hat dich anscheinend aus der Fassung gebracht.«

Er nickte kläglich. »Wir haben uns gestritten. Sie wollte allen von uns erzählen, und ich ...« Er musste tief durchatmen, um sich zu beruhigen. »Wir haben Schluss gemacht. Wir haben Schluss gemacht, und sie hat gesagt, sie will mich nie wiedersehen, und ... Und ... Und danach ist es passiert. Es ist nur meine Schuld, verdammt. Bloß weil ich Angst vor meinen Scheiß-Eltern habe.«

»Es ist nicht deine Schuld, Ralph. Es ist wirklich nicht deine Schuld.«

»Wie geht's jetzt weiter? Komme ich vor Gericht? Werden meine Eltern alles erfahren? Mein Vater wird toben. Er findet, Lügen sollte als Todsünde gelten.«

Sie legte ihm den Arm um die Schultern. Er war wirklich noch ein kleiner Junge. Sie sah das blasse Weiß der Kopfhaut in seinem ordentlich gescheitelten Haar. »Ich glaube, Ralph, die meisten Eltern würden sich mehr dafür interessieren, dass es dir gut geht. Und dass du den Mut hattest, die Wahrheit zu sagen.«

»Mann.« Er hatte das Papiertaschentuch aufgebraucht und wischte sich die Nase an seiner Hemdschulter ab. »Ich wünschte, Sie wären meine Mutter.«

»O nein. Nein. Ich wäre eine grässliche Mutter. Das kannst du mir glauben. Herzukommen war eine Riesenentscheidung für dich, aber es war richtig. Diese Information ist wirklich ungeheuer wichtig. Wir können damit ein Bild von dem entwickeln, was Lorne zugestoßen ist. Aber ich kann nicht viel damit anfangen, wenn ich es nicht meinen Kollegen mitteilen darf. Wenn ich dir garantiere, dass deine Eltern es erst erfahren, wenn du möchtest, dass sie es hören, würdest du dann mitkommen und es dem Rest meines Teams erzählen? Denen, die damit etwas ändern können? Du könntest verhindern, dass es noch einmal passiert. Einer anderen.«

Es war still. Sie brauchte einen Moment, um zu sehen, dass er nickte.

Das Polizei- und Beweismittelgesetz von 1984 hatte bestimmt, dass die Befragung Verdächtiger stets in einem speziell dafür eingerichteten Raum stattfinden müsse: gut beleuchtet, gut belüftet, schalldicht, mit eingebauter Aufzeichnungstechnik und Zugang zu einem neutralen »Ausweichraum« für den Fall, dass der oder die Befragte zu dem Schluss kommen sollte, mit dem Verlauf der Befragung nicht ganz glücklich zu sein. Die Kommunen überall im Land mussten tief in ihre Kasse greifen, um solche Räume zu schaffen – und auf dem Polizeirevier in Bath gab es zwei davon.

Zoë saß an ihrem Schreibtisch bei offener Tür, damit sie den Gang im Auge behalten konnte. Vor ihrem Büro zweigte der Korridor zu den Vernehmungsräumen ab. Wenn Ralph aus dem Büro neben der Einsatzzentrale, in dem Ben mit ihm sprach, dorthin gebracht werden sollte,

würde das bedeuten, dass sie gegen alle ihre Bitten verstieß und ihn als Tatverdächtigen in einem Mordfall behandelten. Aber es blieb lange still auf dem Revier. Stundenlang. Der Himmel wusste, was sie mit dem Jungen machten.

Sie versuchte, sich auf andere Aufgaben zu konzentrieren. Sie formulierte eine Anfrage an die Koordinationsabteilung nach weiblichen Vermissten zwischen sechzehn und einundzwanzig. Als sie Debbie gesagt hatte, *all like her* bedeute »alle wie sie« und der Mörder habe es auf Mädchen wie Lorne abgesehen, hatte sie das aus der Luft gegriffen. Aber wenn sie nun gar nicht so weit danebengelegen hatte? Es lohnte sich, darüber nachzudenken. Allerdings würde das gar nicht so einfach sein, wenn sie sich den Bildschirm anschaute. Das Ergebnis ihrer Suchanfrage war erschreckend. Namen über Namen. Natürlich wusste sie, dass die meisten Mädels auf dieser Liste wahrscheinlich gesund und munter waren und einfach den Kontakt zu ihrer Familie verloren hatten oder nichts mehr mit ihr zu tun haben wollten. Ein großer Teil davon dürfte außerdem zurückgekommen sein, ohne dass man die Polizei davon



in Kenntnis gesetzt hatte. Und trotzdem gab es Hunderte und Aberhunderte, und eine einzelne Person konnte sie nicht alle durcharbeiten. Zoë lehnte sich zurück und verschränkte die Arme. Scheiße. Wenn einer von diesen Namen einem Mädchen gehörte, das von Lornes Mörder umgebracht worden war, und wenn diese Leiche nicht gefunden worden war, dann gab es nicht den Hauch einer Chance, dass die Polizei darauf stoßen würde.

Um Viertel vor zehn ging Ben mit schnellen Schritten vorbei. Er trug einen Stapel Akten und ging, ohne auf sie zu achten, weiter in sein Büro. Sie hörte, wie die Tür zuschlug. Sie wartete ein paar Augenblicke, dann stand sie auf, ging den Korridor hinunter und klopfte an seine Tür.

»Wer ist da?«

»Ich. Zoë.«

Eine kurze Pause. Ein Zögern? »Komm rein.«

Sie öffnete die Tür. Er saß an seinem Schreibtisch und hatte die Ellenbogen zu beiden Seiten des Papierstapels aufgestützt. Er hob den Kopf, aber sie bemerkte, dass er ihr nicht in die Augen schaute. Auf seinem Gesicht klebte ein nichtssagendes, höfliches Lächeln. »Was ist?«, fragte sie.

»Was ist womit?«

»Du weißt, womit. Mit Ralph. Vernimmst du ihn noch? Hast du ihm einen entsprechenden Betreuer vom Jugendamt besorgt?«

»Er ist siebzehn. Er braucht keinen.«

»Ich habe ihm versprochen, dass seine Eltern da nicht hineingezogen werden. Nur wenn er einverstanden ist.«

»Ja. Und daran arbeiten wir. Dass er einverstanden ist. Die werden's nämlich irgendwann erfahren.«

Zoë ließ die ganze Luft aus ihrer Lunge. Sie trat näher und setzte sich auf den Stuhl vor seinem Tisch. Ben beäugte sie und zog dabei eine Braue hoch, als sei er eigentlich nicht entzückt davon, wie sie sich hier häuslich einrichtete. »Er ist es nicht«, sagte sie. »Er ist es einfach nicht. Er ist zu *jung*. Erinnerst du dich nicht mehr an all die Kurse – dass ein Verbrechen dieser Art Zeit braucht? Dass es sich langsam aufbaut? Er ist ein Kind. Er passt fein säuberlich in das Profil, das euch angedreht worden ist, aber dieses Profil *taugt nichts*. Bitte sieh das ein. Es taugt nichts.«

Ben lächelte sie gelassen an. »Ich bilde mir ein, mittlerweile Profi genug zu sein, um mich nicht durch psycholo-

gisches Profiling einschränken zu lassen, ob es nun etwas taugt oder nicht. Das wäre ein Riesenfehler. Erwinnere dich, was sie uns in der Ausbildung immer gesagt haben. »Grau ist alle Theorie.««

Zoë seufzte. »Komm schon, Ben. Ich kenne dich zu gut.«

Er klopfte mit seinem Stift auf den Schreibtisch. »Ralph Hernandez ist eine Person von Interesse für uns. Mehr kann ich im Augenblick nicht sagen.«

»Eine »Person von Interesse«? O mein Gott – du bist ein solcher Volltrottel, es ist unglaublich.«

»Bin ich das, Zoë? Hast du irgendeine bessere Spur als diese?«

»Diese »Spur« hast du von mir bekommen. Ich habe sie dir auf dem Silbertablett präsentiert, und ich habe wirklich, *wirklich* geglaubt, du würdest tun, was anständig ist. Aber das zeigt nur, wie wenig ich von der Welt verstehe, nicht wahr?«

In diesem Augenblick ging die Tür auf. Zoë fuhr herum. Da stand Debbie, heiter-gelassen in ihrer weißen Spitzenbluse. Sie hatte etwas sagen wollen, doch als sie Zoë erkannte, veränderte sich ihr Gesichtsausdruck. »Aah«, sagte

sie Nachsicht heischend. »Sorry.« Sie hob die Hand und ging rückwärts hinaus. »Beschissenes Timing – nicht eben meine Stärke.«

Sie schloss die Tür, und einen Moment lang war es still. Dann drehte Zoë sich wieder zu Ben um. Sie schüttelte den Kopf und lachte kurz und ohne Heiterkeit. »Komisch«, sagte sie. »Normalerweise erlaubst du niemandem, hier ohne Klopfen hereinzukommen. Es sei denn, er gehört ... du weißt schon ...« Sie formte die Hände zu einer runden Schale. »Zum inneren Zirkel. Gehört sie jetzt zum inneren Zirkel?«

Ben starrte sie mit versteinerter Miene an. »Hast du eine bessere Spur als Ralph Hernandez?«

»Du wirst also glauben, was immer sie erzählt? Du wirst deshalb diesen Jungen vor Gericht bringen?«

»Was wäre die Alternative? Dass ich mir irgendjemanden vornehme, irgendeiner Spur, irgendeinem Hinweis folge, weil sie *nicht* in das Profil passen, das sie entwickelt hat? Ich habe deine Ermittlungen beobachtet, Zoë, und alles läuft darauf hinaus, dass du lieber den Mörder entkom-

men lässt, als Debbie recht zu geben. Wer ist denn hier schlimmer, du oder ich?»

Zoës Gesicht glühte. »Das ist alles nur, weil ich vorgestern Abend irgendetwas gesagt habe, ja? Was immer es war.«

»Ich weiß nicht, was du meinst.«

»Na, Ben, lass uns doch ehrlich sein. Gerade ging's uns noch prima, und wir kamen prima miteinander aus. Und im nächsten Moment ist alles weg. Einfach ...«, mit der flachen Hand imitierte sie ein fliegendes Flugzeug, »... einfach so. Weg. Du bist feindselig und distanziert und benimmst dich, offen gesagt, wie ein Arschloch.«

Ben sah sie kalt an. »Wir haben keine Zukunft, Zoë.«

»Was? Weil ich nicht so *tue*, als läge mir etwas an Leuten, die mich *in Wahrheit* einen Scheißdreck interessieren? Weil ich keine Show darum mache, wie teilnahmsvoll und verdammt *simpático* ich bin? Ist das mein Verbrechen?«

»Warum musst du darauf bestehen, dass du ein schlechter Mensch bist?«

»Weil ich es bin.«

»Warum beharrst du darauf, dass dir an nichts etwas liegt?«

»Weil es so ist. Weil mir an nichts etwas liegt, und weil ich nichts *brauche*.«

»Tja«, sagte er leise, »jetzt fall nicht über mich her und putz mich runter, wenn ich das sage, aber – Zoë, manche Leute mögen einfach gern gebraucht werden.«

»Sie mögen gern gebraucht werden? Tja, ich nicht.«

»Bullshit.«

»*Verdammt*, das ist kein Bullshit!« Sie schob den Stuhl zurück und beugte sich weit über den Schreibtisch, dicht an ihn heran. »Ich bin ganz allein um die Welt gefahren. Ich brauche weder dich noch sonst jemanden. Deshalb bin *ich* stabil und effizient. Und überhaupt ...« Sie holte Luft und versuchte, ihre Schultern ein bisschen breiter zu machen. »Es ist egal, denn ehe wirs uns versehen, treibst du es wahrscheinlich mit Miss Schnuckelig da draußen.«

Er hielt ihrem Blick stand. Seine Augen waren ruhig, klar und grün. »Tatsächlich«, sagte er, »tu ich das bereits.«

Zoë starrte ihn an. Etwas in ihr brach weg und fiel, fiel durch den Boden, tiefer und tiefer. »Was?«, flüsterte sie. »Was sagst du da?«

»Es tut mir leid«, sagte er. »Aber es ist wahr.«

Sie war starr und völlig sprachlos. Die Narben an ihren Armen taten weh, und am liebsten hätte sie sich die Ärmel abgerissen, doch sie hielt sich gerade und aufrecht. Sie würde ihm nicht zeigen, dass er sie mit dem Vorschlaghammer getroffen hatte.

»Okay«, brachte sie hervor. »Dann ist es wohl Zeit, dass ich gehe.«

Er nickte. Seine Höflichkeit, sein unverhohlenes Kopfnicken waren das Schlimmste. Es tat ihm kein bisschen weh.

»Aber was Ralph angeht, habe ich recht«, sagte sie. »Hundertprozentig. Er hat Lorne nicht ermordet.«

»Natürlich, Zoë.« Er drehte seinen Bildschirm herum und setzte die Brille auf. »Du hast immer recht.«

Sally rief die Hotline des Staatlichen Gesundheitsdienstes an, und die Frau, mit der sie sprach, meinte, Steve solle zu seinem Hausarzt gehen. Aber Steve hatte sich die Wunde genau angesehen und behauptete, das sei völlig übertrieben, es sei ja eigentlich nur ein Loch in der Haut, weiter nichts. Zusammen desinfizierten und verbanden sie die Hand und wischten das Blut auf. Die Nagelpistole, die Meißel und die Bügelsäge legten sie in Sallys Kofferraum für die Do-it-yourself-Maßnahmen an ihrem Haus. Danach aßen sie ihren Lunch – Thunfisch und eine Schale Mango-Himbeer-Sorbet –, tranken Kaffee und räumten Schulter an Schulter die Spülmaschine ein, und das alles, ohne das Gespräch über David Goldrab noch einmal zu erwähnen, als hätten sie auf einem seltsamen telepathischen Wege gemeinsam entschieden, so zu tun, als habe es nie stattgefunden. Dabei waren sie nicht ernst, sondern unbeküm-



mert, und machten Witze über Steves Hand, die jetzt wahrscheinlich von Wundbrand befallen werden und absterben würde. Wie würde das sein, wenn der Arm abfiel und er für den Rest seines Lebens wie Lord Nelson herumlaufen müsste? Sally fragte sich, ob sie das Ganze nur geträumt hatte. Ob geheime, brutale Auftragsmorde wirklich passierten oder ob sie irgendwie missverstanden hatte, was Steve da gesagt hatte.

Sie bekam eine SMS von Millie: Nial werde sie mit seinem VW-Bus nach Hause fahren, und sie brauche nicht zur Schule zu kommen. Man werde sich in Peppercorn sehen. Das las sich vergnügt, nicht nervös. Trotzdem war Sally um halb fünf zu Hause und wartete früh genug am Fenster, um Nials halb fertig bemalten Bus über die Zufahrt rumpeln zu sehen. Peter saß auf dem Rücksitz; er trug eine Sonnenbrille und hatte Sophie lässig den Arm um die Schultern gelegt. Alle hatten die Sommeruniform der Schule an, und ihr Haar war gegelt und stachlig und so weit aufgestylt, wie sie es sich bei Kingsmead erlauben konnten. Der Bus hielt an, und Millie stieg aus, ohne ein Wort

zu den anderen zu sagen. Sie schlug die Tür zu und kam mit Gewittermiene den Pfad heraufmarschiert.

»Was ist los?«

Sie stapfte an Sally vorbei durch den Korridor und in ihr Zimmer und schlug die Tür zu. Als Sally auf leisen Sohlen hinterhertappte und lauschte, hörte sie ein gedämpftes Schluchzen von drinnen. Als ob Millie ins Kissen weinte. Sie öffnete die Tür, ging auf Zehenspitzen hinein, setzte sich auf das Fußende des Bettes und legte eine Hand auf Millies Knöchel. »Millie?«

Zuerst dachte sie, Millie habe sie nicht gehört, aber dann setzte das Mädchen sich auf. Sie warf ihrer Mutter die Arme um den Hals, drückte den Kopf an ihre Brust wie eine Ertrinkende und schluchzte herzzerreißend.

»Was um alles in der Welt ist denn passiert?« Sally schob sie von sich, um ihr ins Gesicht zu sehen. »War er wieder da? Jake? Hast du ihn gesehen?«

»Nein«, schluchzte Millie. »Nein, Mum. Ich halte das nicht mehr aus. Jetzt ist er ausgerechnet mit *Sophie* zusammen. Sie ist nicht mal besonders hübsch.«

»Wer ist nicht mal ...?« Sie dachte an Sophie, die mit verträumtem Blick hinten im Bus gesessen hatte, mit Peters Arm um die Schultern. Sie erinnerte sich, dass Isabelle gesagt hatte, Peter sei in Lorne verliebt gewesen und Millie sei darüber traurig. Alles drehte sich um ihn. Einerseits war sie verblüfft, dass ihre Tochter nicht an seinen blonden Haaren und seiner Größe vorbei in die Zukunft schauen und das rote Biergesicht des Vierzigjährigen sehen konnte, seinen Bauch und die Abende im Rugby-Club. Andererseits war sie erleichtert, weil das alles nichts mit Jake zu tun hatte. Oder mit Lorne.

»Hey.« Sie drückte Millie einen Kuss auf den Scheitel und strich ihr das Haar glatt. »Du weißt doch, was ich dir immer gesagt habe. Es kommt nicht auf das Äußere an, sondern auf das Innere.«

»Sei nicht blöd. Das ist doch Stuss. Niemand guckt auf das Innere. Das sagst du nur, weil du *alt* bist.«

»Okay, okay.« Sie legte das Kinn auf Millies Kopf und schaute hinaus zu den Feldern und Bäumen und Wolken, die sich wie Burgen in den Himmel türmten, und sie versuchte, mit ihrer Erinnerung die Distanz zwischen fünfzehn

und fünfunddreißig zu überbrücken. Wie eine Ewigkeit kam es ihr nicht vor, aber wenn sie sich an Millies Stelle versetzte und an ihre eigene Mutter dachte, wie sie vor zwanzig Jahren gewesen war, dann sah sie, wie ehrlich diese Bemerkung war. Sie ließ Millie weinen, bis ihre Bluse durchnässt war.

Irgendwann wurde aus dem Schluchzen ein gelegentlicher Schluckauf, und Millie richtete sich auf. Sie schob die Unterlippe vor und wischte sich mit dem Ärmel die Nase ab. »Eigentlich kann ich ihn gar nicht leiden. Ehrlich. Ich mag ihn wirklich nicht.«

»War es das? Ist das alles, was dich bedrückt?«

»Alles?«, wiederholte Millie. »Ob das *alles* ist? Ist das nicht genug?«

»Ich wollte nicht sagen, dass es nicht wichtig ist. Ich hab nur gedacht – du bist so unglücklich. So unausgeglichen.«

Millie fröstelte. »Ja – es war einfach so ein verdammt grässlicher Tag. Alles lief schief. Es war einfach scheiße.«

»Alles?«

Millie nickte kläglich.

»Was denn, zum Beispiel?«

»Ich glaube nicht, dass du das wissen willst.«

»Will ich aber.«

Millie seufzte leidgeprüft, zog ihre Blusenärmel bis über die Finger herunter und umschlang dann die hochgezogenen Knie. »Okay. Aber ich hab dich gewarnt.«

»Also?«

»Ich hab Tante Zoë gesehen.«

Sally öffnete den Mund, um zu antworten, bevor sie ganz begriffen hatte, was Millie da gesagt hatte. Als sie es tat, klappte sie den Mund wieder zu. Es war das Letzte, womit sie gerechnet hätte. Zoës Name war in diesem Haus seit Jahren nicht erwähnt worden. Seit vielen Jahren. In ihrem ganzen Leben war Millie ihr zweimal über den Weg gelaufen – einmal in der High Street, als Millie ungefähr fünf war. Da war Zoë stehen geblieben, hatte Millie angelächelt und gesagt: »Du musst Millie sein.« Dann hatte sie auf die Uhr geschaut und hinzugefügt: »Tja, ich muss weiter.« Beim zweiten Mal, zwei Jahre später, hatten die beiden Frauen einander nur zugenickt und waren weitergegangen. Danach war Sally stundenlang still gewesen. Heute träumte sie noch manchmal von Zoë und fragte sich, wie

es wäre, sie wiederzusehen. Sanft strich sie Millie das Haar aus dem Gesicht. Ihr war nicht mal klar gewesen, dass ihre Tochter Zoës Namen kannte. »Du meinst, du – äh – du hast sie auf der Straße gesehen? Oder hast du mit ihr gesprochen?«

»Wir waren bei ihr auf dem Polizeirevier. Der Schulleiter hat uns dafür den Vormittag freigegeben. Nial und Peter und Ralph hatten ihr etwas zu sagen.«

»Ralph? Der Spanier?«

»Er ist *Halbspanier*. Und er ist mit Lorne gegangen.«

»Er ist mit ihr *gegangen*?«

»Ja, und er hat versucht, es geheim zu halten. Aber jetzt ist es raus, und es ist ja auch keine große Sache. Ich meine, er ist mit ihr gegangen, aber er hat sie nicht *umgebracht*, Mum. Damit hatte er nichts zu tun.«

Isabelle hatte also recht, dachte Sally. Mit dem Geheimnis. Dem Geflüster. Wie war es dazu gekommen, dass die Kinder, die sie geboren hatten, sich von lockigen Babys, die auf ihrem Schoß saßen, zu vollständigen Menschenwesen mit Geheimnissen und eigenen Gesetzen und Plänen entwickelt hatten?

»Er ist auf dem Revier geblieben. Bei Tante Zoë. Sie war irgendwie *so* nett zu ihm. Total nett.«

Sally hörte den bewundernden Unterton. Unverkennbar. Sie kannte das Gefühl, Zoë zu bewundern. »Wie geht's ihr denn? Zoë, meine ich.«

»Gut.« Millie zog die Nase hoch. »Ihr geht's gut.«

»Gut?«

»Sag ich doch.«

»Wie sah sie aus?«

»Was meinst du damit?«

»Ich weiß nicht.« Sally zögerte. »Ist sie groß? Vor Jahren kam sie mir immer sehr groß vor.«

»Ja«, sagte Millie. »Ist sie. Echt groß. Richtig, *richtig* groß. Wie ich es auch gern wäre.«

»Wie sieht ihr Haar aus? Sie hatte tolle Haare.«

»Hat sie immer noch. Wie meine – irgendwie rötlich. Ein bisschen verrückt, ehrlich gesagt – und sie sahen nass aus. Warum?«

»Ich weiß nicht. Reine Neugier.« Sie lächelte kurz und wehmütig. »Sie ist gut in ihrem Job, nehme ich an. Sie ist

wirklich gescheit, weißt du. Man würde nie glauben, dass wir verwandt sind.«

»Sie hat ein eigenes Büro und so. Aber sie sieht nicht aus wie der Typ, der im Büro sitzt.«

»Warum?«

»Ach, ich weiß nicht. Sie ist ...« Millie suchte nach dem richtigen Wort und fand es nicht. »Sie ist einfach zu cool, um bei der Polizei zu sein. Das ist alles. Sie ist einfach zu cool.«



Die Damentoilette mit dem höchsten Maß an Ungestörtheit im Polizeirevier Bath war die im Erdgeschoss, in der Nähe des Empfangs. Zoë ging durch das Foyer – mit gesenktem Kopf für den Fall, dass jemand sie sehen sollte – und stieß die Tür auf. Niemand war da. Es roch nach Putzmittel, und man hörte das unbestimmte Plinkern eines undichten Spülkastens in einer der Kabinen. Sie ignorierte ihr Spiegelbild und ging an der Reihe der Türen vorbei bis zur letzten, ganz am Ende. Rasch trat sie in die Kabine, klappte den Klodeckel herunter, verriegelte die Tür, zog die Jacke aus und warf sie auf den Boden. Dann setzte sie sich, stützte die Ellenbogen auf die Knie und den Kopf auf die Hände.

*Tatsächlich tu ich das bereits ...*

Es ging sie nichts an, mit wem Ben schlief. Sie hatten einander in dieser Hinsicht nie etwas versprochen. Es war nie ein Teil der Abmachung gewesen. Aber es war auch

nicht Teil der Abmachung gewesen, dass er sie so kühl behandelte, wie er es getan hatte. Sie kannte ihn seit Jahren. Jahrelang hatten sie zusammengearbeitet, bevor sie angefangen hatten, miteinander zu schlafen. Er sollte sie inzwischen kennen. Was also hatte sich geändert? Es war unmöglich, dass er einen Blick in sie hineingeworfen und das scheußliche dunkle Ding gesehen hatte, das sie mit so viel Mühe niederdrückte. Nein, das war unmöglich. Sie war sicher, dass er es nicht sehen konnte. Aber was war es dann?

Sie krepelte ihren Ärmel hoch, rollte ihn fest um den Bizeps, wie ein Junkie es tun würde. Sie suchte einen unversehrten Quadratzentimeter Haut und fasste mit den Nägeln von Daumen und Zeigefinger ein halbmondförmiges Stück davon. Sie schloss die Augen und bohrte die Nägel hinein. Fester und immer fester. Der Schmerz war wie ein süßer schwarzer Faden, der sich durch ihren Körper schlängelte. Wie eine Droge. Sie legte den Kopf in den Nacken und atmete langsam, während der Faden ihre Brust heraufkam und sich um ihre Lunge und ihr Herz schlang, bis alles dunkel und still wurde. Das Blut quoll aus der gepeinigten Haut, rollte kalt an ihrem Arm herunter und klatschte

auf die weißen Fliesen. Sie ließ nicht los. Hielt einfach fest. Hielt und hielt weiter fest.

Und schließlich, als sie sicher war, dass sie den Schrei unterdrückt hatte, ließ sie die Hand sinken. Sie öffnete die Augen und schaute blinzelnd in das weiße Licht, sah das Blut an ihren Fingernägeln und die kalte Kunststoffbeschichtung der Toilettentür.

Ben zählte nicht. Er war nicht wichtig. Es würde Krieg geben, aber der würde langsam vorübergehen. Sie war erschöpft, ausgelaugt von diesem Fall, und sie brauchte Platz zum Atmen. Sie würde ein paar Tage freinehmen – Urlaub hatte sie weiß Gott genug angesammelt. Sie würde sich auf die Harley setzen und für eine Weile verschwinden. Im Freien schlafen und Guinness aus der Dose trinken. Den Fall vergessen, sich nicht mehr dafür interessieren, wer Lorne ermordet hatte, sich die Erinnerung an diesen Nightclub in Bristol vom Fahrtwind auf der Autobahn aus dem Kopf blasen lassen.

Sie wickelte ein Knäuel Toilettenpapier von der Rolle und fing an, sich zu säubern. Als sie das Blut vom Boden aufwischte, sah sie, dass ihre Brieftasche aus der Jacke ge-

rutscht war. Sie hielt inne und ließ den Papierklumpen auf dem Boden liegen. Aus einem der Fächer ihrer Briefftasche ragte der pinkfarbene, gerundete Rand einer Karte heraus. Die Visitenkarte, die sie bei Zebedee Juice bekommen hatte.

»*Scheiße*.« Sie richtete sich auf und lehnte sich an den Spülkasten. Das blutige Klopapier hing schlaff zwischen ihren Fingern, und ihr Kopf rollte hin und her. Die Leuchtstoffröhren pulsierten über ihr an der Decke. »Okay, Lorne«, murmelte sie. Okay. Ich gebe dir noch einen Tag. Noch zwölf Stunden. Und dann, tut mir leid – dann bin ich draußen.«

Als Sally aus Millies Zimmer kam, sah sie zu ihrer Überraschung Nial in der Küche. Verlegen stand er am Tisch, mit verschränkten Armen und gesenktem Kopf. »Ich dachte, ihr seid weg«, sagte sie.

»Ja, ich ... ich musste mich mal verdünnisieren.« Er deutete aus dem Fenster zu seinem Bus. »Die brauchten ein bisschen Zeit. Wissen Sie, bevor ich Peter zu Hause absetze.«

Sie schaute hinaus und sah Peter und Sophie eng umschlungen auf dem Rücksitz. Sie küssten sich. Anscheinend war Peter aufgestanden, denn er wirkte jetzt viel größer als Sophie, und er beugte sich über sie und drückte sie mit dem Mund tief in den Sitz. Sophie wehrte sich nicht – ganz im Gegenteil, sie umklammerte seinen Nacken fester, als habe sie Angst, er könne gleich wieder verschwinden. Ein paar Augenblicke lang herrschte unbehagliches

Schweigen. Dann räusperte Nial sich leise und sagte mit dünner Stimme: »Sie ist verliebt in ihn, nicht wahr?«

»Sieht jedenfalls so aus.«

»Ich meine nicht Sophie, ich meine Millie. Sie ist verliebt in Peter.«

Hölzern drehte sie sich um. Sie konnte kaum glauben, was er da anscheinend sagen wollte. »Nial?«, fragte sie verwundert. »Du meinst doch nicht ...«

Er lächelte matt und verlegen. »Na ja – ich kann ja nichts dran machen, oder?«

Sie starrte ihn an. Du lieber Gott, was für ein Schlamassel. Nirgends Gegenseitigkeit, nirgends Erwiderung. Sophie verliebt in Peter, Millie verliebt in Peter, und Nial verliebt in Millie. Der arme kleine Nial. Es war wie die Elefanten in der Manege: Jeder hielt den Schwanz des Tieres vor ihm mit dem Rüssel fest, und sie stapften blindlings voran, ohne zu ahnen, wie vergeblich das alles war. Wirklich und wahrhaftig, das Leben war einfach ungerecht.

Sie seufzte. »O Gott, du hast wahrscheinlich recht. Im Moment jedenfalls. Aber warte nur ab. Warte ab.«

»Wieso?«

»Eines Tages, Nial, wird Millie dich in einem anderen Licht sehen. Das verspreche ich dir.«

Er klapperte mit den Lidern. »Wirklich?«

»O ja. O ja.« Und bei diesen Worten betete sie mit aller Hoffnung, die sie aufbringen konnte, dass sie recht haben möge.

Zoë hatte am Abend eine Schlaftablette genommen; sie hatte etwas gebraucht, irgendetwas, das ihr half, der hartnäckigen Stimme in ihrem Kopf zu entrinnen. Anfangs war sie ein Segen gewesen und hatte sie in den Abgrund des Vergessens gleiten lassen. Aber fünf Stunden später fuhr sie mit einem Ruck aus dem Schlaf; das erste Licht des Morgens schimmerte durch das Fenster, und sie verspürte denselben krallenden Schmerz in ihrer Mitte, mit dem sie eingeschlafen war. Sie schaute nicht in den Spiegel, als sie sich anzog. Sie setzte sich auf die Bettkante und wickelte sorgfältig einen Verband um die Wunde an ihrem Arm. Das Ende der Mullbinde hielt sie mit den Zähnen fest. Sie entschied sich für eine Bluse aus schwerer Baumwolle mit Ärmeln, die an den Handgelenken mit Knöpfen verschlossen wurden. Vorsichtig schob sie den Arm hinein, damit die Wunde nicht noch einmal blutete. Darin war sie geübt.



Um sich aufzumuntern, ließ sie das Radio laufen, als sie durch die Stadt fuhr, aber der Anblick der verschlissenen Tafel an der Tür zu »Holden's Agency« gab ihr einen weiteren Dämpfer. Die Stufen, die zur Eingangstür hinaufführten, waren übersät von plattgetretenen Kaugummis und Gott weiß was für Flecken. Sie zögerte und empfand plötzlich Widerwillen. Aber es war zu spät. Durch die maschen-drahtverstärkte Glasscheibe hatte der Mann drinnen sie bemerkt. Er kam zur Tür und öffnete sie schwungvoll. Son-nengebräunt und in den Sechzigern, trug er einen billigen Nadelstreifenanzug und ein adrettes weißes Hemd. Beides war ihm um eine Nummer zu eng. Offensichtlich versuchte er sich das Rauchen abzugewöhnen, denn in der Brusttasche seines Jacketts steckte ein Nicorette-Inhalator, und ein schwacher Geruch von Zigarettenrauch umwehte ihn.

»Hallo.« Er reichte ihr die Hand. Sie war groß und fleischig, und sein Grinsen war so breit wie das eines texanischen Autohändlers. Sie hätte sich nicht gewundert, wenn er gesagt hätte: »Wie kann ich Ihnen behilflich sein, Ma'am?«

»Zoë«, sagte sie.

»Mike. Mike Holden. Was kann ich für Sie tun? Sie suchen doch nicht etwa den Bioladen? Der ist um die Ecke.«

»Nein – ich ...« Sie fummelte ihren Dienstausweis heraus und hielt ihn kurz hoch. »Kriminalpolizei Bath.«

Holden erschrak beim Anblick des Ausweises. »Wegen Wendy? Ist es wegen Wendy? Ist ihr was passiert? Sagen Sie es einfach. Ich bin darauf vorbereitet.«

»Wendy? Nein. Ich führe eine Ermittlung. Wegen einer Sache in Bath. Ich bringe keine schlechten Nachrichten.«

Er trat einen Schritt zurück und atmete langsam ein und aus, um sich zu beruhigen. »Das ist gut. Gut.« Er musterte sie von oben bis unten und schien sie erst jetzt richtig zu sehen. »Entschuldigung – keine Manieren. Kommen Sie doch herein.«

Das Büro war sauber und weniger deprimierend, als es von außen den Anschein hatte. Es roch wie in einer Küchenmöbelausstellung. Auf einem strapazierfähigen braunen Teppichboden standen ein paar Möbelstücke, die in dem großen Raum ziemlich verloren aussahen. An einer Wand hing eine Reihe von gerahmten Schwarzweißfotos.

Mädchen im Bikini, Mädchen im Badeanzug. Keine Oben-ohne-Bilder.

»Sie sind eine Modelagentur.«

Holden nickte. Er setzte sich an seinen Schreibtisch, winkte sie zu einem Stuhl und drehte ein Buch zu ihr um.  
»Unser Portfolio.«

Sie blätterte darin und sah, was die Geschäftsführerin bei Zebedee Juice gemeint hatte. Die hier hatten nichts gemeinsam mit den wilden, herausfordernden Kreaturen auf dem morphenden Monitor. Sie waren hübsch, sexy und wohlgenährt. Lorne hätte gut in dieses Portfolio gepasst.  
»Ein paar von denen sind topless.«

Er nickte. »Das ist unser Job. Alles von Badeanzügen über Unterwäsche bis zur Seite drei. Dieses Jahr hatten wir zwei Mädels im Pirelli-Kalender, und auf Seite drei waren wir achtzehn Mal. Das West Country hat ein paar der bestaussehenden Mädels im ganzen Land hervorgebracht. Das liegt an der Wärme und am Regen.« Er zwinkerte.  
»Und an der Clotted Cream. Wissen Sie – das ganze Fett.«

»Diese Mädchen, diese Models – gehen sie auch über Oben-ohne-Fotos hinaus?«

»Natürlich. Der menschliche Körper ist ein großartiges Instrument für den künstlerischen Ausdruck. Wenn ein Mädel frei genug ist, wenn sie sich nackt wohlfühlt, kann diese Sorte Arbeit eine Menge Befriedigung bringen. Die meisten lieben es. Sie lieben es wirklich.«

»Glauben Sie das? Besser gesagt, erwarten Sie, dass ich es glaube? Ich meine, in Wahrheit tun sie es doch nur fürs Geld.«

Er schwieg. Nur sein Kiefer verriet Erregung: Er bewegte sich kaum merklich hin und her, als versuche er einen Essensrest zwischen den Zähnen zu entfernen. Schließlich hob er die Hände. »Sie sind nicht dumm, und ich bin es auch nicht. Natürlich nicht. Sie tun es wegen des Geldes. Und in den meisten Fällen tun sie es nicht, weil sie müssen. Sie sind nicht verkauft worden, sie haben keine behinderten Babys oder sterbenden Mütter zu versorgen oder sonst was. Sie müssen nicht mal eine Drogensucht finanzieren, denn die meisten sind clean. Nein, meiner Erfahrung nach tun sie es in den meisten Fällen, weil es leichter ist, als acht Stunden täglich bei H & M an der Kasse zu stehen. Es ist leichter, und es geht schneller – und, ehrlich gesagt, vom

Fotografen werden sie respektvoller behandelt als von der durchschnittlichen Kundin. Und ich sage, Hut ab vor ihnen. Nicht, dass ich in meinen zehn Jahren in dieser Branche *jemals* gesehen hätte, dass ein Mädel mit dem Geld was Vernünftiges angefangen hätte. Sie investieren es nicht oder so was. Sie verballern es für Klamotten und – unter uns – lassen sich die Titten machen. Damit sie weiter – ja, was? Damit sie weiter als Models arbeiten können. Eine Art besinnungsloser Kreislauf, wenn man es sich überlegt: Die Männer kriegen, was sie wollen, und die Frauen kriegen auch, was sie wollen.«

Offen gesagt, Mr. Holden, dachte Zoë, verballern nicht alle ihr Geld für Klamotten und lassen sich die Titten machen. Manche benutzen es auch, um vor irgendetwas zu fliehen. Um sich ihre Freiheit zu erkaufen. »Haben Sie die Nachrichten gesehen? Die Lokalnachrichten? Vorgestern hat es in Bath einen Mord gegeben.«

»Ich weiß. Ein junges Mädchen. Hübsch. Lorraine, oder? Lorraine So-und-so.«

»Lorne. Lorne Wood. Sagt Ihnen der Namen was?«  
Er runzelte die Stirn. »Ich glaube nicht.«

»Sie können sich nicht erinnern, dass sie bei Ihnen war?«

»Sie war noch Schülerin, dachte ich.«

»Ja, aber sie wollte Model werden. Und vielleicht hat sie nicht ihren richtigen Namen benutzt.«

Sie holte einen Satz laminierter Fotos von der Repro-Einheit aus ihrer Tasche. Fotos von Lorne. Die Milliarden, die man in die Entwicklung der Gesichtserkennungstechnologie gesteckt hatte, hatten ein wichtiges Problem nicht lösen können: Das menschliche Gesicht ist so facettenreich, dass es bei dem kleinsten Perspektiven- und Lichtwechsel plötzlich ganz anders aussieht. Der Polizeipräsident hatte das begriffen, und jetzt benutzte die Polizei meist eine Auswahl von Fotos zu Identifizierungszwecken. Dieser Bogen enthielt eine Collage aus mehreren Fotos von Lornes Wand. Zoë beugte sich weit vor und legte Holden den Bogen unter die Nase.

Er schaute die Bilder an. Zog die Stirn kraus. Schüttelte langsam den Kopf. »Ich glaube nicht. Ich kriege Dutzende Fotos von Mädels, die glauben, sie kommen auf Seite drei oder auf den Titel des *For Him Magazine*. Ich sag's Ihnen

ehrlich, die Gesichter verschmelzen irgendwann zu einem einzigen. Ich glaube nicht, dass ich mich an sie erinnere.«

Sie nahm den Bogen zurück, blieb eine Weile sitzen und betrachtete Lornes Hollywood-Lächeln. Keins der Bilder sah auch nur annähernd so aus wie die Fotos auf der Speicherkarte. Die Stimmung war eine ganz andere. Sie zog ihr iPhone aus der Tasche, auf das sie die Fotos von Lornes Chip übertragen hatte, und rief eins auf, das Lorne in Unterwäsche auf dem Bett zeigte. Nicht das Oben-ohne-Foto. Zumindest davor würde sie Lorne beschützen. »Wie ist es damit?«

Jetzt veränderte sich Holdens Gesichtsausdruck. »Okay«, sagte er leise. »Das ist was anderes. Ja, ich erkenne sie.« Er ging zu einem Aktenschrank, zog einen Ordner heraus und blätterte durch die Fotos und Druckseiten, die er enthielt. »Nach den anderen Fotos hätte ich sie nicht erkannt, aber bei dieser Aufnahme erinnere ich mich.« Er nahm ein Bild aus dem Ordner und hielt es hoch. Es war ein Ausdruck des Topless-Fotos von dem Speicherchip. »Das hat sie mir gemailt, aber natürlich nicht unter diesem Namen.

Nannte sich ...«, er warf einen Blick auf die Rückseite, »  
... Cherie. Cherie Garnett.«

Zoë fühlte sich müde am ganzen Körper. Sie war nicht froh, dass sie recht gehabt hatte, sondern einfach nur ungeheuer deprimiert. »Und? Was haben Sie geantwortet?«

»Nein. Ich fand es ein bisschen verdächtig, um ehrlich zu sein. Ich dachte sofort, sie ist jünger, als sie angibt.«

»Und das hat Sie gehindert, ja?«

Er zog die Brauen hoch. »Es wäre eine schwerwiegende Straftat. Da kann man wirklich nicht vorsichtig genug sein. Ich hab ihr gesagt, ich behalte sie in den Akten.«

»Sie haben sie also abgelehnt. Da sind Sie sicher?«

»Da bin ich sicher.«

Sie schaute ihn an und versuchte, sich ein Bild von ihm zu machen. Er sagte die Wahrheit, dachte sie. »Glauben Sie, sie ist irgendwo anders hingegangen, als Sie sie abgelehnt hatten?«

Er schwieg kurz. Dann stand er auf, ging zu einem Schrank und nahm eine Liste aus einer Schublade. »Hören Sie zu«, sagte er. »Ich kenne Sie nicht, und Sie sind mir nichts schuldig. Aber wenn Sie einem von denen erzählen,



wer Sie auf sie angesetzt hat, und wenn rauskommt, dass ich es war – na, ich sag's nur.«

Zoë überflog die Liste. Sie enthielt ungefähr fünfzig gedruckte Namen mit Kontaktdaten. Viele waren anscheinend Agenten im West Country, doch es waren auch ein paar Lapdance-Clubs dabei. »Haben Sie ihr diese Liste gegeben?«

»Nein. Darauf gebe ich Ihnen mein Wort. Aber ich bin nicht die einzige Show in der Stadt. Jemand anders hat es vielleicht getan.«

Sie faltete das Blatt mit den Adressen zusammen, steckte es in die Tasche und stand auf. »Eins noch«, sagte sie.

»Ja?«

»Wenn Ihnen dazu noch etwas einfällt, rufen Sie nicht auf dem Revier an. Keiner der Kollegen arbeitet an dieser Spur, und deshalb müssen Sie direkt mit mir sprechen.« Sie legte eine Visitenkarte auf seinen Schreibtisch. »Und hinterlassen Sie keine Nachrichten außer auf meiner persönlichen Mailbox. Wenn Sie mir diesen Gefallen tun ...«

»Ja?«

»Erfährt niemand auf dieser Liste Ihren Namen.«

Sally merkte, dass sie David Goldrab anstarrte, während sie an diesem Tag bei ihm putzte. Immer wieder versuchte sie, einen Blick auf ihn zu werfen, als er nach einem Besuch im Stall im Haus umherwanderte, eine Flasche Champagner aufmachte und mit der Reitgerte an seiner Wade den Takt zu einer Melodie schlug, die er vor sich hin summt. Sie stand ihm gegenüber mit Gummihandschuhen an der Spüle und wischte immer wieder über die Flächen, aber sie schaute nicht die Spüle an, sondern ihn – seine Haut, seine Hände, seine Arme. Die beweglichen Teile, die ihn zu einem Lebewesen machten. Jemand wollte, dass er tot war. Richtig tot. Nicht gespielt. Richtig.

Als sie mit dem Säubern fertig war, ging sie ins Büro und fing an, die Haushaltsausgaben in die Datenbank einzugeben. Nach ungefähr zehn Minuten hörte sie, wie er nach oben ins Fitness-Studio ging, das an der Vorderseite

des Hauses lag. Gleich darauf hörte sie das vertraute Surren des Laufbands und dann die dumpfen Schläge seiner Schritte. Ihr Blick wanderte zu den Computern auf dem anderen Schreibtisch. Seine »geschäftliche« Abteilung. Sie dachte an das, was Steve gesagt hatte. Pornos. Aber hässliche Pornos. Dunkel und verhüllt. Sie nagte an der Unterlippe und versuchte, sich auf die Zahlenkolonnen zu konzentrieren. Beim Hereinkommen hatte sie ein Licht an einem der Computer gesehen. Das bedeutete, dass er im Standby-Modus und nicht abgeschaltet war.

Irgendwann konnte sie ihre Neugier nicht mehr im Zaum halten. Sie stand auf, schob die Zunge zwischen die Zähne, ging zu dem Computer und berührte die Maus. Etwas sirrte, und der Computer erwachte zum Leben. Sofort bekam sie Angst; sie stand auf, ging zur offenen Tür und schaute draußen zur Decke. Sie hörte das Stampfen seiner Schritte auf dem Laufband.

Hastig kehrte sie zu dem Computer zurück. David hatte sich nicht ausgeloggt; auf dem Bildschirm war alles zu sehen. Sein Desktop-Hintergrund war eine gescannte Zeitungsseite mit einem Foto, das einen Mann in den Vierzi-

gern zeigte, mit massigem Kinn und schütterem Haar. Er trug einen Anzug, und das Foto war anscheinend irgendwo auf der Straße aufgenommen worden: Er hielt die Hand vor der Kamera hoch, als hätten ihn Fotografen überrascht. Die Schlagzeile lautete: »Mooney, Topmann des Verteidigungsministeriums, leitet kosovarische Sex-Einheit«. Die Seite sah aus, als stamme sie aus der *Sun*, dem *Mirror* oder einem anderen Boulevardblatt. Sie überflog den Artikel: Er handelte von einer neugegründeten Einheit der Vereinten Nationen, die verhindern sollte, dass Frauen als Prostituierte für die Friedenstruppen eingesetzt wurden. Sie betrachtete das Gesicht des Mannes auf dem Foto. Mooney. Steves Klient. Bedeutete die Tatsache, dass sein Bild auf diesem Computer war, dass David von seiner Observation wusste?

Sie biss sich auf die Lippe und schaute zur Tür. Über dem Foto auf dem Desktop waren zehn Icons, und alle hatten die Datei-Endung »mov«. Videos. David stampfte immer noch auf dem Laufband. Sie ließ den Cursor über die Icons wandern. Es war lächerlich, wenn sie darüber nachdachte, aber sie war jetzt fünfunddreißig Jahre alt und konnte sich nicht erinnern, jemals einen Pornofilm von Anfang

bis Ende gesehen zu haben. Ausschnitte musste sie allerdings doch irgendwann angeschaut haben, denn sie hatte immerhin eine Vorstellung von dem, was sie zu erwarten hatte: stark sonnengebräunte Frauen mit blonden Haaren, wippenden Brüsten und knallrot geschminkten Lippen. Sie dachte an ekstatisch verzerrte Gesichter. Nicht erwartet hatte sie das, was sie sah, als sie eins der Icons anklickte.

Die Umgebung sah aus wie ein großer Viehstall mit weißgestrichenen Betonwänden und gitterförmig angebrachten Scheinwerfern unter der Decke. Zunächst sah Sally nur die Rücken von Leuten, die anscheinend etwas verfolgten, das sich auf dem Boden des Stalls abspielte. Es waren lauter Männer, die vom Hals an abwärts ganz durchschnittlich gekleidet waren, in Jeans, Hemden und Pull-overn. Aber ihre Gesichter waren ver mummt; einige hatten sich Schals um den Kopf gewickelt und nur die Augen freigelassen, andere trugen Skimasken oder Balaklavas. Ein paar hatten auch Partymasken aus Gummi aufgesetzt: Osama bin Laden, Michael Jackson, Elvis Presley, Barack Obama. Es hätte bizarr, ja, komisch ausgesehen, wenn die

Männer nicht allesamt mit offener Hose dagestanden und hemmungslos masturbiert hätten.

Die Kamera machte einen Schwenk, das Bild wurde klarer, und Sally überkam ein Gefühl der Taubheit. In der Mitte des Kreises lag jemand nackt auf einer verschlissenen Matratze – ein Mädchen, auch wenn es auf den ersten Blick schwierig war, ihr Geschlecht zu erkennen, weil sie so ausgezehrt war. Ihre zierlichen Fußknöchel waren an den Boden gekettet, die Beine auseinandergezogen. Ihr Gesicht war nicht zu sehen, aber Sally konnte erkennen, dass sie jung war. Sehr jung. Vermutlich nicht viel älter als Millie.

Ein Mann mit einer Sonnenbrille und tief ins Gesicht gezogener Baseballkappe drängte sich durch den Kreis. Er trug Jeans und ein enges T-Shirt, und obwohl sein Gesicht halb verdeckt war, erkannte sie sofort, dass es Jake war. Sie sah es an der Sonnenbräune und den muskulösen Armen. Er stellte sich breitbeinig über das Mädchen, setzte die Füße rechts und links neben ihren Kopf und schaute auf sie herunter. Er fing an, seine Hose aufzumachen – und in diesem Moment wurde Sally bewusst, dass das Laufband angehalten hatte.

Sie klickte das Video weg und bewegte die Maus hastig zum Ausschalt-Button. Erst dann fiel ihr ein, dass der Computer im Standby-Modus gewesen war, nicht abgeschaltet. Sofort wechselte sie zum Sleep-Button. Sie sprang auf, setzte sich an den anderen Schreibtisch, wandte dem anderen Computer den Rücken zu und versuchte, ihn mit der Kraft ihres Willens dazu zu bringen, dass er noch schneller in den Standby wechselte. Sie bereute, dass sie nicht einfach den Stecker herausgezogen hatte, doch in dem Moment erschien David auch schon in der Tür. Er trug Jogginganzug und Laufschuhe. Offensichtlich war der Postbote da gewesen, denn er hielt ein Glas Rosé-Champagner in der einen Hand und einen Stapel Briefe in der anderen. Ein zweiter Stapel klemmte unter seinem Kinn. Er blätterte die Umschläge durch und murmelte: »Rechnung, Bettelbrief, verkaufen verkaufen verkaufen, Kreditkartenscheißdreck ...«

Dann sah er, dass der Computer noch arbeitete und dass Sally stocksteif und still und mit hochrotem Gesicht am Schreibtisch saß und auf ihren Monitor starrte.

Langsam ließ er die Briefe sinken. »Äh, Entschuldigung, wenn ich darauf hinweise, aber jemand hat an meinem Computer herumgedaddelt.« Stirnrunzelnd blieb er davor stehen und sah zu, wie der Bildschirm sich surrend verdunkelte. In der gedehnten Stille, die folgte, konnte Sally nur an ihr laut klopfendes Herz denken. Dann drehte David sich um.

»Sally?«

Sie schwieg.

»Sally? Ich rede mit dir. Sieh mir in die Augen.« Er legte ihr die Hand auf die Schulter und zog daran. Widerstrebend drehte sie sich um. Er machte den Teufelsgruß aus Daumen und kleinem Finger und deutete damit auf seine Augen. »Sieh mir in die Augen und sag mir, warum du das getan hast.« An seiner Schläfe pulsierte eine Ader. »He? Wo ich dir doch gesagt hab, du sollst von dieser Seite des Raums wegbleiben.«

Sie antwortete nicht. Sie konnte es nicht. Sie würde sich übergeben, jetzt gleich, jeden Augenblick.

»Sieh mich nicht so von oben herab an. Ich bin nicht das miese Stück Scheiße an deiner Schuhsohle, Sally, sondern



umgekehrt. Ist deiner Aufmerksamkeit entgangen, dass *ich* es bin, der *dich* angestellt hat? Bloß weil du reden kannst, als wärest du von einer verflochtenen Etepetete-Mädchenschule ausgespuckt worden, wo sie dir beigebracht haben, nicht gleich die Fotze aufblitzen zu lassen, wenn du aus dem Ferrari steigst, bist du noch lange nicht was Besseres als ich. Du mußt immer noch so tun, als ob du mich magst. Du bist verzweifelt, und du ...«

Er brach ab. Etwas anderes hatte seine Aufmerksamkeit erregt. Der Videomonitor an der Wand. Er hob den Kopf und starrte mit offenem Mund hinüber. Zitterig blickte Sally hoch und sah auf dem Bildschirm, hinter dem elektronischen Tor, den vertrauten lila-metallic-farbenen Jeep. Jake lehnte sich aus dem Fenster und drückte auf den Summer.

»*Verfluchte Scheiße.*« David knallte seine Post auf den Tisch. »Heute scheint wirklich mein Glückstag zu sein.« Er packte eine Reitgerte, die an der Wand lehnte, und marschierte in den Flur hinaus, und alle drei Schritte federte er in den Knien nach unten und klatschte die Gerte wütend auf den Boden. Der Torsummer hallte durch den Flur. David ging nicht nach oben, um die Armbrust zu holen. Er

ging schnurstracks zur Tür und drückte auf den Knopf, der das Tor öffnete. Sally ergriff die Gelegenheit, raffte Jacke und Tasche an sich und schlich sich durch den Korridor. Sie kam in die Küche, als sie den Jeep in der Zufahrt hörte. Sie nahm ihre Putzsachen von der Arbeitsplatte, ging hastig zu der Tür, die auf die Terrasse führte, und wollte sie öffnen.

Es ging nicht. Sie war abgeschlossen.

Sie drehte den Türknauf hin und her und rüttelte daran, aber es war nicht zu ändern: Die Tür war abgeschlossen. Sie sah sich nach einem Schlüssel um, hob Töpfe und Vasen hoch, um darunterzuschauen. Der Hauswirtschaftsraum. Sie war sicher, dass diese Tür offen war – das war sie immer. Aber bevor sie die Küche durchqueren konnte, schlug die Haustür zu, und die beiden Männer kamen in die Eingangshalle. Starr und mit pochendem Herzen blieb sie stehen. Jetzt gab es kein Entkommen. Sie konnte nicht zurück ins Büro, ohne durch den Flur zu gehen. In den Hauswirtschaftsraum konnte sie auch nicht. Sie saß in der Falle.

Schnell huschte sie in den großen verglasten Wintergarten, der an die Rückseite des Hauses angeklebt war. Die

fünf Schritte entfernten Türen, die dort hinausführten, waren zu, und sie konnte nicht riskieren, hinüberzulaufen und nachzusehen, ob sie verschlossen waren, denn die beiden Männer waren jetzt fast in der Küche, und sie würden sie sehen. Eine Chaiselongue stand an der Wand, gerade so, dass sie von der Küche aus nicht zu sehen war. Da könnte sie sich vorläufig verstecken. Leise setzte sie sich hin. Die Männer kamen in die Küche, und ein langer Lichtstreifen wanderte über die Fensterscheiben des Atriums. Eine Spiegelung. Sally erkannte, dass sie alle vertrauten Dinge in der Küche und im Flur davor sehen konnte: Sie spiegelten sich im Glas. Wenn die Männer an der richtigen Stelle stehen blieben und herüberschauten, würden sie sie auch sehen können. Aber jetzt war es zu spät, sich noch einmal zu rühren. Sie zog die Füße hoch, presste Jacke und Tasche an den Bauch und verhielt sich so still und leise, wie sie nur konnte.

»Jake.« David stand ein paar Schritte weit abseits der Tür als Silhouette im Sonnenlicht, breitbeinig und mit verschränkten Armen. Jakes Gesicht konnte Sally in der Glas-scheibe nicht deutlich erkennen, aber sie spürte den Ernst

der Lage. Er trug eine Lederjacke und Handschuhe und hatte eine große Reisetasche bei sich. Den Kopf hielt er leicht gesenkt. Sie dachte daran, wie er breitbeinig über dem Mädchen in dem Video gestanden hatte, und ihr ging nicht aus dem Kopf, wie mager sie gewesen war.

»David.«

»Was willst du?«

»Ich will mit Ihnen reden.«

Es war lange still. Sally wandte den Blick nicht von der Reisetasche. Auch David war auf sie aufmerksam geworden. Er deutete mit dem Kopf darauf. »Was ist da drin, Jake? Hast du mir ein Geschenk mitgebracht?«

»Könnte man so sagen. Darf ich mich setzen?«

»Wenn du mir sagst, worüber du reden willst.«

»Hierüber.« Er hob die Tasche. »Ich möchte es Ihnen zeigen.«

Ein paar Sekunden lang rührte David sich nicht. Dann trat er einen Schritt zurück und deutete zum Tisch. »Ich habe eben eine Flasche Champagner aufgemacht. Du hattest ja immer was übrig für Champagner, Jakey Boyo.«

Die beiden Männer gingen zum Tisch, und ihre Spiegelbilder waren um Schulterbreite voneinander entfernt. David zog einen Stuhl zurück, und Jake setzte sich und nahm die Tasche auf den Schoß. David hob die Champagnerflasche aus dem Kühlschrank, nahm den Verschluss ab und goss ein wenig in einen hohen, spitzen Kelch. »Wohlgemerkt, nur einen Kleinen. Möchte ja nicht, dass mein Jakey Boy unter Alkoholeinfluss am Steuer sitzt. Kommt überhaupt nicht in Frage. Wäre ja eine schreckliche Talentverschwendung, wenn dein Gehirn über die ganze M4 verschmiert würde.«

David machte es sich bequem und hob sein Glas. Jake tat es ebenfalls und trank. Noch im Wintergarten hörte Sally das harte, metallische Klirren des Glases an seinen Zähnen. Er war nervös. Dass sie hier war, wusste er nicht; ihr Wagen parkte am unteren Ende des Grundstücks. Er musste davon ausgehen, dass er mit David allein war.

»Nettes Kamerasystem, das Sie da vorn haben. Zeichnet alles auf, was?«

»O ja. Zeichnet alles auf.«

»Ich hab auch so eins. Nach einer Woche werden die Aufzeichnungen überschrieben. Außer man löscht sie schon vorher.«

»Ja«, sagte David nüchtern. »Aber zum Löschen braucht man einen Code.«

»Ja. Einen Code.«

»Und den würde der Eigentümer des Systems regelmäßig ändern. So, wie er auch den Code an seinem Sicherheitstor ändert. Ich meine, nehmen wir mal an, es gibt jemanden, dem er mal vertraut hat. So sehr vertraut hat, dass er ihm – oder ihr – seinen Sicherheitscode verraten hat. Und nehmen wir an, zwischen diesen beiden Leuten kam es zu Differenzen, zu kleinen Streitigkeiten, die sie aber nicht ausbügeln konnten – na, da wäre der Eigentümer des Systems doch ein Idiot, wenn er die Codes nicht ändern würde, oder? Was sollte den Typen, der die Codes kennt, sonst daran hindern, ins Haus zu kommen und sich schlecht zu benehmen? Oder, Gott behüte, dem Eigentümer was Blödes anzutun?«

»Was Blödes.«

»Was Blödes.« Es war wieder still, und dann fragte David: »Was ist in der Tasche, Jake?«

Sally schloss für einen Moment die Augen, legte den Kopf in den Nacken und atmete langsam und lautlos ein, damit ihr Herz aufhörte, von innen gegen die Rippen zu hämmern. Als sie die Augen wieder öffnete, machte Jake seine Tasche auf, und alles im Haus war von einem unbestimmten silbrigen Glanz überzogen, als halte das Haus den Atem an. Sogar die große Uhr an der Wand des Wintergartens schien zu zögern; sie hielt den Zeiger still und wollte ihn nicht weiterklicken lassen.

Dann nahm Jake eine DVD aus der Tasche und legte sie auf den Tisch. David schaute sie schweigend an. Dann streckte er die Hand aus. »Und der Rest? Zeig mir, was noch in der Tasche ist.«

»Nichts weiter. Nur noch mehr davon.«

David nickte. »Ja, klar. Lass es mich sehen.«

Jake hielt ihm die Tasche entgegen. David nahm sie, schüttelte sie, spähte hinein. Schob die Hände hinein und wühlte darin herum. Hob den Kopf und sah Jake verwundert an, als habe er immer noch den Verdacht, dass hier et-

was Heimtückisches geplant war. Jake zuckte die Achseln.  
»Was ist? Was ist denn jetzt?«

David funkelte ihn misstrauisch an und gab ihm die Tasche zurück. Sally atmete langsam aus. Das Herz in ihrer Brust hüpfte immer noch herum wie ein Gummiball.

»DVDs? Was ist das?«

»Mein neuestes Unternehmen.« Jake rutschte auf seinem Stuhl nach vorn und war plötzlich voller Begeisterung. »Jake the Peg hat jede Stadt in Großbritannien abgeklappert. Im Ausland drehen konnte ich mir nicht leisten, also musste ich mir hier was Billiges suchen, und ich dachte, hey, wie wär's, wenn Jake the Peg das Alphabet macht?«

»Das Alphabet?«

»Mädchen, deren Namen mit den Buchstaben des Alphabets anfangen. Alle von A bis Z. Sie tragen den Buchstaben hier auf ihrem Outfit.« Er legte eine Hand auf den Bauch. »Ich hab mir so ein Bustier besorgt und den Buchstaben A draufsticken lassen. A für Amber. B für Brittany. C für Cindi. Wir sind jetzt bei F für Faith. Ihr wirklicher Name war Victoria. Aber sagenhafte Hupen. Die Sorte, die sie in den Staaten gern haben.«



»Du hast ein rührendes Vertrauen zu deinem Publikum, Boyo, wenn du glaubst, die kennen das Alphabet.«

»Wenn ich den Buchstaben hinten auf die Verpackung mache, ist es ein Box Set – eine Sammlung. Echte Fans werden die komplette Sammlung, von A bis Z, im Regal haben wollen.«

David drehte eine der DVDs um und betrachtete den Rücken. »Sehr kreativ. Aber das sagt man ja von euch Typen. Ihr habt ein Händchen für Farben, Tapeten, Vorhänge, Sofakissen, so was.«

»Ich brauche ein bisschen Startkapital.«

»Von mir? Tja, ich würde nicht Nein sagen, mein alter Freund, aber es heißt, Bukkake verkauft sich nicht mehr. Wusstest du das? Anscheinend schauen sich immer mehr Frauen Pornos an. Und anscheinend geht denen keiner ab, wenn sie sehen, wie irgendeine Schlampe von zwanzig Männern vollgewichst wird. Der Himmel weiß, warum. Mir ist das ein Rätsel, aber in letzter Zeit macht das Wort »erniedrigend« die Runde.«

Sally massierte sich die Schläfen. Für das, was sie da auf dem Video gesehen hatte, gab es also einen Namen. Buk-

kake. Irgendwie war das noch schlimmer. Dass es ein Wort dafür gab, machte es umso realer. Sie konnte nicht mehr so tun, als hätte sie es geträumt.

»Vielleicht könntest du es auch auf dem Schwulenmarkt verscherbeln – das könnte eine Nische sein. Ich meine, ich hab ja nie kapiert, wieso ein gesunder Mann aus Fleisch und Blut einem Haufen anderer Männer beim Wichsen zusehen möchte. Was hat das mit hetero zu tun, hey?«

Jake ignorierte die Spitze. »Ich dachte an vierzig-sechzig. Sie stellen die Kopieranlage, die Verpackung und das Marketing. Ich liefere das Produkt.«

David schwieg kurz. »Vierzig-sechzig? Wer kriegt die vierzig?«

»Sie. Wir verkaufen sie zu sechs neunundneunzig. Die gleiche Strategie wie bei der letzten Serie.«

David stand auf. Er ging zum Kühlschrank und goss sich noch ein Glas Champagner ein. Dann schloss er die Tür und blieb einen Moment lang mit dem Rücken zu Jake stehen, als müsse er sich sammeln. Schließlich kam er an den Tisch zurück und setzte sich. »Hör zu, Boyo, wir hatten

neulich einen kleinen Streit, als du hier aufgekreuzt bist. Ich war grob, das gebe ich zu.«

»Ja – Sie waren stinksauer.«

»Stinksauer. So ist es. Und ich hab dir gesagt, du sollst nicht wieder herkommen. Das hast du ignoriert. Da denke ich mir, du musst dich doch fragen, warum zum Teufel ich dich heute noch mal reingelassen habe. Oder?«

»Weiß ich nicht. Kann sein.«

»Ich erklär's dir. Ich hab dir nur aus einem einzigen Grund die Tür aufgemacht. Aus Neugier. Ich bin ein neugieriger Mensch, weißt du, immer schon. Als Kind bin ich immer zu gern in den Zoo gegangen. Ein netter Familienausflug, wo ich gucken konnte, wie die Affen mit ihren Pimmeln spielten. Weißt du, was ich meine? Darauf war ich neugierig, und ich bin es heute noch. Zum Beispiel bin ich fasziniert, wenn ich sehe, was diese kosovarischen Schlampen sich für ein paar Euro so alles in die Fotze schieben. Glaub mir, das macht mich immer wieder neugierig. Und, Jake, mein alter Freund, deshalb heiße ich dich hier willkommen.«

»Weil Sie neugierig sind?«

David lachte herzlich. Er beugte sich hinüber und schlug Jake klatschend auf das Knie. »Oh, ich bin hungerissen – hungerissen von deinem Gesicht. Du glaubst, ich werde dich bitten, deinen Pimmel rauszuholen wie die Affen, ja? Oder dir 'ne Zwiebel in die Rosette zu rammen? Keine Sorge, um so was werde ich dich nicht bitten, obwohl du es bestimmt machen würdest, so als Tucke und so. Nein – ich hab deinen legendären Schwengel oft genug gesehen, um diese Neugier zu stillen, oder? Wie halb Großbritannien. Traurig, dass dein einhändiges Publikum dir nicht applaudieren kann, was? Da würdest du dich vielleicht wohler fühlen. Nein, Jake, das alles macht mich nicht neugierig. Aber trotzdem bin ich immer noch neugierig. Immer noch neugierig ...«

»Worauf denn?«, platzte Jake heraus.

»Auf das, was du dir, verdammt noch mal, dabei *gedacht* hast!« Er stieß sich mit dem Zeigefinger hart an die Schläfe. Speichel sprühte aus seinem Mund. »*Verfluchte Kacke*, hast du vielleicht nicht mehr alle *Tassen* hier oben in der alten Kommandozentrale, Boyo, dass du noch mal hier reingetänzelt kommst und versuchst, mir meine eigene ver-

schissene Spezialität zu verkaufen? *Ich bin der König des Bukkake*, du schwules Stück Scheiße. *Ich* bin derjenige, der dich drauf gebracht hat. Ich hab dich *gemacht*, Jake. *Ich. Hab. Dich. Gemacht.*« Er schüttelte den Kopf, atmete tief-betrübt aus und spreizte verzweifelt die Hände. »Ehrlich, Jake, wenn du ein Extragehirn hättest, wäre es einsam. Und jetzt verpiss dich aus meinem Haus. Und diesmal komm nicht noch mal zurück.«

Jake starrte ihn an.

»Was glotzt du so? Bist du taub oder was?« David schlug mit der Faust auf den Tisch, dass die DVDs klapperten. Jake sprang auf und fegte sie hastig in seine Tasche. Er warf sie über die Schulter und ging rückwärts und mit erhobenen Händen zur Tür. David folgte ihm bis in die Eingangshalle, und dann schwenkte er lässig um das Treppengeländer herum und verschwand auf der Treppe, wo Sally ihn nicht mehr sehen konnte.

Er holte die Armbrust. Ganz sicher.

Sally stand auf und ging leise zur Tür. Jake war draußen auf dem Kies, klopfte seine Jacke nach seinem Autoschlüssel ab und warf bange Blicke zu David hinüber, der die

Treppe heruntergekommen war und ein paar Schritte weit entfernt in der Sonne stand. Er wandte ihr den Rücken zu und hatte die Armbrust erhoben. Sie schaute durch die Küche zum Hauswirtschaftsraum – nur vier Schritte, und sie wäre draußen. Sie wollte loslaufen, als ein lauter Knall zu hören war und ein Bolzen losschwirrte. Ungefähr drei Meter weiter in der Zufahrt spritzte der Kies vor dem Jeep auf. Jake hob abwehrend die Hände.

»Was ist los, Boyo?«, rief David freundlich. »Hast du noch nicht genau verstanden, was ›verpiss dich‹ bedeutet?«

In einer Aufwallung von Trotz bückte Jake sich, raffte eine Handvoll Kies auf und bewarf ihn damit. Bevor David reagieren konnte, war er im Jeep und donnerte die Zufahrt hinunter, und das automatische Tor schwang auf, um ihn durchzulassen. Dann war Jake weg. Sein Jeep flirrte wie ein Schmetterling über das Sträßchen, das sich zur Hauptstraße hinunterschlängelte.

David kam schwerfällig ins Haus zurück, und sofort sah er Sally, die sich wieder in den Wintergarten verdrücken wollte.

»Was glotzt du?« Er sah sich um, als sei da vielleicht noch jemand im Hausflur, der sie dazu brachte, die Augen aufzureißen. »Was denn? Mir ist der Kragen geplatzt. Fang bloß nicht an zu heulen, Prinzesschen – wenn du nicht mit deinen Fotzenfingern in meinen Privatangelegenheiten rumgewühlt hättest, wäre ich gar nicht so stinkig geworden.«

Sally stierte ihn sprachlos an. Ihr Gesicht glühte. Sie dachte an das Mädchen in dem Video, das angekettet auf dem Boden gelegen hatte.

»Was?« Aggressiv schob er das Kinn vor. »Komm mir nicht mit diesem überlegenen Blick, *Bitch*. Den hab ich bis hier. Du stehst in *meinem* Haus und verurteilst mich? Na, da gibt's eine ganz einfache Lösung. Du verpisst dich. Wenn dir was nicht passt, verpiss dich einfach.«

Sie schwieg noch einen Moment lang. Dann machte sie auf dem Absatz kehrt und ging auf den Hauswirtschaftsraum zu. »Dreckschwein«, murmelte sie.

»Wie bitte?«

Sie schüttelte den Kopf und ging weiter.

»Dafür wirst du dich entschuldigen«, schrie er ihr nach.  
»Du wirst dich verdammt noch mal entschuldigen.«

Sie war an der Tür des Hauswirtschaftsraums. Gottlob ging sie mühelos auf, und sie war draußen in der Sonne. Ihre Tasche hatte sie über die Schulter geworfen und ihre Jacke in die Putzsachen gestopft. Sie zitterte, aber sie rannte nicht, sie ging nur schnell und entschlossenen Schrittes, mit hoherhobenem Kopf und geradem Rücken, und stöberte dabei mit einer Hand in ihrer Tasche nach dem Autoschlüssel. Sie hörte ihn hinter sich. Auch er rannte nicht. Doch er hielt mit ihr Schritt.

»Ich habe gesagt, *entschuldige* dich. Na los. Pass auf, ich mach's dir leicht, ich gebe dir den Text. ›Es tut mir wirklich leid, David, dass ich Sie ein Dreckschwein genannt habe. Es tut mir leid.‹ Sag's schon, und es ist vorbei.«

Als sie unten am Weg angekommen war und die kleine Pforte öffnete, schien der Autoschlüssel plötzlich in ihre Hand zu springen. Danke danke danke, dachte sie, und sie zog ihn heraus und zielte damit auf das Auto. Die Schließanlage piepte, die Türen entriegelten sich mit zufriedenstellendem *klunk*, und die Blinker leuchteten auf. Vom Park-



platz bis zum Tor waren es nur wenige Meter. Wenn sie erst im Wagen säße, wäre sie in Sicherheit.

Aber auf dem Kies holte David sie ein. »Scheiße, du bist wirklich die Krönung, Sally.« Er rannte ein paar Schritte, sodass er vor ihr war. Er wollte, dass sie ihn ansah. »Eine so gnadenlos dämliche Fotze hab ich wirklich noch nie gesehen.«

Sie drängte sich an ihm vorbei, riss die Wagentür auf und warf Jacke und Tasche auf den Beifahrersitz. Dann schlängelte sie sich nach hinten, ohne ihm ins Gesicht zu sehen, öffnete den Kofferraum und ließ ihre Putzsachen hineinfallen. Als sie sich aufrichtete, tauchte er hinter ihr auf und schlug sie so heftig auf den Hinterkopf, dass ihr Gesicht nach vorn flog und mit der Wange an den offenen Kofferraumdeckel stieß. In würdelosem Zappeln taumelte sie zur Seite, aber bevor sie Luft schnappen und sich umdrehen konnte, war er bereits hinter ihr, packte sie von hinten an der Gurgel und drückte sie mit dem Gesicht in den Kofferraum.

»Du wirst dich verdammt noch mal *entschuldigen*. Wofür hältst du mich, he?« Er schüttelte sie gewaltsam. »*Entschuldige dich sofort.*«

Sie krallte die Finger in seine Hände und spürte den Druck des Blutes, das in ihr Gehirn drängte. Ihre Arme kribbelten, und ein statisches Rauschen knisterte in ihren Ohren. Das war Wahnsinn. So etwas konnte nicht passieren.

»*Verfluchte Scheiße*, ich sollte dich hier und jetzt abmurksen, *Bitch*. Du nimmst mein verschissenes Geld und verurteilst mich gleichzeitig?« Er schüttelte sie, und sein ganzer Körper drückte sich flach auf ihren Rücken. »Ich sollte dir den Kopf abreißen und dir in den Hals scheißen. Ich dachte, Jake ist schlimm.«

Sie konnte nicht schlucken. Sie hatte Blut im Mund, weil sie sich auf die Zunge gebissen hatte; es tröpfelte über ihre Lippen und an ihrem Kinn herunter. Alle Gegenstände im Kofferraum quollen ihr entgegen, als schaue sie durch ein Fischaugenobjektiv. Dann begriff sie, was sie vor sich sah. Etwas Glattes, Schwarzes. Sie dachte an Steve, wie er an der Wand gestanden hatte und Nägel in den Türrahmen

geschossen hatte. Da war die Nagelpistole. Unten am Griff leuchtete ein mattes rotes Licht. Steve hatte ihr noch gezeigt, wie man sie benutzte, bevor er sie in den Kofferraum gelegt hatte, und er hatte gesagt, das Lämpchen leuchte nur, wenn sie eingeschaltet sei. Vielleicht war sie die ganze Zeit eingeschaltet gewesen.

»Entschuldige dich.«

»Nein.« Das Blut in ihrem Mund verklebte ihre Stimme. Sie schloss die Finger um die Nagelpistole. Sie fühlte sich glatt an. Seltsam warm. »Das tu ich nicht.«

Er trat gegen den Wagen, dass er schaukelte. »Verarsch mich nicht. Du weißt noch weniger als Jake, wann du wirklich Scheiße im Gesicht hast. Jetzt entschuldige dich.«

Ihr Finger fand den Abzug. Fand die Teile, die Steve benutzt hatte, um das Gerät in Gang zu bringen. Man musste die Sicherung zurückziehen, darauf achten, dass das Magazin eingesetzt war, die Mündung flach gegen die Fläche halten und abdrücken. Wenn sie nur eine Stelle an Davids Armen oder Beinen finden könnte. Eine, wo es wehtun, ihn aber nicht ernsthaft verletzen würde. Sie musste ihn nur lange genug aufhalten, um ins Auto zu steigen.

»Du weißt, was mit Flittchen passiert, die mich verarschen?« Er schüttelte sie noch einmal. »Sag es«, zischte er ihr ins Ohr. Sein Atem war sauer und heiß. »Sag es jetzt. Fotze.«

Sally holte Luft und entwand sich seitwärts seinem Griff. Die Federung des Wagens ächzte, sie taumelte gegen die Stoßstange und schwenkte die Nagelpistole zu David herum. Er wollte sich wieder auf sie stürzen, und sie stieß blindlings zu – auf die erstbeste Stelle, die sie erreichen konnte. Sein Bein. Bevor er reagieren konnte, gab es ein lautes *wummp*, und sie hatte einen Nagel in seinen Oberschenkel gejagt. Er krümmte sich vor Schmerzen zusammen und kreiselte davon, machte ein paar taumelnde Schritte weg vom Wagen und umklammerte sein Bein. Sie stolperte seitwärts, starrte ihn an und konnte kaum glauben, was sie da getan hatte.

»Kacke. Wieso hast du das gemacht?« Er sackte zu Boden, zerrte am seiner Jogginghose und zog panisch an dem Nagel. Sie ließ die Pistole fallen und stand da wie eine Schaufensterpuppe. Sie sperrte den Mund auf, denn sie wusste, sie hatte ein großes Gefäß getroffen. Das Blut

durchnässte schon seine Hose. In einem dicken Strom floß es über seine Hände. »Das war eine klare Ansage, Sally. Eine klare Ansage.«

»Nein«, sagte sie entsetzt. »Was hab ich getan?«

»Ziehen Sie das Scheißding da raus.«

Sie hockte sich vor ihn hin, fummelte an seinem Bein herum und suchte die Wunde. Aber jetzt war überall Blut. Es breitete sich aus wie eine sprudelnde Quelle. Als Steve sich am Mittwoch an den Türrahmen genagelt hatte, war sie völlig ruhig gewesen, jetzt jedoch war sie am ganzen Körper starr vor Panik. Sie bewegte sich wie in einer knarrenden Zeitlupe, stemmte sich hoch und taumelte nach vorn zum Wagen, um ihre Jacke zu holen. Sie kam zurück, warf die Jacke über die Wunde und fummelte hilflos herum, um sie straffzuziehen.

»Rufen Sie einen Krankenwagen.«

Zu ihrem Entsetzen sah sie, dass seine Lippen blau geworden waren. Er wedelte mit den Händen und versuchte, nach ihrem Handgelenk zu greifen, aber seine Finger waren glitschig vom Blut und bekamen sie nicht zu fassen.

»Bringen Sie mich ins Haus.«

»Halten Sie still«, keuchte sie. »Halten Sie doch still.«

Er blieb einen Moment lang schwer atmend liegen, während sie die Jacke um seinen Oberschenkel schlang. Aber bevor sie sie hinten zusammenknoten konnte, sah sie, dass es nutzlos war: Das Blut hatte den Stoff durchtränkt und quoll durch die Nähte, als würde es durch ein Gitter gepresst. Und wieder sah sie diesen furchtbaren, pulsierenden roten Schwall.

»Mein Gott o mein Gott.« Panisch schaute sie zum Haus hinauf. Jake? Nein – der war längst weg. »Was mach ich denn jetzt? Sagen Sie mir, was ich machen soll!«

»Ich weiß es nicht.«

Sie sprang auf, raffte ihre Tasche auf und kippte sie aus. Sie schnappte ihr Handy und fing mit zitternden Händen an zu wählen, aber bevor sie bei der zweiten Neun angekommen war, gab David ein seltsames Winseln von sich. Er richtete sich halb auf und öffnete den Mund zu einer Grimasse, als wolle er sie beißen. So erstarrte er für einen Augenblick, und dann sackte er zurück und fing an, krampfhaft zu zucken, als stehe er unter Strom. Seine Beine trommelten unwillkürlich auf den Boden, sodass sein

Körper sich im Kreis drehte wie ein kaputtes Feuerwerksrad. Dann bog sich der Rücken durch, sein Kopf verrenkte sich schmerzhaft zur Seite, als wollte er über die Schulter zum Hinterrad des Wagens schauen, und er wurde schlaff. Er blieb auf dem Rücken liegen, den einen Arm unter sich geklemmt, den anderen seitwärts ausgestreckt.

Es war still. Sie stand da und starrte ihn an. Das Telefon in ihrer Hand war vergessen. Er atmete nicht. Rührte sich nicht. Der Geruch von Urin und Blut stieg von ihm auf.

»David?«, flüsterte sie. »David?«

Schweigen.

Zitternd fiel sie in der anschwellenden Blutlache auf die Knie, und ihr Herzschlag klang wie Donner in ihren Ohren. Seine Augen waren offen, sein Mund ebenfalls – es sah aus, als schreie er. Wie eine Maschine, die mitten im Betrieb abgeschaltet worden war. Wie betäubt hockte sie sich auf die Fersen. Nein, dachte sie. O Gott, nein. Nicht auch noch das.

Die Abendsonne schien warm auf ihren Hinterkopf, und ein plötzlicher Windstoß ließ einen sanften Wirbel von Blütenblättern an ihr vorbeitanzen, als sei dies ein ganz

normaler Abend im Spätfrühling. Nichts Ungewöhnliches – überhaupt nichts Ungewöhnliches war daran und an der zierlichen Frau von Mitte dreißig, die einen Mann umbrachte, ganz ungeniert hier draußen unter freiem Himmel.



Dieser Arbeitstag ging Zoë an die Nieren. Sie musste Orte aufsuchen, von denen sie seit Jahren gehofft hatte, sie nie mehr wiederzusehen. Der Club, in dem sie in den Neunzigern gearbeitet hatte, war inzwischen geschlossen – jetzt war dort ein Wettbüro –, aber als sie an diesem Tag mit der Liste, die Holden ihr gegeben hatte, am Armaturenbrett durch die Straßen von Bristol fuhr, war das ganze Elend mit einem Schlag wieder da. Nightclub um Nightclub um Nightclub, überall in der Stadt. Die meisten öffneten erst am Nachmittag, und hier und da kamen die Putzfrauen heraus, mit schlurfenden Schritten und in dem Bewusstsein, dass ihr Los im Leben darin bestand, Böden zu wischen, die mit allen möglichen Körperflüssigkeiten bekleckert waren. Drinnen roch es nach Scheuerpulver, schalem Parfüm und Magensäure. Die Mädchen kamen überwiegend aus Osteuropa. Sie waren im Allgemeinen offen,

freundlich und kooperativ, doch keine von ihnen hatte Lorne Wood je gesehen, höchstens auf der Titelseite der Zeitung. Als Zoë andeutete, Lorne könnte möglicherweise als Topless-Model oder in den Clubs gearbeitet haben, hatte das eine oder andere Mädchen sie angesehen, als wollte sie sagen: Bist du bescheuert? Eine wie Lorne in einem Laden wie dem hier?

Am Abend gegen neun, als sie am Ende ihrer Liste angekommen war, nahm sie fast an, dass die Mädchen recht hatten und dass Lornes Spur bei Holden's Agency kalt geworden war. Das Ende des Tages rückte heran – das Ende des Versprechens, das sie Lorne gegeben hatte. Noch eine Tür, an die sie klopfen würde, und dann würde sie sich geschlagen geben. Nach Hause fahren und fernsehen. Ins Kino gehen. Einen der Bikerfreunde anrufen, mit denen sie sich manchmal auf ein Bier traf, sich in eine Bar setzen und die Motorradwoche planen.

Jacqui Sereno war der letzte Name. Sie wohnte in Frome, und ein Rausschmeißer in einem der Clubs hatte sie erwähnt. Zoë fuhr mit dem alten Mondeo hinaus. Sie umfasste das Lenkrad mit beiden Händen und blickte stur nach

vorn auf die Straße. Die Adresse war ein Privathaus, und im ersten Moment dachte sie, sie habe sich geirrt. Aber ein zweiter Blick auf die Liste ergab, dass es stimmte. Anscheinend betrieb Jacqui einen Webcam-Service; sie vermietete Zimmer, Computerausstattungen und Internetanschlüsse in diesem kleinen, unauffälligen Haus, das sich von allen andern in dieser Siedlung nur durch seine Schäbigkeit unterschied. Die Klappe vor der Gasuhr hing schief in den zerbrochenen Angeln, und am Weg zur Haustür stand eine überquellende Mülltonne. Die Fenster waren seit Jahren nicht geputzt worden. Mit einem tiefen Seufzer schwang Zoë die Beine aus dem Wagen und ging den Weg hinauf.

Die Frau, die ihr öffnete, war in den Fünfzigern, klein, dünn und verbittert. Ihre Haut war dunkel gebräunt, und sie hatte eine altmodische, toupierte Hochfrisur, die sie mit Plastikblumen verziert hatte. Sie trug enge schwarze Leggings, ein T-Shirt und rote, hochhackige Slipper, und sie saugte an ihrer Zigarette, als brauchte sie das Nikotin so sehr, dass sie das Ding am liebsten ganz geschluckt hätte.

»Jacqui?«

»Ja? Was?«

»Polizei.«

»Ach ja?«

»Haben Sie einen Augenblick Zeit?«

»Denk schon.«

Jacqui kickte einen flauschigen pinkfarbenen Zugluftdackel zur Seite und hielt die Tür auf. Zoë trat ein. Es war heiß; die Zentralheizung war aufgedreht, obwohl Frühling war. Sie folgte der Frau durch das Haus nach hinten in die Küche. Dort war es hübscher als draußen; an den Fenstern hingen Spitzengardinen, auf der Arbeitsplatte stand ein Becherbaum, die Geschirrtücher passten zusammen, und auf dem Kühlschrank stand eine Pyramide aus Keksdosen. Das Einzige, was fehl am Platz wirkte, war ein schwarzgelber Behälter für Injektionsspritzen.

»Insulin«, sagte Jacqui. »Ich bin Diabetikerin.«

»Wirklich?«

»Wirklich. Jetzt machen Sie es sich bequem, Herzchen, und ich setze mal Teewasser auf, denn Sie werden ein Weilchen hier sein.«

»Was soll das heißen?«

»Sie werden hier sitzen und mir drohen, Herzchen, und ich werde immer wieder von vorn anfangen und Ihnen erklären, dass ich kein Bordell betreibe. Dass das, was ich hier mache, nicht illegal ist. Dass Sie das, was die Mädels hier tun, als obszön oder anstößig definieren müssen. Sie sind von der Polizei, aber Sie haben keine Ahnung.« Lächelnd schaltete sie den Wasserkocher ein und warf Teebeutel in zwei Becher. »Ich mein's nicht persönlich, Herzchen, aber seit sie die spezialisierten Cops abgeschafft haben – die für die Straßenkriminalität –, stecke ich euch Muppets von der Kriminalpolizei doch mühelos in die Tasche. Schade. Ich hatte 'ne Menge Freunde in dem Team.«

Zoë hatte keine Lust, auf das Kleingedruckte im Gesetz zur Bekämpfung von Sexualstraftaten einzugehen. Aus eigener Erfahrung war sie mit der früheren Gesetzgebung nur allzu gut vertraut – und vieles davon war in Stein gemeißelt in ihrem Herzen aufbewahrt –, aber im Laufe der Jahre waren diese Kenntnisse in Vergessenheit geraten. Vieles von dem, was mit Lapdance-Clubs zu tun hatte, wurde durch Kommunalverordnungen geregelt, und 2003 war ein umfassendes neues Gesetz erlassen worden, das viele der al-

ten Richtlinien über den Haufen warf. Die einzige Passage des neuen Gesetzes, die sie textsicher zitieren konnte, betraf die Körperverletzung durch Penetration mit einem Gegenstand – und die kannte sie nur aus den Diskussionen in der Einsatzbesprechung, als es darum ging, nach welchem Gesetz Lornes Mörder vor Gericht gestellt werden könnte. Gegen die abgebrühte Jacqui hätte sie keine Chance.

»Ich hab's wieder und wieder durchgekaut. Der springende Punkt ist, dass in diesen Räumen keine sexuelle Befriedigung stattfindet.« Sie stach mit einem runzligen Finger auf die Tischplatte. »Das kann ich Ihnen garantieren. Wenn es zu irgendeiner sexuellen Befriedigung kommen sollte, dann nicht hier. In New York, in Peru, verdammt, von mir aus in Dunstable. Was weiß ich.«

Zoë hob den Kopf und schaute zur Decke, und sie stellte sich da oben ein Labyrinth von Zimmern vor. »Wie läuft es denn ab?«

»Sie sind ›Chat-Hostessen‹. Das ist alles. Sie sitzen vor einer Webcam und ›chatten‹ – oder tun, wozu sie sonst Lust haben, wenn Sie verstehen. Sie wenden sich an den anspruchsvollen Gentleman, der von asiatischen Mädels

genug hat. Nicht ganz billig, aber man kriegt was für sein Geld. Zwei Dollar die Minute. Nicht, dass ich einen Penny davon zu sehen kriege. Denn das hier ist kein Bordell. Mein Geschäft ist die Vermietung von Equipment und Internetanschluss. Was sie damit machen, geht mich gar nichts an.« Sie stellte einen Teebecher auf den Tisch. »Bitte sehr, Herzchen. Trinken Sie mal. Sie sehen aus, als könnten Sie es gebrauchen.«

»Sind sie jetzt da oben?«

»Nur eine. Unsere Hauptkundschaft sitzt in Lateinamerika und in Japan.« Sie schaute auf die Uhr. »Lateinamerika ist jetzt im Büro und lässt sich nicht gern mit heruntergelassener Hose vom Chef erwischen, und Japan? Na, da wachen sie gerade auf. Da sind sie erst in zwölf Stunden am geilsten. Also?« Sie lächelte Zoë freundlich an. »Über welchen Paragraphen möchten Sie diskutieren? Wissen Sie, ich« – sie legte die Hand mit der brennenden Zigarette an die Brust –, »ich liebe es, meine Meinung zu sagen. Ich sollte in einer Talkshow im Fernsehen auftreten. Eines Tages holen die mich schon noch.«

»Bestimmt. Ganz bestimmt.« Zoë räusperte sich und griff zum hundertsten Mal in ihre Tasche. Sie zog die Fotos von Lorne hervor. »Jacqui. Hören Sie. Ich würde gern mit Ihnen diskutieren. Aber ich bin nicht wegen des Ladens hier, den Sie betreiben.«

»Betreiben? Vorsicht mit den Vokabeln, die Sie benutzen.«

»Wegen des Equipments, das Sie vermieten.« Sie rieb sich die Stirn. In dieser Bluse war ihr heiß, sie fühlte sich klebrig an, und Jacquis Tee schmeckte scheußlich. Sie wollte dringend nach Hause und das alles vergessen. »Eigentlich will ich nur wissen, ob dieses Mädchen je auf Ihrem Radarschirm aufgetaucht ist.«

Sie breitete die Fotos auf dem Tisch aus. Jacqui nahm einen langen Zug aus ihrer Zigarette, blies den Rauch in einem dünnen, geraden Strahl zwischen den Lippen heraus und betrachtete die Fotos mit schmalen Augen in allen Details. Das tut sie nicht zum ersten Mal, dachte Zoë. Wenn sie schon länger im Geschäft ist, hat sie es wahrscheinlich schon oft getan – mit der Polizei über Opfer gesprochen, Opfer von Vergewaltigung, Misshandlung, häuslicher Ge-



walt. Prostitution, Lap-Dancing, Pole-Dancing. Vor einer winzigen Videokamera und einem Mikro nackt auf einem Bett liegen. All das lebte in einem Hinterland auf der anderen Seite des Gesetzes, dicht an dicht mit Gefahr und Gewalt.

»Nein.« Jacqui lehnte sich zurück, schloss die Augen und zog wieder an der Zigarette. »Nie gesehen.«

»Okay.« Zoë schob die Mappe in die Tasche und wollte aufstehen. Sie hatte getan, was sie konnte.

»Aber ...«, sagte Jacqui. »Warten Sie ...«

»Wieso?«

»Ich weiß, wem sie gefallen würde. Für seine Videos. Er beherrscht den Markt für die jungen Tussis, nicht? Er hat's gern, wenn sie aussehen wie Teenager.«

»Von wem reden Sie?«

»Ich kenne seinen Namen nicht. Jedenfalls nicht seinen richtigen Namen. London Tarn haben sie ihn immer genannt. London Tarn.«

Zoë ließ sich langsam auf den Stuhl zurücksinken. »London Tarn?«

»Eigentlich London Town«, erklärte Jacqui. »Tarn« wegen seines Akzents. Londoner East End, wissen Sie, aber er ...« Sie brach ab und sah Zoë mit schmalen Augen misstrauisch an. »Was ist los? Sie sehen aus, als hätte Ihnen jemand das Blut aus dem Leib gesaugt. Sie haben schon von ihm gehört, ja?«

»Nein.« Zoë drückte die Tasche an die Brust und presste die Knie zusammen. »Nein. Ich habe noch nicht von ihm gehört.«

»Sicher nicht?«

»Sicher nicht.«

»Sie haben bloß gerade, als ich seinen Namen nannte – da haben Sie ausgesehen, als ob ...«

»Ich habe noch *nie* von ihm gehört.« Plötzlich gereizt, fing sie an, mit dem Fuß auf den Boden zu klopfen. Sie war jetzt wieder wach. Hellwach. »Erzählen Sie mir von ihm. Von London Tarn. Er macht Videos?«

Jacqui zog an ihrer Zigarette und beäugte sie. »Ja. Er ist seit Jahren dabei – muss auf die sechzig zugehen. Angefangen hat er mit schlichten Softpornos. Acht Millimeter. Er hatte auch einen Club – drüben in Bristol, einen von diesen

altmodischen Striptease-Läden –, und als der geschlossen wurde, steckte er alles in die Videos. Eine richtige Produktionsanlage hatte er nicht. Ich war einmal bei ihm, und da saß er in einer Wohnung in Fishponds, mit einem Videorekorder hier« – sie streckte die Hand aus – »und einem da und ein paar Drähten dazwischen, und so hat er sie kopiert. Dann hat er sie auf dem Markt verkauft. Sie wissen schon, an einem Stand bei St. Nicholas.«

»Und danach?«

»Danach hat er Gonzo gemacht.«

»Gonzo?«

»Ja. Videos mit sich selber. Wohlgemerkt, das war in den Neunzigern.« Sie klopfte die Zigarettentasche in den Aschenbecher, schlug die Beine übereinander und machte es sich in diesen Erinnerungen bequem. »Damals hab ich nichts mehr mit ihm zu tun gehabt, das war nach meiner Zeit, aber ich hab die Filme gesehen. Da war er dann in seiner ganzen Pracht mit irgendeinem armen Mädel, das er bequatscht hatte, was weiß ich was zu tun. Um richtiges Licht und das alles hat er sich nie gekümmert, was ich immer unprofessionell fand. Schluderig, wenn Sie meine An-

sicht hören wollen. Aber es heißt ja, dass manchen so was gefällt – dieser Look, wissen Sie, mit Warzen und allem. So oder so, verkauft hat es sich. Und dann hat er ziemlich schnell begriffen, was im Internet ging. Das muss man ihm lassen, er war ganz vorn dabei. Und danach kam das Bukkake-Zeug.«

»Bukkake?«

Jacqui lachte. »Kennen Sie auch nicht?«

»Nein.«

»Da geht's nur darum, die Frau zu demütigen. Angeblich war es eine alte japanische Sitte – was sie da mit den Weibern gemacht haben, wenn sie sie beim Fremdgehen erwischten. Die Männer des Dorfes führten sie hinaus und gruben sie bis zum Hals ein. Aber statt sie zu steinigen ...« Sie brach ab und lächelte hässlich. »Nein, Sie sind die Polizei, Sie können es selbst rausfinden. Jedenfalls hat er darauf sein Imperium aufgebaut. Bukkake – je scheußlicher, desto besser. Ich hab ein bisschen davon gesehen. Sah aus wie 'ne Art Snuff Movie, wissen Sie, diese Filme, wo echt Menschen umgebracht werden. Wirklich dreckig. Schmierig. Wenn man es sah, konnte man denken, sie würden das

Mädel abschlachten. Aber es hat sich palettenweise verkauft, wirklich Riesenstapel davon. Das gibt einem schon mächtig zu denken, nicht wahr?«

»Okay«, sagte Zoë und zog dabei das Wort in die Länge. »Und was macht er heute? Wo ist er?«

»Oh, er ist megareich. Mega-megareich sogar.« Sie wedelte mit der Hand durch die Luft, als rede sie von einem anderen Universum. »Privatjet wahrscheinlich, Dienstboten, das volle Programm. Der ist jetzt ganz oben, Herzchen, und niemand holt ihn da runter.«

»In welchem Land?«

»Hier. England.«

In England. Zoë räusperte sich. Sie hatte soeben beschlossen, sich doch nicht eine Woche freizunehmen. »Sie meinen, hier in der Gegend?«

»Ich nehm's an. Und glauben Sie mir, wenn er ein Mädchen wie das da auf Ihren Fotos zu sehen bekäme, würden in seinen Augen die Dollarzeichen aufleuchten. Warum? Was ist denn mit ihr? Ist ihr was passiert?«

»Seinen richtigen Namen kennen Sie nicht? Nein? Nur London Tarn?«

Jacqui lachte leise und kehlig. »Nein. Wenn ich wüsste, wie er wirklich heißt, wäre ich längst hinter ihm her. Er hat sich in den Neunzigern einen Zehner von mir gepumpt.« Wieder klopfte sie die Asche von ihrer Zigarette. »Ich meine, das sind fünfzehn Jahre. Von den Zinsen, die er mir schuldet, könnte ich einmal um die Welt fliegen. Losziehen und meinen Kunden in Südamerika Hallo sagen, nicht?«

Die Sonne hatte die nordwärts gewandten Hänge am Rande von Bath schon verlassen. Der Garten des Peppercorn Cottage würde im Dunkeln liegen. Die Felder oben bei Lightpil House allerdings bekamen noch ein klein wenig Licht ab. Zwei oder drei Minuten länger. Die Sonne schmolz auf den Hügel herunter, breitete sich aus, und dann war sie weg und hinterließ nur ein paar graue Wolkenflecken am bernsteingelben Himmel.

Sally konnte David Goldrabs Leiche nicht wegschaffen; also hatte sie ihren Wagen zurückgesetzt und vor die Einfahrt zum Parkplatz gestellt, damit man den Toten nicht sehen konnte. Nicht, dass jemals irgendjemand hier heraufkam. Sie holte eine Strickjacke aus dem Ka, zog sie an und setzte sich mit hochgezogenen Knien auf die Haube. Was um alles in der Welt sollte sie tun? Die Muskeln in Davids Gesicht waren erstarrt und hatten seine Augen noch weiter

aufgerissen, als bestaune er einen Stein, der ein paar Schritte weit vor seinem Gesicht lag. Es war kalt, und sie hörte alles um sich herum, als säßen ihre Ohren auf Stielen: die Hecken, die Felder, die leichte Bewegung des Windes im Gras, das trockene Rascheln eines Vogels im Geäst.

Nach einer Weile sah sie, dass das Blut an ihren Händen getrocknet war, und sie tat ihr Bestes, um es mit den Fingernägeln abzubrockeln. Sie wischte auch das Telefon am Ärmel ihrer Strickjacke sauber und wählte dann Isabelles Nummer. »Ich bin's.«

»Hey.« Kurze Pause. »Sally? Alles okay?«

»Ja. Ich meine – ich bin ...« Sie presste ihre Lippen für einen Moment mit Daumen und Zeigefinger zusammen. »Mir geht's gut.«

»Du klingst aber nicht so.«

»Ich bin ein bisschen ... Issie, hast du Millie von der Schule abgeholt, wie du es versprochen hast?«

»Ja, mit ihr ist alles in Ordnung.«

»Sie sind nicht weggegangen?«

»Nein, sie sitzen alle vor dem Fernseher. Warum?«

»Kann sie heute Nacht bei dir bleiben?«



»Natürlich. Sally? Kann ich irgendwas tun? Du klingst furchtbar.«

»Nein, mir fehlt nichts. Ich hole sie morgen früh ab. Und ... Issie?«

»Ja?«

»Danke, Issie. Für alles, was du bist. Und für alles, was du tust.«

»Sally, bist du sicher, dass alles in Ordnung ist?«

»Ja. Ich schwör's dir. Alles absolut okay.«

Sie trennte die Verbindung. Ihre Hände zitterten so sehr, dass sie das Telefon neben sich auf die Motorhaube legen musste, um die nächste Nummer einzugeben. Steve meldete sich nach dem dritten Klingeln, und sie riss das Telefon ans Ohr.

»Ich bin's.«

»Ja, ich weiß.«

»Es ist etwas passiert. Wir müssen reden. Du musst zu mir kommen.«

»Okay ...«, sagte er vorsichtig. »Wo bist du?«

»Nein. Ich kann es nicht – ich meine, das sollte ich wohl nicht am Telefon sagen.«

Es war kurz still, während Steve anscheinend nachdachte. »Okay«, sagte er schließlich, »sag's nicht. Überleg dir sorgfältig jedes Wort. Bist du in der Nähe deines Hauses?«

»Weiter weg.«

»Weiter nach Süden? Weiter nach Norden?«

»Nach Norden. Aber nicht sehr weit.«

»Dann bist du ...« Er sprach nicht zu Ende. »Oh«, sagte er dumpf. »Soll das heißen, du bist bei jemandem, von dem wir erst kürzlich gesprochen haben?«

»Ja. Da ist ein Parkplatz. Nimm die rechte Gabelung, wenn du zum Haus kommst. Und fahr nicht vorn vorbei; da sind Kameras. Steve, kannst du ... kannst du dich beeilen?«

Sie drückte die Schlusstaste. Aus weiter Ferne wehte das Geräusch eines Autos durch die Abendluft, das auf der Straße zur Rennbahn beschleunigte. Dann schimmerten Scheinwerfer zwischen den Bäumen und kamen näher. Sally senkte den Kopf und kauerte sich zusammen, obwohl der Wagen nicht mal in die Nähe von Lightpil House kommen würde. Der Fahrer schaltete und fuhr weiter bergauf. Sie presste die Stirn an die kalte Windschutzscheibe und

versuchte, sich unsichtbar zu machen. Versuchte, sich etwas Friedvolles vor Augen zu rufen. Millies Gesicht, zum Beispiel.

Aber es gelang ihr nicht. Da war nur ein grelles Zickzacklicht, wie der Nachglanz eines Feuerwerks.

Ungefähr zehn Minuten später blinkte ein Wagen auf der Hauptstraße nach links und bog in die kleine Seitenstraße ein. Langsam kam er die Straße herauf, die sich um den Hanging Hill herumschlängelte. Sie sah, wie die Scheinwerferstrahlen über die Landschaft strichen, rutschte von der Motorhaube herunter und kauerte sich zwischen die Sträucher am Rande des Parkplatzes, als die Lichter näher kamen. Sie bogen in den Feldweg ein, der Wagen rumpelte über den Weiderost und hielt an. Es war Steve.

Er stieg aus. Seine Silhouette ragte hoch in den dunkler werdenden Himmel. Er zog eine Fleece-Jacke über und sah sich um. Sally löste sich aus der Hecke und blieb stehen. Sie zog die Strickjacke fest um sich, um das Blut an ihren Kleidern zu verdecken.

»Was ist los?«, flüsterte er. »Was läuft hier?«

Sie antwortete nicht. Mit gesenktem Kopf, die Hände unter die Achseln geklemmt, ging sie um ihren Wagen herum und führte Steve auf den Parkplatz. Er folgte ihr wortlos. Seine Schritte knirschten im Kies. Hinter dem Ford Ka blieb Sally stehen. Steve kam an ihre Seite, und sie starrten lange Zeit schweigend auf den toten David Goldrab hinunter. Sein Jogging-Shirt war hochgerutscht, und man sah den dicken, sonnengebräunten Bauch und sein blutverklebtes Haar. Sein Gesicht war starr, und sein Mund klaffte weit offen. Sally merkte, dass sie ihn immer noch riechen konnte. Ein kleiner Rest seines Wesens schwebte in der grauen Luft.

Steve hockte sich neben den Leichnam. Er stützte sich mit seiner verbundenen Hand zögernd auf den Kies und beugte sich vor, um David ins Gesicht zu schauen. Dann wippte er auf die Fersen zurück und wischte sich die Hände ab. »Gott, o Gott.«

»Wir hatten Streit. Er ist mir zum Wagen nachgekommen und hat mich auf den Hinterkopf geschlagen. Dann hat er mich in den Kofferraum gedrückt. Da war deine Nagelpistole, und ich musste ...« Sie strich sich mit den Händen

über das Gesicht und spürte die schmerzende Stelle, wo er sie gegen den Kofferraumdeckel gestoßen hatte. »Mein Gott, Steve. Es war so schnell vorbei. Ich wollte es nicht.«

Steve ließ alle Luft auf einmal aus der Lunge. Er kam zu ihr und umarmte sie, und sie spürte seinen Puls wie einen Presslufthammer an ihrem eigenen. Hörte das entsetzliche Knistern von Davids getrocknetem Blut an ihrer Kleidung.

»Es ist einfach passiert«, sagte sie. »Einfach so.«

»Es ist okay.«

»Niemand wird glauben, dass es ein Unfall war.«

Jetzt weinte sie. Langes, gedehntes Schluchzen. Steve sagte nichts; er hielt einfach die Hände auf ihrem Rücken und strich beruhigend auf und ab. Als sie endlich aufgehört hatte, ließ er sie los und ging zurück zur Parkplatzeinfahrt. Mit den Händen in den Taschen stand er da und schaute hinaus über die Landschaft. Sie wusste, was er sah; das ganze Tal, das sich vor ihm ausbreitete. Die Anfänge der Stadt am Horizont. Das Land ihrer Kindheit. Die Orte, an denen sie geträumt hatte, und die, an denen sie geweint und Hoffnung und Angst gehabt hatte. All die Täler und Bäche und Lichtungen – überall war sie gewesen und hatte die

Zukunft nicht gesehen, die hinter den Bäumen auf sie gelauert hatte.

Nach einer ganzen Weile drehte er sich um und kam zu ihr zurück. »Was hast du im Wagen? Hast du deine Putzsachen dabei?«

»Ja.«

»Gummihandschuhe?«

»Ja.« Sie öffnete den Kofferraum, wühlte in ihren Putzsachen und förderte ein originalverpacktes Paar zutage. Steve nahm es. Sein Gesicht war bleich und beherrscht. Er riss die Packung mit den Zähnen auf und zog die Handschuhe an.

»*Steve?* Was hast du vor?«

»Ich habe morgen früh um neun ein Meeting. Das bedeutet, wir haben noch dreizehn Stunden Zeit.«

Sein Plan sei die beste Lösung, erklärte Steve. Aber wenn sie ihn ausführen wollten, müssten sie es schnell tun, und als Erstes brauchten sie Plastikfolie. Sally wusste, dass David eine Menge davon in der Garage lagerte, aber die war an der Seite des Hauses, wo auch die Kamera war, und sie befürchtete, dass sie auf die Videoaufzeichnung geraten könnten. Sie wollte vorher einen Blick auf den Monitor werfen, um festzustellen, was man sehen konnte; also ging sie mit Steve zurück zum Haus. David hatte die Angelegenheit, auch tagsüber Licht brennen und den Fernseher laufen zu lassen, und jetzt, in der anbrechenden Dunkelheit, leuchtete das Haus wie ein Freudenfeuer. Die Halogenstrahler im Wintergarten verbreiteten grelles Licht und warfen die Schatten der großen Kübelpflanzen hinaus in den Garten. Der Eingang zum Hauswirtschaftsraum stand offen, und im Haus plärrte der Fernsehapparat.

Steve wartete auf der Terrasse und behielt die Straße im Auge, und Sally schlich sich allein hinein. Drinnen war es heiß und stickig, als sei die Heizung weit aufgedreht. Die Luft war still wie in einer Gruft, und selbst in den Zimmern und Korridoren, die ihr vertraut waren, ließ jeder Schatten sie zusammenzucken, als ob Davids Geist nur darauf wartete, sie anzuspringen. Würde das jetzt immer so sein? Würde die Schuld sie in den Wahnsinn treiben? So etwas hatte man ja schon gehört – dass jemand sein Leben lang vom Geist eines Verstorbenen verfolgt wurde.

Ein Blick auf den Monitor im Büro zeigte, dass ein großer Teil der Zufahrt von der Kamera nicht erfasst wurde. Man hatte reichlich Platz, um ungesehen in die Garage zu gelangen. Sie sammelte ein paar Schlüssel von den Haken in der Küche und ging mit Steve außen um das Haus herum.

»Heilige Scheiße«, flüsterte er, als sie auf die Fernbedienung drückte und das Garagentor sich hob, um ein riesiges, glänzendes Auto freizugeben. »Das ist ja nur ein Bentley.«

»Ist das gut?«

Er sah sie an und lächelte trocken. »Komm.«



Hinter einer Reihe Ölkannister fanden sie eine Rolle Plastikplane, ein paar alte Sandsäcke, Klebstreifen und ein Teppichmesser. Sie trugen alles zum Parkplatz und entrollten die Plastikfolie auf dem Boden neben der Leiche.

»Nimm seine Füße.«

»O Gott.« Sie hielt einen Schritt Abstand, starrte die Leiche an und klapperte mit den Zähnen. »Ich weiß nicht, ob ich das kann.«

»Sally«, sagte Steve mit fester Stimme. »Du kannst das. Ich weiß, dass du es kannst. Ich hab dich vorgestern mit der Bügelsäge gesehen. Du kannst das.«

»Dann tun wir es wirklich, ja? Wir werden nicht zur Polizei gehen und uns dafür das Geld auszahlen lassen?«

Er zog eine Braue hoch. »Sag du es mir. Du hättest die Polizei rufen können, aber du hast es nicht getan.«

Sie schloss die Augen und legte die Finger an die Schläfen. Er hatte natürlich recht. Sie hätte jederzeit die Polizei rufen können. Hatte sie längst – unbewusst – entschieden, dass sie es anders machen würden?

»Aber ...« Sie öffnete die Augen wieder. »Ist es auch richtig? Steve? Tun wir das Richtige?«

»Wie definierst du ›richtig‹? Ist es legal? Nein. Ist es trotzdem am besten so? Du kriegst dreißig Riesen, weil du diesen alten Perversen umgelegt hast. Ist das am besten so? Sag's mir.«

Sally gab keine Antwort. Sie hatte den Blick auf Davids Gesicht gerichtet. Seine Augen hatten sich verändert. Sie hatten nicht mehr den Glanz, den normale Augen hatten. Sie waren trüber und flacher, dachte sie, und schienen in den Schädel zurückzusinken. Vor einer Weile hatte sie gesehen, wie eine Fliege versuchte, auf dem einen Auge zu landen. Ein Bild erschien vor ihrem geistigen Auge. Ein Bluterguss. Er war auf dem Oberschenkel des Mädchens auf dem Boden im Stall. Ein einzelner Bluterguss, aber das Bild traf sie wie ein Faustschlag.

»Okay.« Sie trat heran und krepelte die Ärmel hoch.  
»Was muss ich machen?«

David war schwer, doch er wurde noch nicht steif, wie sie es erwartet hatte. Steve sagte, dazu sei noch nicht genug Zeit vergangen. Der Körper rollte schlaff herum, als sie versuchten, ihn zu bewegen, und seine Arme kullerten hin und her, aber schließlich hatten sie ihn auf der Plastikplane.

Sie verpackten ihn wie in einen Kokon und hoben ihn in den Kofferraum von Steves Audi. Steve durchsuchte den Wartungsraum am Pool und kam mit zwei Eimern zurück, und in den nächsten zwanzig Minuten stapften die beiden zwischen dem Außenhahn und der Stelle, wo der Tote gelegen hatte, hin und her und leerten Eimer um Eimer auf den Kies, bis das Wasser auch den letzten Rest von Blut, Haaren und Urin in den Boden gespült hatte.

Steve stieg in den Audi und schob den Schlüssel ins Zündschloss. »Gibt es einen Schleichweg zu dir nach Hause? Einen, der nicht über die Hauptstraßen führt?«

»Ja. Fahr mir nach.«

Sie stieg in den Ka und fuhr rückwärts über den Feldweg zurück zur Straße. Die Scheinwerfer des Audi folgten ihr. Die Gegend war jetzt stockfinster; eine tiefhängende Wolke verhüllte den Mond. Über Feldwege und schmale Straßen, die sich kreuz und quer durch das Land zogen, kamen sie zum Peppercorn Cottage, ohne einem anderen Auto zu begegnen. Das Licht auf der Veranda brannte einladend, und sie musste sich ins Gedächtnis rufen, dass nichts Warmes auf dem Herd stand und keine Kerzen im Fenster

brannten, kein Feuer im Kamin. Dass sie und Steve heute Abend nicht zusammen essen und fernsehen oder bei einem Glas Wein miteinander plaudern würden. Sie hielt in der Einfahrt an, stieg aus und öffnete die beiden Torflügel der großen Garage, damit Steve den Audi hineinfahren konnte. Er stellte den Motor ab, stieg aus und streifte die Handschuhe ab.

»Die ist mir noch nie aufgefallen«, sagte er.

»Weil ich sie nicht benutze.« Sie schaltete das Licht an – eine nackte Glühbirne zwischen den Dachbalken, die nichts weiter tat, als Spinnweben und fossile Schwalbennester zu beleuchten. Der vorige Eigentümer hatte ein paar rostige Werkzeuge zurückgelassen. Steve ging am Regal entlang und sah sich alles an. Bei einer Motorsäge blieb er stehen, nahm sie vom Haken und begutachtete sie.

»Steve?«

Er drehte sich zu ihr um. »Hol uns was zu trinken.«

»Was möchtest du?«

»Was Sauberes. Whisky. Keinen Brandy.«

Im Cottage roch es nach Kerzenwachs und den blauen Hyazinthen, die Millie eingetopft hatte. Sie standen auf ei-

nem Fensterbrett und hingen herunter. Sally blieb einen Moment lang stehen, lehnte den Kopf an den kühlen Putz der Wand und betrachtete die Blumen. Nach einer Weile zog sie die Schuhe aus und stellte sie in der Diele auf eine Plastiktüte. Dann rollte sie ihre Jacke zusammen und stopfte sie in einen Müllsack. Auf Strümpfen ging sie mit dem Sack in ihr Schlafzimmer, zog sich bis auf die Unterwäsche aus und packte ihr ganzes blutgetränktes Zeug hinein. Sie suchte ein T-Shirt und eine Skihose heraus, die sie anlässlich einer von Julians Geschäftsreisen nach Österreich gekauft hatte, zog sie an, schob die Füße in ein Paar Turnschuhe und kehrte zurück in die Diele, wo sie die Haare zu einem Pferdeschwanz zusammenband. Sie holte Handtücher aus dem Wäscheschrank und einen Stapel Geschirrtücher aus dem Schränkchen unter der Spüle. Der Whisky stand ganz hinten im Schrank, hinter Millies Schulbüchern. Seit sie hier waren, hatte Sally ihn nicht angerührt; eigentlich bewahrte sie ihn nur für Gäste auf. Sie legte die Flasche auf die Handtücher, gab zwei Gläser und eine Plastikflasche mit sprudelndem Mineralwasser dazu und trug alles aus dem Haus.

Der Mond war durch die Wolken gebrochen, und als sie den Rasen überquerte, übermannte sie die furchtbare Schönheit ihres Gartens. Er hatte immer etwas Warmes und Gesundes für sie ausgestrahlt, selbst im tiefsten Winter, doch jetzt war er das silbrige Spiegelbild von etwas Altem und Krankem. Einen Moment lang blieb sie stehen und wandte das Gesicht nach Westen, denn von dort schien etwas sie zu beobachten. Die Felder jenseits der Hecke, die sich immer so friedlich gezeigt hatten, waren heute Abend voll von Schatten, die sie nicht erkannte.

Steve stand vor dem offenen Kofferraum in der Garage. Im elektrischen Licht sah sein Gesicht gelb und hohläugig aus. Sie legte die Handtücher hin, goss Whisky – nicht zu viel – in die beiden Gläser und reichte ihm das eine. Sie standen einander gegenüber, hoben die Gläser, als tranken sie auf etwas Gutes, und leerten sie in einem Zug. Bei dem Geschmack verzog Sally das Gesicht, und sie trank hastig von dem Wasser.

»Wir müssen ihn hinausbringen. Ins Gras.«

Sally ließ die Wasserflasche sinken. »Warum?«

»Hilf mir einfach. Pack die Plastikplane.«

Sie stellten die Flasche und die leeren Gläser auf das Fensterbrett und zogen sich die Gummihandschuhe an. Zusammen traten sie an den Kofferraum, und jeder packte ein Ende des Plastikkokons und zog. Davids Leiche rollte mit einer erhobenen Hand nach vorn, fast als wisse er, dass er gleich auf den Boden fallen würde. Steve fing sein Gewicht auf und verzog das Gesicht, als der Druck auf seine verletzte Hand schmerzhaft wurde. Zusammen ließen sie den Toten auf den Boden sinken. Man sah Davids Gesicht durch das Plastik; es sah aus, als spähe er durch ein Fenster.

»Lieber Gott.« Steve wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn. »Lieber Gott.«

Sally starrte ihn an. Er durfte nicht aufgeben. Nicht jetzt, nicht nach dem, was sie schon getan hatten. Ein Zurück gab es nicht mehr.

»Steve?«

»Ja.« Wieder wischte er sich über die Stirn. Schüttelte sich einmal. »Okay«, sagte er und war plötzlich wieder ganz konzentriert bei der Sache. »Roll dein Ende zusammen.«

»Gut. Ja. Natürlich.«

Sie verknöteten die Plastikplane an den Enden und wuchteten die Leiche zusammen aus der Garage in die Einfahrt. Sie mussten seitwärts schlurfen; über zwei Steinstufen kämpften sie sich mit ihrer Last hinunter auf den Rasen.

»Hier«, sagte Steve, und sie ließen ihr Bündel mitten auf der Grasfläche fallen.

Er richtete sich auf und sah sich um. So weit das Auge reichte, war kein Licht zu sehen, nur die hellen Punkte der ersten Sterne am Himmel. Er betastete seine Taschen, holte sein Telefon heraus und schaltete es mit dem Daumen ein. Dann ging er damit um den Toten herum und fotografierte ihn. Er achtete darauf, dass er das Gesicht aus verschiedenen Perspektiven festhielt.

»Was machst du denn da?«

Er lächelte grimmig. »Ich hab keine Ahnung. Ich tue einfach so, als wäre ich in einem Film. Als wäre ich Robert de Niro. Oder Scorsese. Ich tue das, was ein Killer bei denen täte.«

»Oh.« Sie rieb sich die Oberarme. »Mein *Gott*.«

Er ging in die Hocke und betrachtete vorsichtig Davids rechte Hand.



»Was ist das?«

»Sein Siegelring. Mit vier Diamanten und einem Smaragd. Daran kann man ihn identifizieren.« Er machte mehrere Fotos von dem Ring, und dann zog er ihn ab und schob ihn in die Tasche. Er steckte das Handy ein und schlurfte in der Hocke seitwärts, hakte einen Zeigefinger hinter Davids Vorderzähne und drückte mit der anderen Hand vorsichtig den Unterkiefer herunter. Dann drehte er das Gesicht zur Seite. Der Tote gab einen langen, leisen Seufzer von sich.

Sally wich zurück und prallte gegen das Auto. Davids Kopf sank seitlich auf den Boden, die Augen starr geöffnet.

»Alles okay«, sagte Steve leise. »Wirklich – alles okay. Das ist nur Luft, die aus seiner Lunge kommt.«

Sally sank zitternd in die Hocke. Steve fuhr sich mit der Zunge über die Lippen und fuhr fort, das Innere von Davids Mund zu untersuchen. Er senkte das Kinn auf die Brust, spähte mit schmalen Augen in die Mundhöhle und grunzte befriedigt.

»Das wird gehen.«

Er stützte einen Ellenbogen ins Gras und legte sich der Länge nach neben Davids Leiche, wandte sich ihm zu, als

habe er vor, ein langes, kompliziertes Gespräch mit ihm zu führen. Mit der freien Hand wühlte er sein Telefon wieder heraus und verbrachte fast fünf Minuten damit, das Gesicht und die Zähne zu fotografieren. Als er fertig war, stand er auf und sah Sally an.

»Was denn?«, zischelte sie. »Was jetzt? Wie geht's weiter?«

»Ich sage doch, ich hab so was noch nicht gemacht.«

Er ging zurück in die Garage und nahm noch ein paar Dinge aus dem Regal. Im trüben Licht sah sie, wie er Benzin aus einem Plastikkanister in ein Motorwerkzeug schüttete. Die Säge. Er kam damit heraus und blieb vor dem Toten stehen.

»Nein«, flüsterte sie. »Nein, das können wir nicht tun.«

»Wir haben keine andere Wahl. Jetzt nicht mehr.«

Sie schloss die Augen und atmete tief durch. Irgendetwas versuchte, sich mit harten Schlägen aus ihrer Brust zu befreien. Schwer atmend zählte sie bis zwanzig, bis das Rauschen in ihrem Kopf nachließ und das Ding in ihrer Brust zu hämmern aufhörte.

Sie öffnete die Augen und sah, dass Steve sie abwartend beobachtete.

»Okay«, murmelte sie. »Okay. Wo fangen wir an?«

»Mit dem Gesicht«, sagte er gepresst. »Denn das ist der schlimmste Teil. Wir fangen mit dem Gesicht an.«

Die Wirkung des Whiskys ließ schnell nach. Sie hielten sich aufrecht, indem sie einen Timer auf fünfzehn Minuten stellten. Dann zwangen sie sich dazu, diese fünfzehn Minuten zu arbeiten, aber sowie der Timer klingelte, rissen sie sich die Gummihandschuhe herunter, warfen sie auf die Plastikfolie neben David Goldrabs Überresten und liefen in die Garage. Dort wandten sie der Scheußlichkeit auf dem Rasen den Rücken zu, tranken wieder einen Whisky und spülten ihn mit Wasser herunter. Sie sprachen nicht; sie tranken schweigend und schauten einander dabei in die Augen, als müssten sie ein lebendes menschliches Wesen ansehen. Fleisch sehen, in dem sich Blut und Wärme und Leben bewegte.

»Wir können nicht weitertrinken«, sagte Steve. »Wir müssen noch fahren.«

Sally ließ den Blick hinaus zu der Plastikplane wandern. Schleimig violette Klumpen glitzerten dort im Mondlicht.

Steve erklärte immer wieder, er wisse ganz genau, wie die Polizei arbeite: Ohne Leiche und ohne Motiv könnten sie nirgends anfangen. Menschliche Überreste, behauptete er, seien leichter zu verstecken, als alle glaubten; die meisten Kriminellen hätten nur nicht genug Zeit, Mittel und Eier in der Hose, um ihre Opfer richtig verschwinden zu lassen. Dabei sei es einfach, wenn man nur nicht zu zimperlich sei, die menschliche Herkunft der Überreste unkenntlich zu machen. Dann könne man sie unmittelbar vor der Nase der Polizisten verstecken, und sie würden daran vorbeigehen. Sally hatte den Verdacht, dass er redete wie einer, der wusste, was er tat, um sie zu beruhigen. Aber sie sagte nichts.

»Von jetzt an ist es leichter«, sagte er. »Das Schlimmste haben wir hinter uns. Wir können aufhören mit dem Whisky. Und wir sollten etwas essen.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich werde nie wieder essen.«

»Ich auch nicht. Ich sage nur, wir sollten.«

Sie gingen wieder hinaus und machten sich daran, die einzelnen Stücke auf acht Haufen zu verteilen. Mit einer Zange brach Steve ein paar Zähne aus Davids zertrümmertem Unterkiefer. In der Garage war nirgends eine Schraubzwinge; deshalb musste er den Kiefer zwischen die Knie klemmen, um ihn festzuhalten. Sally machte Fotos mit seiner Handykamera. Sie hörte das Knirschen von reißendem Bindegewebe, als die Zähne sich aus dem Knochen lösten, und sie wusste, sie würde dieses Geräusch nie mehr vergessen. Steve befestigte einen spiralförmigen Klingenaufsatz, der zum Mischen von Farbe gedacht war, am Elektrobohrer, und zusammen warfen sie Fleisch- und Knochenstücke in einen Eimer. Sie umspannten die Bohrmaschine mit Plastikfolie, damit der Inhalt nicht herausspritzen konnte, und dann schaltete Steve den Bohrer ein, stieß ihn immer wieder in den Eimer und zermahlte die Stücke zu Brei.

Gegen ein Uhr morgens war er schweißgebadet, und auf dem Rasen standen zehn Plastiktüten, prall gefüllt mit einer undefinierbaren roten Masse. Sally meinte, sie sollten ein

Gebet sprechen oder so etwas. Den Tod mit irgendeiner Geste zelebrieren.

»Glaubst du, da oben ist jemand, der sich so ein Gebet anhört?«

»Ich weiß es nicht.« Sie stand in der Einfahrt, wie gebannt von den Plastiktüten. »Vielleicht ist es nicht so wichtig, ob wir es glauben. Vielleicht kommt es nur darauf an, ob *er* es geglaubt hat. David.«

Steve schüttelte den Kopf. »Entschuldige, Sally, aber wir haben einfach keine Zeit für Lehrstunden in Moral. Wenn es da oben einen Gott gibt, dann verschwende Seine Zeit nicht damit, dass du für David Goldrabs Seele betest. Bete einfach – so gut du nur kannst.«

»Wofür?«

»Für uns.«

Die Wolken verzogen sich, und der Mond hockte tief und gleißend über dem ländlichen Somerset. Sally stellte ihre Marmeladenkochtöpfe auf dem Rasen auf, füllte sie mit Kalkentferner und säuberte alles, was sie benutzt hatten – die Bohrmaschine, die Motorsäge, die Plastikplane, die Tüten. Dann zerschnitt sie das ganze Plastik in kleine, briefmarkengroße Quadrate und stopfte sie in einen Müllsack. Unterdessen warf Steve die Kleidung, die sie getragen hatten – und auch die Schuhe und die Handtücher –, auf ein Blumenbeet an der Westseite des Hauses, übergoss sie mit Paraffin und zündete sie an. Als das Feuer erloschen war, gruben sie die Asche in den Boden, und dann breiteten sie neue Plastikfolie im Kofferraum des Audi aus und luden die Einkaufstüten hinein. Eine Tüte mit Haaren und größeren Knochenstücken, die der Mixer nicht hatte pulverisieren können, kam in den Fußraum vor dem Rücksitz. Der



Wagen war erfüllt vom fauligen Geruch einer Mischung aus Gedärm und Fäkalien. Sally und Steve behielten die Jacken an, drehten die Heizung auf und öffneten die Fenster.

Steve kam vom Land in der Gegend von Taunton. Er war ein Wanderer – einer von denen, die sämtliche Messischblätter der Britischen Inseln säuberlich nach Codenummern geordnet im Regal hatten. Er kannte sich im Grenzland zwischen Somerset, Gloucestershire und Wiltshire besser aus als Sally, und er hatte seine Route schon geplant. Sie berührte Flüsse und Kanäle und Wälder, in denen nachts die Dachse unterwegs waren. Sie berührte auch das Mündungsgewässer des Severn, und Steve watete im riesenhaften grauen Schatten des stillgelegten Atomkraftwerks von Berkeley in den Schlick hinaus. Sie machten an den Rändern einzelner Dörfer halt und quetschten klumpenweise Brei durch die Gullygitter am Straßenrand, und sie stapften über ein Feld in den Mendip Hills und drückten den Inhalt der letzten Tüte durch das Drahtgitter, das einen der alten römischen Bergwerksschächte sicherte. Steve stand in der stillen Dunkelheit über das Drahtgitter ge-

beugt und lauschte auf das leise, nasse Klatschen des zerkleinerten Körpergewebes an der Schachtwand.

Ab und zu drehte Sally sich zur Seite und warf einen Blick auf sein Gesicht im Licht der Armaturenbeleuchtung, während er fuhr. Sie sah seine Augen, die fest auf die Straße gerichtet waren, und ein seltsamer Gedanke kam ihr in den Sinn: Zum ersten Mal in ihrem Leben war sie gleichwertig gewesen. Sie hatten etwas gemeinsam getan. Etwas Hässliches, Perverses, Unvorstellbares, aber getan von zwei gleichrangigen Personen. So verrückt das alles war, aber noch nie war sie jemandem so nah gewesen.

Er drehte den Kopf und sah, dass sie ihn anschaute. Nur eine Sekunde lang erwiderte er ihren Blick, aber in diesem Moment ging etwas zwischen ihnen hin und her. Etwas, das ihren Magen kribbeln ließ, als sammelte sich dort eine seltsame Kraft. Wie die anfängliche Aufregung vor den Ferien. Das Verlangen zu schreien und zu tanzen. Sie packte eine Handvoll geschreddertes Plastik und warf es durch das offene Fenster in den Fahrtwind, und im Seitenspiegel sah sie, wie es im roten Schein der Rücklichter umherwirbelte wie Konfetti. Es sah so schön aus, dass es zu einem Fest

gepasst hätte. Komisch, dachte sie, wie trügerisch alles im Leben war.

# ZWEITER TEIL

»Ich habe etwas für Sie.«

»Wird auch Zeit.«

»So was geht nicht einfach über Nacht. So läuft das nicht.«

Der Mann am anderen Ende der Leitung – ein Sachbearbeiter bei der SOCA, der Serious Organized Crime Agency – hatte Zoë und die Art, wie sie auf Antwort drängte, allmählich satt. Heute war Montag, und in den letzten vier Tagen hatte sie mindestens zweimal täglich angerufen, um zu hören, ob die Nachforschungen zu einem aus London stammenden Pornoproduzenten namens London Tarn irgendetwas erbracht hätten.

»Vielleicht nicht über Nacht, aber innerhalb eines Jahres. Das wäre nicht zu viel verlangt, oder?«

»Es gibt keinen Grund, sarkastisch zu werden.«

*Wenn Sie nicht so beschissen lahmarschig wären, brauchte ich es nicht zu werden.* Das hätte sie am liebsten gesagt, doch sie presste die Lippen zusammen, klopfte mit dem Finger auf den Tisch und riss sich zusammen. London Tarn war der Geschäftsführer des Clubs in Bristol gewesen, in dem sie gearbeitet hatte – der Einzige damals, der ihren wirklichen Namen gekannt hatte. Sie hätte nie gedacht, dass sie noch einmal von ihm hören würde – sie hatte angenommen, er sei irgendwo im Ausland verschwunden, aber nein. Anscheinend hatte sie all die Jahre von geborgter Zeit gelebt, denn er war die ganze Zeit in England gewesen, irgendwo hier in der Gegend, und hätte er sich jemals aus irgendeinem Grund auf einem Polizeirevier wiedergefunden und den Namen Zoë Benedict in Verbindung mit dem Dienstgrad »Detective Inspector« gehört – dann wäre sie im Arsch gewesen. Und zwar gründlich im Arsch. Das war das Problem mit der Vergangenheit. Welche Macht sie hatte, erkannte man immer erst so richtig, wenn es zu spät war.

Sie drehte ihren Stuhl ungeduldig hin und her. Zumindest war ihre Energie wieder da. Die Suche nach ihm half ihr

dabei, nicht an Ben zu denken. »Ist schon recht«, sagte sie. »Jeder, wie er kann. Danke für das, was Sie getan haben. Wie erhalte ich es?«

»Per E-Mail. Es müsste schon bei Ihnen sein. Es sei denn, Ihr Webmaster ist ein Paragraphenreiter.«

Sie gab ihr Passwort ein und rief den Posteingang auf. Es war da – eine mit Attachments vollgepackte Mail. »Yep – ich hab's hier.«

»Ein paar Details fehlen. Wenn diese Kerle vorbestraft sind, kriegen Sie noch die Polizeifotos – aber ein paar von denen sind nicht überführt worden, und wir sind dabei, Erkenntnisse über sie zusammenzustellen. Deshalb könnten deren Fotos noch fehlen. Soll ich Ihnen kurz erläutern, was dabei ist?«

»Gern – ich meine ...« Sie schob die Zunge zwischen die Zähne und scrollte die Liste der Dateianhänge durch. Als Polizeibehörde, die für die Bekämpfung der organisierten Schwermriminalität zuständig war, versammelte die SOCA Informationen von verschiedenen anderen Stellen: von den alten Dezernaten für Sitte und Straßenkriminalität, von Dezernaten für Schwerverbrechen überall im Land, den Zoll-

und Steuerbehörden, den Handelsaufsichtsbehörden, ja, sogar vom Arbeits- und vom Rentenministerium. Die Unterlagen, die sie schickte, sahen manchmal aus wie vorsintflutliche MS-DOS-Ausdrucke. Sie fand ein Attachment, das vielversprechend aussah, und klickte es an. Eine Liste von Namen floss über den Bildschirm. »Sieht aus, als wären es verdammt viele. Gibt es wirklich so viele Porno-Produzenten in diesem Land?«

»Ich habe die Liste für Sie eingegrenzt, so gut ich konnte. Den Namen London Town habe ich aber nirgends gefunden.«

»Nein – das war wahrscheinlich ein Spitzname, den er sich hier in der Gegend eingefangen hat.«

»Aber Sie wollten, dass ich mir Londoner ansehe, ja?«

»Londoner, die in den neunziger Jahren ins West Country gekommen sind, ja.«

»Na, wie Sie sehen, gab's davon eine Menge. Und ein paar davon, dachte ich, möchten Sie sich vielleicht genauer ansehen. Da ist ein Franc Kaminski. Hat ein Vermögen mit einer Porno-Website namens Myrichdaddy verdient. Das Schwerverbrechensdezernat ist seit Jahren hinter ihm her;



auf der Website befindet sich ein Portal zu einer Newsgroup, die hauptsächlich Kinderpornos verdealt.«

»Franc Kaminski? Ein Pole?«

»Seine Eltern vielleicht. Er ist aus London.«

»Kaminski?« Nachdenklich klopfte sie mit dem Stift an ihre Zähne. »Ich weiß nicht. Wann ist er in die Gegend hier gezogen?«

»1998.«

»Nein. Dann ist er's nicht. Dieser Typ ist seit 1993 hier. Und Kinderporno passt nicht.«

»Okay. Streichen Sie den und die nächsten beiden dann auch – die sind eindeutig mit Kinderporno befasst. Schauen Sie sich Mike Beckton an. Der war irgendwann in den frühen Achtzigern da; Genauerer kann man schwer sagen. Im Moment sitzt er im Knast. Da gibt's ein Foto.«

»Ja, ich sehe es. Das ist er nicht. Und der Kerl darunter?« Sie sah das Foto eines nahöstlich aussehenden Mannes. »Halim So-und-so, ich kann's nicht aussprechen, aber der ist es auch nicht. Der, den ich suche, ist so weiß, wie es nur geht. Falls er überhaupt was ist, dann vielleicht Jude.«

»Okay, damit wären einige von denen ausgeschlossen. Ich sag Ihnen was: Scrollen Sie mal weiter runter. Unten sind vier, die aus London nach Bristol gekommen sind. Fotos gibt's keine, aber sie sind alle unter Code *IC* gelistet: weiße Europäer.«

»Yep. Ich hab sie. Jo Gordon-Catling? Klingt nicht nach dem Mann, den ich suche, aber ich würde trotzdem gern ein Foto von ihm sehen.«

»Ich habe es erst heute Morgen bekommen. Ich werde es scannen, wenn wir hier fertig sind, und maile es Ihnen dann. Die letzten drei Namen kommen direkt von Ihrem Koordinationsteam in Somerset. Der zuständige Officer hat Ihre E-Mail-Adresse. Er schickt Ihnen die Fotos später.«

Sie legte den Zeigefinger an den Bildschirm und betrachtete die letzten Namen. »Marc Rainer?«

»Yep. Den haben sie noch nicht gefasst, aber er wird gesucht wegen Imports von Pornografie, die gegen das Sexualstrafatengesetz verstößt. Sado-Maso-Kram, und da hat das Gesetz natürlich einiges geändert. Richard Rose – ein kleiner Fisch, war seit Jahren nicht mehr aktiv. Wir nehmen an, er ist inzwischen sauber, aber ein kurzer Blick

kann nicht schaden. Der Letzte ist der größte Akteur von allen. In den späten neunziger Jahren hat er Kommandosoldaten des Special Boat Service benutzt, um scheußliches Material ins Land zu schmuggeln. Hat den Spezialkräften einen Tausender pro Einsatz dafür gezahlt, dass sie mit einer Barkasse in Poole landeten und an einem der Millio-  
närsanleger bei Sandbanks festmachten. Das Dezernat für Organisiertes Verbrechen bei der Metropolitan Police hat ihn auf dem Radar, das Dezernat für Internetkriminalität sowieso, und sogar die Sonderermittler der Finanzbehörde haben ihm schon eine Abreibung verpasst. Aber der Junge ist glitschig wie ein Aal. Sie kriegen ihn einfach nicht zu fassen.«

»Okay. Wie heißt der?«

»Goldrab.«

»Goldrab?«

»Richtig. David Adam Goldrab.«

## 2

Es war heiß im Büro. Der Drucker schnurrte immer noch und spuckte ein heißes Blatt nach dem andern aus. Zoë starrte die Namen an und versuchte sie zu zwingen, etwas zu bedeuten, ihr irgendetwas zu vermitteln. Marc Rainer, Jo Gordon-Catling, Richard Rose, David Goldrab. »Na los, London Tarn«, brummte sie. »Welcher von denen bist du?«

Die Dokumentation enthielt nichts, was ihr weiterhalf. Sie brauchte ein Gesicht, das sie mit den Details verbinden konnte. Aber bis die versprochenen E-Mails kämen, konnte eine Ewigkeit vergehen. Sie schob ihren Stuhl zurück, wanderte in die Küche am Ende des Korridors und schaltete den Wasserkocher ein. Während sie wartete, stand sie am Fenster und schaute müßig hinunter auf den Parkplatz. Streifenwagen fahren ein und aus, und Fußgänger kamen und gingen. London Tarn wiederfinden, nach all den Jahren? Sie wusste nicht, wie ihr das gefiel.

Sie wollte sich vom Fenster abwenden, als sie einen Officer und einen halbwüchsigen Jungen in Schuluniform über den Vorplatz gehen sah. Sie legte die Stirn ans Fenster. Diesen strohblonden Haarschopf kannte sie. Es war Peter Cyrus, Millies Freund. Stirnrunzelnd schaltete sie den Wasserkocher aus und ging hinaus in den Korridor. DC Goods kam aus der Einsatzzentrale und überflog eine Aktennotiz.

»Goodsy?«

Er hob den Kopf. »Hmm?«

»Einer von Ralph Hernandez' Freunden ist im Gebäude. Peter Cyrus. Irgendeine Ahnung, weshalb?«

Er legte den Kopf schräg. »Wissen Sie es nicht?«

»Weiß ich was nicht?«

»Von dem Überwachungsvideo?«

»Von welchem Überwachungsvideo?«

»Ich dachte, das weiß jeder.«

»Wahrscheinlich *weiß* es auch jeder. Bloß ich nicht. Sie wissen doch ...« Sie tippte sich an die Stirn. »Ich hab hier ein Schild. ›Wichtige Informationen? Mir bitte auf jeden Fall zuletzt mitteilen.««

Er zuckte nachsichtheischend die Achseln. »Ben hat ein Team durch die Pubs ziehen lassen. In denen Hernandez mit seinen Kumpels getrunken hat?«

»Jaaa?«, sagte sie vorsichtig.

»Na, er war da nicht. Keiner von denen war da. Wir haben Stammgäste und Personal befragt, und die haben Kas-senbons und Überwachungsvideos kontrolliert. Sie haben alle gelogen.«

### 3

Zoë konnte Peter Cyrus nirgends entdecken, aber sie fand Nial Sweetman, der missmutig zusammengesunken am Empfang saß. Sie sah ihn durch die Glastür, als sie den Korridor herunterkam, und sein Gesicht sprach Bände: Er wäre überall lieber gewesen als hier. Nial hob den Kopf, als er hörte, wie die Tür aufging, und als er sah, dass sie es war, leuchtete ein matter Hoffnungsschimmer auf seinem Gesicht auf. Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Ich bin nicht die, die dich vernimmt. Tut mir leid.«

Er sackte wieder zusammen, stützte die Ellenbogen auf die Knie und starrte auf den Boden. Zoë warf einen Blick hinüber zum diensthabenden Sergeant am Empfang. Er telefonierte und starrte dabei aus dem Fenster, ohne sie zu beachten. Sie blieb mit verschränkten Armen neben Nial stehen, beobachtete den Sergeant von der Seite und sprach leise aus dem Mundwinkel.

»Ich darf eigentlich gar nicht mit dir reden. Ich könnte ernsthafte Schwierigkeiten bekommen. Und dich könnten sie wegen Behinderung der Ermittlungsarbeiten drankriegen.«

»Ich weiß«, brummte er. »Das hat mein Dad schon gesagt.«

»Warum zum Teufel hast du das getan?«

Nial zuckte die Achseln. »Weil er ein Kumpel ist? Weil ich dachte, es ist eine gute Idee. Das werde ich sagen. Dass es meine Idee war.«

»War es denn deine?«

»Natürlich«, sagte er ausweichend. »Und das wird auch Ralph sagen. Und Peter.«

»Du weißt, dass ihr ganz schön in der Scheiße sitzt.«

»Er ist mein Kumpel«, sagte er erbittert. »Auf einen Kumpel passt man auf.«

Zoë schüttelte den Kopf. Wann würden die Leute es lernen? Der Sergeant am Empfang gähnte jetzt und kratzte sich beim Reden an der Brust. »Also, Nial«, sagte sie leise, »wenn sie dich fragen, wo du an dem Abend wirklich warst, was wirst du dann sagen?«



»Dass ich zu Hause war.«

»Mit Ralph?«

»Na ja ...« Nial rutschte voller Unbehagen hin und her.

»Ja?«

Er rieb sich die Nase und schaute zur offenen Tür. Draußen auf der Straße schien die Sonne. Sein Blick war verlangend – als sei er im Begriff, einen Pakt mit dem Teufel zu schließen, und als sehe er hier vielleicht zum letzten Mal das Tageslicht.

»Nial?«

»Nein«, gestand er. »Nicht mit ihm. Ich weiß nicht, wo er war. Aber ich kann Ihnen eins garantieren.« Er sah zu ihr auf. In seinem Gesicht waren rote Flecken. »Ich garantiere Ihnen, er hat Lorne Wood nichts getan.«

## 4

Zoë ging in ihr Büro zurück und biss die Zähne so heftig zusammen, dass sie wehtaten. Ralphs Gesicht ging ihr nicht aus dem Kopf, die Riesenangst, die er vor seinen Eltern gehabt hatte. Auch Nial konnte sie nicht vergessen. *Er hat Lorne Wood nichts getan. Nial wusste, was sie nur ahnte: dass Ralph kein Mörder war.*

Die Tür zur Einsatzzentrale stand offen, das Whiteboard war vollgekritzelt. Ralphs Foto klebte daran. Sie ging daran vorbei und starrte die Berge von Unterlagen an, die in ihrem Zimmer lagen. *Vielleicht* war jemand dabei, der *vielleicht* etwas wusste, das *vielleicht* bewies, dass sie alle unrecht hatten. Etwas, das Ralph aus der Patsche helfen würde. Sie ließ sich auf den Stuhl fallen, und ein Gefühl der Niederlage beschlich sie. Eine Menge »vielleicht«, und nichts Konkretes. Ralph hatte keine Chance. Nicht die kleinste beschissene Chance.

Irgendwo draußen wurde eine Tür zugeschlagen. Sie stand nicht auf, aber sie streckte das Bein aus und zog ihre Tür mit der Fußspitze ein kleines Stück weiter auf. Ben kam durch den Korridor. Er hatte eine Akte unter dem einen Arm, hielt seine Brille in der anderen Hand, und er sah angespannt aus, als ob ihm von diesem Fall wirklich der Kopf schwirrte. Nial schlich beklommen hinter ihm her; er bemühte sich, lässig auszusehen, aber das gelang ihm so schlecht, dass er nur verschlagen wirkte. Die beiden sprachen nicht miteinander.

Zoë wollte sich wieder zurückziehen, als Bens Bürotür aufging und Debbie herauskam. Sie trug ein cremefarbenes Spitzenkleid – feminin und unschuldig –, und ihre gebräunten Füße steckten in hochhackigen grünen Sandalen. Ihr Gang war wiegend, als genieße sie das Leben. Ihr Gesichtsausdruck veränderte sich, als sie Nial erblickte. Sie blieb vor der Tür stehen, verschränkte die Arme und runzelte die Stirn, als er vorbeiging. Wie eine Schulleiterin, die soeben dem größten Troublemaker der Schule begegnete. Er hob den Kopf und sah sie mürrisch an, und Debbie schüttelte sehr, sehr langsam den Kopf. Eine Geste, die sagte: *Du*

*dummer, dummer kleiner Junge.* Und als gebe es auf der ganzen Welt nichts Enttäuschenderes, machte sie kehrt und ging in die andere Richtung davon.

Zoë stieß die Tür mit dem Fuß ins Schloss, bevor jemand sie sehen konnte, und drehte ihren Stuhl wieder zum Computer um. Ihr Gesicht glühte. Sie krepelte den rechten Ärmel hoch und betrachtete ihre Haut. Sie war übersät von Krusten und Narben. Sie fand eine unversehrte Stelle. Es wäre leicht, die Fingernägel hineinzubohren – so leicht. Sie schloss die Augen. Du musst das nicht, Zoë. Tu's nicht.

Der Computer teilte ihr mit einem Piepsignal mit, dass eine E-Mail gekommen war. Sie öffnete die Augen und schaute blinzeln auf den Bildschirm. Die Mail stammte von einem Detective Sergeant im Koordinationsteam. Neben der Betreffzeile war das Icon einer Büroklammer: Die Mail enthielt einen Anhang. Sie rollte den Ärmel herunter und klickte den Anhang auf. Es war eine pdf-Datei mit drei Teilen: Marc Rainer, Richard Rose und David Goldrab.

Marc Rainer sah sie sich als Ersten an. Das Foto zeigte ihn beim Verlassen eines Cafés in einer unauffälligen Straße, begleitet von zwei Schwarzen, die in ihren engen Hosen

und mit den Afro-Frisuren aussahen, als wollten sie in einem Blaxploitation-Film mitspielen. Rainer war untersetzt und trug einen senffarbenen Rollkragenpullover unter einer braunen Lederjacke. London Tarn war er nicht. Das zweite Foto war im polizeilichen Gewahrsam entstanden. Richard Rose. Ein englischer Name, aber seine Wurzeln waren irgendwo in der Levante, vielleicht in der Türkei oder auf Zypern. Sie klickte den Dritten an. Und dann saß sie da, fast ohne zu atmen, und schaute ihm in die Augen.

London Tarn. Unverkennbar. London Tarn. Jahre waren vergangen, aber sie hätte ihn überall wiedererkannt.

Sein Name war David Goldrab.

## 5

»Haben Sie schon mal von David Goldrab gehört?« Der uniformierte Inspector blickte von den Überstundenzetteln auf, die er gerade abzeichnete. Zoë stand mit verschränkten Armen in der Tür. »David Goldrab. Anscheinend hat er Verbindungen zu unserer Gegend.«

Der Inspector legte den Stift aus der Hand und sah sie mit unbewegter Miene an. »Ja ...«, sagte er zurückhaltend. »Warum?«

»Ach, nur so. Sein Name ist mir untergekommen. Ich sehe ihn mir gerade an.« Sie brach ab. Der Inspector zog ein unglückliches Gesicht. »Was ist?«, fragte sie. »Hab ich was gesagt?«

»Nein. Nur ...« Er warf einen Blick auf sein Telefon. »David Goldrab?«

»Ganz recht.«

»Ich habe vor ungefähr einer Stunde mit seinem Bruder telefoniert. Ein netter Kerl – rief aus London an und nannte mich einen ›verschissenen Mistkratzer‹ und noch ein paar andere Sachen. Andeutungen über meine Neigung zu Schaffen hat er auch gemacht.«

»Sein Bruder?«

»Yep. Goldrab hat seit vier Tagen nichts von sich hören lassen. Er wohnt oben in der Nähe von Hanging Hill, und normalerweise spricht er täglich mit seiner Mutter in London, einmal morgens und einmal abends. Aber er meldet sich nicht, und jetzt kriegt sie Anfälle in Serie. Sein Bruder ist am Ausrasten und verlangt, dass wir das gesamte Avon and Somerset Constabulary auf die Suche nach diesem Penner schicken. Der ist also vorbestraft, ja? Wusste ich nicht.«

»Ist er nicht«, sagte Zoë abwesend. Sie dachte an Hanging Hill. Das lag im Norden der Stadt, mit Blick auf den Caterpillar, diese seltsame Baumreihe auf dem Höhenkamm. Es war eine unheimliche Gegend, feucht und ein bisschen einsam. Die Bushaltestelle dort lag an der Buslinie, die weiter zu Beckford's Tower führte, wo Ralph sich

am Abend ihres Todes mit Lorne getroffen haben wollte – und von der aus man dann zu der Haltestelle am Kanal gelangen konnte. »Eigentlich sollte er vorbestraft sein, aber er ist unter dem Radar weggeflogen. Cleveres Kerlchen. Haben Sie schon was veranlasst?«

»Jemand von der Netzdatenauswertung wird sich nachher um sein Telefon kümmern, und wir sehen uns sein Bankkonto an, aber da ist er kaum angreifbar. Ein Wagen fährt bei ihm vorbei und wird nach dem Rechten sehen.«

»Ist er schon weg?«

Er stand auf und reckte den Hals, um aus dem Fenster auf den Parkplatz zu schauen. »Nein. Sie nehmen den Allradwagen, und der steht noch da.«

»Okay. Rufen Sie unten an. Sie sollen sich die Mühe sparen. Ich muss in ungefähr zwanzig Minuten sowieso zum Hanging Hill rausfahren. Da kann ich ihnen die Arbeit abnehmen.«

»Sie werden uns doch nicht auf einmal superhilfsbereit, oder?«



»Hilfsbereit? Du liebe Güte, nein.« Sie klopfte ihre Taschen ab und suchte ihre Schlüssel. »Ich sage doch, ich muss sowieso da hin.«

## 6

Das West Country bekam das Wetter vom Atlantik zuerst. Es bekam den Wind zuerst und den Golfstrom zuerst. Seine Aufgabe war es, Hoch- und Tiefdrucksysteme für den Rest des Landes zu zähmen und sie zu filtern, bevor sie über die mächtigen Städte im Osten hinwegzogen. Aber der Westen war auch daran gewöhnt, bis zuletzt auf die Sonne zu warten. Die Morgendämmerung ließ sich Zeit über Russland, über dem Kontinent, sie kroch über Frankreich, über die Fähren und kleinen Boote auf dem Kanal hinweg, wanderte landeinwärts hinweg über London mit seinen Glastürmen und Stahlgebäuden, die an der Unterseite des Himmels kratzten. Wenn das Tageslicht Bath gefunden hatte, war es des Landes schon müde und lechzte nach dem Blau des Atlantiks. Der Abend in Peppercorn Cottage war eine Fiesta, flammend und lang, aber der Morgen erschien mü-

de, halbherzig und flach, als sei das Licht jetzt nur da, weil es sonst nirgends sein konnte.

An diesem Montagmorgen war es dunstig. Millie war zur Schule gefahren, und Sally und Steve frühstückten am Küchentisch vor dem Fenster. Als sie fertig waren, saßen sie schweigend da und schauten hinaus in den Garten und über die Felder. Zwischen ihnen auf dem Tisch standen eine leere Cafetière und ein Teller mit Croissants, die sie nicht angerührt hatten. Keiner von beiden hatte viel Appetit; seit Donnerstag waren sie müde, immer nur müde. Sally hatte sich am Freitag freigenommen, und Steve hatte seinen Flug nach Seattle verschoben. Anscheinend hatten sie beide keine Energie für irgendetwas.

Ein Reh tauchte draußen auf; es schob die Nase durch die Hecke am unteren Ende des Gartens, und seine Umrisse waren schemenhaft verschwommen im Morgennebel. Sally und Steve rührten sich nicht, aber vielleicht spürte es, dass sie da waren – oder es witterte die Spuren von David Goldrab, reduziert auf acht verknotete, prallvolle Plastiktüten, denn ganz unvermittelt schrak es auf, drehte sich um

und starrte direkt zum Fenster herauf, und dann sprang es davon.

Sally stand auf und ging zur Anrichte. Sie holte einen kleinen Schlüssel aus der Tasche, schloss eine Schublade auf und nahm eine Blechdose heraus, die sie öffnete und zum Tisch brachte. Sie enthielt eine bunte Sammlung von Gegenständen: ein paar Fotos, David Goldrabs Siegelring mit den vier Diamanten und dem Smaragd – ein Diamant für jede Million, die er gemacht hatte, und der Smaragd, als er die fünf Millionen überschritten hatte –, sein Schlüsselbund, der von elektronischen Schlüsseln starrte, zwei massiv goldene Würfel, die am Schlüsselring hingen, und fünf Zähne. Steve hatte die markantesten ausgesucht, die auch auf den Fotos am deutlichsten zu sehen waren: zwei Schneidezähne mit weißen Keramikfüllungen und drei Backenzähne mit Goldkronen. Die feinen, spitzen Wurzeln waren stumpfbraun von Blut. »Ich kann diese Sachen nicht länger hierbehalten. Mit Millie im Haus kann man nie wissen.«

»Ich finde ein Versteck dafür. Ein sicheres Versteck.«

»Werden wir ... es durchziehen? Du weißt schon, mit«, sie biss sich auf die Zunge. Fast hätte sie gesagt, mit Mooney. »Mit den Leuten in London?«

»Die treffe ich morgen. Dann wird alles geregelt.« Er schaute auf das Datum an seiner Armbanduhr. »Ich hätte heute aus Amerika zurückkommen sollen.«

»Ich weiß.«

»Die Reise werde ich immer noch machen müssen, und zwar bald. Ich kann sie nicht noch einmal verschieben. Ich muss mein Leben weiterführen. Das müssen wir beide. Wir müssen so tun, als wäre es nie passiert.«

»Ja.« Sally nickte. »Das weiß ich selbst. Es ist okay.« Sie strich sich das Haar zurück, stand auf und legte die HomeMaid-Schürze um. Als David sie engagiert hatte, hatte er die Agentur gebeten, die Arbeitstage für sie und die Polinnen neu einzuteilen. Heute war der Tag, an dem sie für die Agentur dort putzte. In den Nachrichten war David Goldrab nicht erwähnt worden, und deshalb war klar, dass sie mit nach Lightpil House fahren musste, als wäre nichts passiert. Wenn sie absagte oder sich ungewöhnlich benähme, würde die Polizei zwangsläufig auf sie aufmerk-

sam werden. Der blaue Fleck an ihrer Wange, wo David sie gegen den Kofferraumdeckel gestoßen hatte, war schon verschwunden. Sie hatte wirklich keine Ausrede. »Flieg ruhig nach Amerika. Ich komme zurecht.«

»Sally?«

Sie blickte auf. »Ja?«

»Du weißt, dass alles gut gehen wird, ja?« Im Morgenlicht sah Steves Gesicht älter aus. Mit seinen Bartstoppeln wirkte er, als habe er viele Jahre lang ein hartes Leben geführt. »Ja?«

»Wirklich?«

»Du hast aus einer schlimmen Situation das Beste gemacht. Und es wird keine göttliche Vergeltung dafür geben. Du wirst nicht bestraft werden. Glaubst du mir das?«

Sie schloss die Augen und öffnete sie langsam wieder. »Vielleicht«, sagte sie. »Vielleicht.«

Als Lightpil House in Sicht kam, wusste Zoë im selben Moment, dass Jacqui recht gehabt hatte: Irgendwann hatte sich etwas im Leben des Londoner Jungen, der in den neunziger Jahren ins West Country gekommen war, nachhaltig geändert. Das Haus hinter der Mauer sah fast aus wie ein mediterraner Palast mit seinen weißen Wänden und der von einer Balustrade umgebenen Terrasse, die von der Sonne beschienen wurde. David Goldrab musste bei der Planungsbehörde von Bath jemanden entdeckt haben, der auf seiner Porno-Versandliste stand, denn sonst wäre der Bauantrag für Lightpil House niemals durchgekommen. Das Haus war entsetzlich. Wahrhaft entsetzlich.

Etwa zwanzig Meter vor dem Tor bremste sie ab, lenkte den Mondeo in eine kleine Parkbucht und betrachtete sich im Spiegel der Sonnenblende. Wenn er zu Hause war, würde er sie nach all den Jahren niemals erkennen. Aber viel-

leicht würde er sich an den Namen Zoë Benedict erinnern. Sie hatte ihren Dienstausweis in der Tasche, doch sie besaß noch einen zweiten auf den Namen Evie Nichols, den sie vor Jahren auf einer ausgelassenen Polizistenparty unter dem Tisch gefunden hatte. Von Rechts wegen hätte sie ihn abgeben müssen, doch das hatte sie nicht getan. Sie hatte ihn jahrelang behalten; eines Tages würde er bestimmt nützlich sein, aber jetzt war sie ziemlich sicher, dass sie ihn nicht brauchen würde. Wenn er nicht ans Telefon ging, war er wahrscheinlich nicht zu Hause. Trotzdem zitterte sie, als sie den Mondeo langsam auf das Tor zurollen ließ, sich aus dem Fenster lehnte und auf den Klingelknopf drückte.

Niemand meldete sich. Sie wartete zwei Minuten und klingelte dann noch einmal. Als sich immer noch nichts rührte, parkte sie den Wagen am Wegrand und ging um das Grundstück herum, bis sie eine Lücke in einer Hecke fand. Sie zwängte sich hindurch in den Garten, blieb auf dem Rasen stehen und klopfte ihre Kleidung ab, während sie zum Haus mit seinen riesigen Fenstern und dem gläsernen Wintergarten hinaufschaute. Lorne, dachte sie, hast du je in die-



sem Garten gestanden? Oder auf der Terrasse dort? Oder hinter einem der Fenster da oben?

Lautlos ging sie die Treppe zu der weitläufigen Sandsteinterrasse hinauf, wanderte an der Rückseite des Hauses entlang und spähte in den zwei Stockwerke hohen Wintergarten mit seinen großen Palmen und den Korbsesseln. Er war von Sonnenlicht durchflutet. Sie legte eine Hand an die Scheibe, um ihre Augen zu beschatten, und sah, dass die Halogenstrahler allesamt brannten. Eine Zeitung lag aufgeschlagen auf einem der Polster. Zoës Neugier erblühte wie eine kleine Knospe. Sie ging zur Glastür und stellte fest, dass sie nicht abgeschlossen war. Sie schob den Kopf hinein, schaute hinauf zur Glasdecke und wartete auf das vertraute Piepen einer Alarmanlage. Aber es kam nicht.

»Hallo?«, rief sie. »Jemand zu Hause?«

Stille. Sie schnupperte. Die Luft roch abgestanden, und es war heiß im Haus, als sei die Heizung aufgedreht. Die Glasscheiben in der Decke des Wintergartens waren beschlagen. Verschwunden, hm? Verschwunden? Sie wühlte ein Paar Latexhandschuhe aus der Tasche und zog sie an, bevor sie eintrat und sich in dem riesigen Raum umsah.

Erstaunlich, dachte sie. Das alles nur, weil manche Leute gern anderen Leuten beim Sex zusahen. Sie ging in die große Küche und sah Goldglanz, Marmor und Deckenstrahler. Zwei Champagnergläser standen auf dem Küchentisch, und eins war halb voll. Ein halb verzehrtes Sandwich lag auf einem Teller neben dem Kühlschrank und wurde allmählich hart und grau. In der Mikrowelle stand ein Teller Pasta, ebenfalls eingetrocknet und erstarrt. Sie öffnete den Kühlschrank und sah eine offene Champagnerflasche. Sie durchstöberte die Fächer und fand Vitaminpräparate, Orangensaftkartons, Speck- und Würstchenpackungen. Auf einer marmornen Käseplatte lagen vier Käseecken unter Plastikfolie. Sie nahm eine Tüte küchenfertigen Salat heraus und kontrollierte das Haltbarkeitsdatum: der 15. Mai. Gestern.

»Hallo?« Sie blieb im Flur stehen und rief die Treppe hinauf. »Mr. Goldrab?«

Keine Antwort. Sie ging die Marmortreppe hinauf, und ihre Schritte hallten ringsum von den Wänden wider. Sie sah sich überall im ersten Stock um, in beiden Flügeln des Hauses, öffnete Türen und spähte in Zimmer, die aussa-

hen, als wären sie seit dem Bau des Hauses nie mehr betreten worden. Da war ein Fitness-Studio, ein Heimkino, eine Badewanne mit Klauenfüßen und einem Wasserhahn in Form eines Schwans, und ein Vierpfostenbett in einem der Zimmer hätte Platz für zehn Leute geboten. Aber nirgends ein David Goldrab. Oben auf der Galerie fiel ihr Blick auf eine offene Vitrine. An der Rückwand hing ein Foto von einer nächtlichen Safari. Zwei Aluminiumarme ragten hervor. Eine Ausstellungsvitrine – aber leer. Zoë schloss und öffnete die Glastür versuchsweise und betrachtete erst das Schloss, dann die Aluminiumhalterung. Was immer da fehlte, war wichtig.

Sie suchte im Erdgeschoss, aber sie fand ihn nicht. Ein Büro mit Blick auf den Garten hinter dem Haus war voll von Computern und DVD-Playern; alle waren schwarz, und rote Dioden blinkten an den glänzenden Fronten. Ein maßgefertigtes Bücherregal aus einem rötlichen Holz – vielleicht Walnuss – füllte eine Wand aus und war voll von Fotos. An zwei Computern leuchtete ein Lämpchen. Als sie die Maus des ersten hin und her schob, erwachte der Bildschirm zum Leben. Eine Tabelle mit Zahlen in drei

Spalten. Ein kleiner Schubs, und auch der zweite PC kam zu sich. Auf seinem Monitor erschien eine Ansammlung von Video-Icons. Sie las die Titel: *Bukkake in Gateshead*, *Bukkake in Mayfair*. Bukkake – wie Jacqui gesagt hatte. O Gott, dachte sie. Lorne, wenn ich dein Gesicht in einem davon finde – ich schwöre dir, ich finde eine Möglichkeit, es geheim zu halten.

Sie schloss die Jalousien, setzte sich auf den Drehstuhl und klickte die Icons an, und mit aufgestützten Ellenbogen sah sie sich die Videos an. Jacqui hatte recht gehabt: Bukkake war scheußlich. Soweit sie es übersehen konnte, verstieß nichts davon gegen irgendein Gesetz, aber es war ziemlich ekelhaft, und dabei war Zoës Toleranzschwelle für solche Dinge ziemlich hoch. Sie hoffte inständig, dass ihr nicht plötzlich Lornes Gesicht aus einer dieser Sickergruben entgegenschaun möge.

Sie konzentrierte sich so angestrengt auf die Gesichter der Mädchen, dass sie den männlichen Star der Show erst im dritten Video erkannte. Jake the Peg. Jake the Peg! Gott, dachte sie, manchmal war sie wirklich dumm wie Bohnenstroh. Das ganze Revier hatte sich gefragt, womit Jake sei-

nen Auftritt in letzter Zeit dermaßen aufgestylt hatte – denn sie hatten gewusst, dass mehr dahinterstecken musste als seine Drogendealerei an Schulkinder. Aber ein Pornostar? Der alte Peggie? Darauf war niemand gekommen. Und niemand hätte vermutet, woher er seinen Spitznamen hatte. *The Peg*. Der Zapfen. Zoë lachte kurz und trocken. »So, Peggie«, sagte sie leise und schaute auf den Bildschirm, »das ist also dein Geheimnis.« Himmel, die Welt war wirklich ein schräger Laden.

Zwei Stunden lang durchkämmte Zoë die Festplatten mit einem feinen Kamm, und danach war sie zu 99,9 Prozent sicher, dass Lorne in keinem der Videos zu sehen war. Eine oder zwei Darstellerinnen, die nur einen kurzen Auftritt hatten, waren nur undeutlich zu erkennen. Zoë notierte sich die Frames, in denen sie erschienen. Die Mädchen waren nicht blond wie Lorne, aber sie konnten eine Perücke tragen. Wenn das Präsidium die Computer abtransportieren ließe, würde Zoë veranlassen, dass die Gesichter digital aufbereitet wurden. Sie schob die Tastatur von sich und stieß sich mit dem Fuß vom Schreibtisch ab, sodass der Drehstuhl kreiselnd am Regal und dann am Fenster vorbei-

rollte. Sie sah den Rasen draußen, den Swimmingpool und die Bäume. All die DVDs und Computer.

Sie brachte den Stuhl zum Stehen, verschränkte die Arme und blieb nachdenklich sitzen. Halb verzehrtes Essen? Ein Computer im Standby mit all diesem brisanten Scheiß auf der Festplatte? Unverschlossene Türen? Brennendes Licht, unbeantwortete Anrufe? Sie wusste es nicht, konnte es einfach nicht wissen, aber wenn sie mit ihrer Vermutung richtig lag, wäre das zu schön, um wahr zu sein: dass Mr. Goldrab nämlich, der einzige Mensch, der eine Verbindung zwischen ihr und diesem Club in Bristol herstellen konnte, nicht mehr lebte.

Obwohl ihre Arbeitszeit bei David gekürzt worden war, waren die polnischen Mädels an diesem Morgen gut gelaunt. Marysien'ka würde nächste Woche mit ihrem Freund, dem Busfahrer, in Urlaub fahren, und Danuta hatte im »Back to Nine«, einem Nightclub im Stadtzentrum von Bath, einen netten Engländer kennengelernt. Er war groß und hatte reichlich ... Sie rieb Daumen und Zeigefinger aneinander. »Wenn er das hat«, sagte sie zu Sally, die auf dem Rücksitz saß, »braucht er das nicht zu haben.« Sie hielt die Hände ungefähr fünfundzwanzig Zentimeter weit auseinander und verringerte den Abstand dann auf fünf. »Ist egal.« Marysien'ka neben ihr heulte vor Lachen und schlug mit der flachen Hand auf das Lenkrad. »Ist wirklich egal!«, rief sie. »Und wenn er da unten ein Cocktailwürstchen hat.«

Die Sonne stand hoch am Himmel, als sie bei Lightpil House ankamen. Sie stellten den kleinen, pinkfarbenen Smart auf dem Kies des Parkplatzes am unteren Rand des Anwesens ab. Sally konnte den Blick nicht vom Boden wenden. Aber da war kein Blut und nirgends ein Fleck. Gar nichts. Sie stieg aus und schaute zum Haus hinauf. Es wirkte viel stiller als sonst, doch das lag natürlich daran, dass sie Bescheid wusste. Sie folgte den beiden anderen den Weg hinauf. Danuta hatte ihre Highheels ausgezogen und in ihre Putztasche gesteckt, um barfuß zu gehen. Überall kamen Blumen hervor – die fluffigen lila Blüten des Knoblauchs und sogar schon ein paar Tränende Herzen, deren herabhängende weiße Blüten aussahen wie kleine Glöckchen. Man würde nie vermuten, was hier passiert war. Es war das Letzte, was man sich vorstellen konnte.

Die Tür zum Hauswirtschaftsraum stand offen wie so oft. Sie gingen hinein und stellten ihre Putzsachen ab. Der Raum sah noch genau so aus, wie Sally ihn verlassen hatte. Vielleicht entstanden schon die ersten Spinnweben und wuchsen an den verschnörkelten Wandlampen, vielleicht legte sich schon Staub auf die Flächen, auf die Computer



und riesigen Fernseher, aber alles sah noch genau so aus, wie es gewesen war. Die Champagnergläser standen noch auf dem Tisch, wo David und Jake gesessen und getrunken hatten.

»Keine Liste.« Danuta hob ein paar Zeitungen hoch und schaute darunter. »Verdammt, du dicker Mann, du hast keine Liste dagelassen.«

»Dum-di-dum-di-dah«, summt Marysien'ka. Sie ging zur Tür und rief in den Flur hinaus: »Mr. Goldrab?«  
Stille.

»Mr. Goldrab?« Sie ging bis zur Treppe, zog ihre Gummihandschuhe an und schaute zur Galerie hinauf. »Sind Sie da?« Sie wartete einen Moment, und als sie keine Antwort bekam, kehrte sie achselzuckend in die Küche zurück. »Ist nicht hier.«

Sie knipste die Kaffeemaschine an, öffnete den Kühlschrank, nahm eine Flasche Milch heraus und füllte den Aufschäumer, während Danuta nach Tassen suchte. Sally stellte ihre Tasche ab, zog demonstrativ ihre Sachen heraus und bereitete sich auf einen Job vor, zu dem es nicht mehr kommen würde. Sie konzentrierte sich angestrengt darauf,

es natürlich aussehen zu lassen, und merkte erst nach einer Weile, dass die beiden Mädels still geworden waren. Sie hatten aufgehört mit dem, was sie gerade taten, und standen wie erstarrt mit Milchflasche und Kaffeetassen in den Händen da, den Blick zur Tür gewandt.

Als Sally sich umdrehte, sah sie, warum. Eine Frau stand in der Tür, sehr groß und in Jeans, und hielt einen Polizeiausweis in der ausgestreckten Hand. Sally starrte sie an, und ihr Herz schlug einen verwirrenden Salto in ihrer Brust.

Einen Moment lang war es still. Dann ließ die Frau den Dienstausweis sinken und runzelte die Stirn. »Sally?«, fragte sie. »*Sally?*«

»Sally Cassidy.« Zoë notierte sich den Namen. Die beiden Polinnen hatte sie befragt und gehen lassen. Jetzt saßen sie und Sally in ihrem Büro, und die Tür war geschlossen. »Ich benutze deinen Ehenamen.«

»Ich bin nicht mehr verheiratet.«

»Nein.« Zoë hob den Kopf und musterte sie. Sally saß mit den Händen im Schoß vor dem Schreibtisch. Sie hatte sich das Haar nach hinten gebunden, trug kein Make-up und hatte eine kleine, pinkfarbene Schürze mit dem »HomeMaids«-Logo an. Vor ihr stand eine Flasche Lucozade; eins der polnischen Mädels hatte ihr den Energydrink gegen den Schock gegeben, denn Sally hatte David Goldrabs Verschwinden nicht gut verkraftet. Sie war blass unter den Sommersprossen, und ihre Lippen hatten einen bläulichen Schimmer. »Ich benutze ihn trotzdem. Ich dürf-

te dich nämlich nicht befragen, wenn es klar ist, dass du meine Schwester bist.«

»Okay. Das verstehe ich.«

Zoë zog einen Strich unter den Namen. Dann noch einen. Das alles war unheimlich. Total unheimlich. »Sally«, sagte sie. »Wie lange ist es jetzt her?«

»Ich weiß es nicht.«

»Jahre. Muss ja.«

»Muss wohl.«

»Ja. Schön.« Sie klopfte mit dem Stift auf den Schreibtisch. »Das hier braucht nicht den ganzen Tag zu dauern. Ich stelle dir dieselben Fragen, die ich Danuta und Marysien'ka gestellt habe. Danach kannst du gehen.«

»Meine Antworten werden aber nicht dieselben sein.«

»Warum nicht?«

»Weil ich privat für David gearbeitet habe. Wir hatten ein Arrangement.«

»Ein Arrangement?«

»Ich hab's den Mädels nicht gesagt, und ich hab's der Agentur nicht gesagt, aber – ja. Ich habe für ihn gearbeitet, und er hat mich direkt bezahlt.«

»Die Mädels haben ausgesagt, er habe ihre Arbeitsstunden gerade gekürzt und den Tag geändert?«

»Ja, weil ich angefangen habe, für ihn zu arbeiten.« Sally legte die Hände auf den Tisch und verschränkte die Finger.  
»Er brauchte sie nicht.«

Zoës Blick richtete sich auf Sallys Hände, auf den kleinen Finger an der Rechten, der krumm war. Man musste davon wissen, um es zu sehen: Es war ein winziger Knick im Gelenk, der den Finger auf sich selbst zurückbog. Sie riss den Blick davon los und konzentrierte sich auf ihre Notizen. Es wäre so einfach, zu der Hand zurückzukehren, zu dem Unfall und dem Augenblick, in dem ihr Leben sich geändert hatte. Sie klopfte mit dem Kugelschreiber lauter auf den Schreibtisch. Eins, zwei, drei. Zwang sich, zu der Befragung zurückzukehren. »Wenn du sagst, arbeiten – was genau hast du getan?«

»Ich war Hausmeisterin, hat er gesagt. Ich habe geputzt wie vorher, aber ich habe auch die Verwaltung übernommen. Allerdings erst seit ein paar Tagen.«

»Seit ein paar Tagen.«

»Ja.«

»Wie viele Tage?«

Sally zögerte. »Einer. Es war erst einer.«

»Einer. Aber du scheinst dir nicht sicher zu sein.«

»Doch, ich bin sicher. Ganz sicher.«

»Und welcher Tag war das?«

»Letzten Dienstag. Vor einer Woche.«

»Dienstag. Du bist sicher, dass es Dienstag war?«

»Ja.«

»Und du warst seitdem nicht wieder hier?«

»Nein.«

»Und du hast in seinem Unternehmen gearbeitet?«

»Nein, im Haus. Ich sollte die Rechnungen bezahlen und die Leute beauftragen, die auf dem Grundstück zu arbeiten hatten.«

»Lightpil House ist riesig. Der Garten – er muss doch jemanden gebraucht haben, der das alles in Schuss hält?«

»Die Gärtner kommen einmal die Woche. Pultman Brothers. Aus Swindon.«

»Pultman.« Zoë notierte den Namen sorgfältig. »Und der Pool-Mann. Der kam von einer Firma in Keynsham. Sonst noch jemand?«

»Nicht, dass ich wüsste.«

»Spricht David viel mit dir?«

»Eigentlich nicht.«

»Eigentlich? Was heißt das?«

Sally zupfte am Etikett ihrer Energydrink-Flasche. »Das heißt, nicht viel.«

Zoës Aufmerksamkeit wanderte abwesend wieder zu Sallys Händen zurück. Zu dem kaum merklich deformierten Finger. Mein Gott, die Vergangenheit kam in letzter Zeit wirklich mit Macht zurück. »Abgesehen von heute – wann warst du das letzte Mal da?«

»Letzten Dienstag. Wie ich sagte.«

»Dir ist nichts Verdächtiges aufgefallen?«

Sally fummelte weiter an dem Etikett herum. »Nein. Eigentlich nicht.«

»Er hat nichts davon gesagt, dass er wegfahren wollte?«

Sally schüttelte den Kopf.

»Weißt du«, sagte Zoë, »alles in dem Haus verrät mir, dass Mr. Goldrab etwas passiert ist. Um ehrlich zu sein, ich weiß im Moment nicht weiter. Wenn ihm etwas zugestoßen ist, bin ich absolut ratlos, wo ich anfangen soll. Falls dir al-

so noch irgendetwas einfallen sollte, irgendetwas, egal, wie geringfügig oder unbedeutend es ist, dann sag's mir bitte, weil ich ...«

»Jake«, sagte Sally unvermittelt. »Jake.«

Zoë hörte auf zu schreiben. »Wie bitte?«

»Er ist aufgetaucht, als ich da war. Dave nannte ihn Jake the Peg.«

»Wie sah er aus?«

»Nicht sehr groß. Ziemlich kurz geschnittenes Haar. Etwas dunklere Haut.«

»Fährt einen violetten Shogun-Jeep?«

»Ja. Kennst du ihn?«

»Könnte man sagen.« Sie legte den Kopf schräg. »Und, Sally – als Jake auftauchte, was ist da passiert?«

»Es wurde unangenehm. Sie hatten Streit. Dann ist er weggefahren.«

»Sie hatten Streit? Weshalb?«

»Jake war seit Monaten nicht mehr da gewesen – und dann kreuzt er auf und versucht, Davids Tor mit dem Code zu öffnen. Ich glaube, darum ging es. Ich war im Büro, und sie waren in der Halle; deshalb konnte ich nicht alles hören.



Sie haben sich eine Weile angeschrien, und dann ist Jake weggefahren.«

»Aber er hat nicht gesagt, er wolle im Laufe der Woche noch mal zurückkommen? Ist es ausgeschlossen, dass er vielleicht am Donnerstag noch mal gekommen ist, um den Streit zu Ende zu bringen?«

»Das weiß ich nicht. Ich habe nicht gehört, dass er es angekündigt hat.«

»Wir haben eine Armbrust im Hauswirtschaftsraum gefunden. Die hast du heute Morgen gesehen, oder? Du hast gesehen, wo wir sie gefunden haben?«

Sally nickte.

»Du weißt nicht, wie sie da hingekommen ist, oder?« Sie beobachtete Sallys Finger. Jetzt rissen sie das Etikett ab. »Ist ein merkwürdiger Platz für eine Armbrust. Da legt man sie hin, und dann lässt man alle Türen offen und fährt spazieren.«

»Sie hing immer an einem Halter auf der Galerie. Ich habe die Vitrine poliert.«

»Du hast nie gesehen, dass er sie benutzt hat?«

»Nein.«

»Und du bist seit letzten Dienstag nicht wieder in Light-pil House gewesen? Auch nicht zum Beispiel am Donnerstag? Das war das letzte Mal, dass jemand mit ihm gesprochen hat.«

Sally schüttelte den Kopf und schlang die Arme um sich, als habe jemand plötzlich das Fenster geöffnet.

»Was macht dich nervös, Sally? Warum so hektisch?«

»Was?«

»Du zitterst.«

»Nein, gar nicht.«

»Doch. Du zitterst wie Espenlaub. Und du zappelst.«

»Es war ein Schock.«

»Dass Goldrab verschwunden ist? Darüber sollte die Luzozade dir hinweghelfen. Funktioniert das nicht?«

»Ich hab nicht damit gerechnet, dich zu treffen.« Es fröstelte sie, und sie schaute wieder weg, umschlang sich noch fester und rieb sich mit beiden Händen die Oberarme. »Das ist alles. Kann ich jetzt gehen?«

Zoë schwieg einen Augenblick und drehte nachdenklich den Kuli zwischen den Fingern. »Ich habe von der Scheidung gehört«, sagte sie schließlich. »Mum und Dad haben

nichts gesagt, aber hier in der Stadt hört man so einiges, nicht wahr? Es hat mir leidgetan.«

»Ja. Gut. Das ist jetzt lange her.«

»Wenn ich fragen darf – warum hast du ihn verlassen?«

»Hab ich nicht. Er hat mich verlassen.«

Zoë hörte auf, mit dem Stift zu spielen. »*Er hat dich* verlassen?«

»Ja. Vor mehr als anderthalb Jahren.«

Zoë wusste nicht, was sie sagen sollte. Sie studierte ihre Schwester – studierte sie wirklich: eine attraktive Frau, die auf die vierzig zuging, aber keine atemberaubende Schönheit. Ihr Haar hatte die hellblonden Strähnen der Kindheit verloren und war gröber geworden. Die Kleidung unter der Schürze war hübsch, aber oft getragen und verschlissen. Sie arbeitete als Putzfrau – als Putzfrau und als Hausverwalterin für einen Porno-Produzenten. Julian hatte sie verlassen, und sie zog Millie allein groß. Aus dem Nichts brandete eine gewaltige, furchtbare Welle in Zoë heran, das überwältigende Bedürfnis, aufzustehen und ihre Schwester zu umarmen.

Sie hustete. Strich sich das Haar aus den Augen.

»Okay.« Sie schob Sally das Protokoll hinüber. »Unterschreib einfach, und dann kannst du gehen. Ich hab ja gesagt, es dauert nicht lange. Oder?«

Als Sally gegangen war, saß Zoë da und starrte ins Leere. Erst nach zehn Minuten schüttelte sie sich und fing wieder an, über Lorne und Goldrab nachzudenken.

Als Erstes verteilte sie ein paar Aufgaben an ihre Detective Corporals. Dann sah sie ihre Nachrichten durch, checkte ihre E-Mails und veranlasste, dass David Goldrab als »vermisst« gemeldet wurde. Wenn er wirklich tot war, blieb die Frage: warum? Wenn er bei Lornes Tod die Hand im Spiel gehabt hatte, war er dann vielleicht *deshalb* umgebracht worden? Aus Rache? Etwa von Lornes Dad? Oder hatte Goldrab gewusst, wer Lornes Mörder war, und war gestorben, weil er gedroht hatte zu verraten, was er wusste? Oder – mit dieser Möglichkeit hatte sie zu kämpfen – Lornes Beziehung zur Porno-Industrie war in Wirklichkeit mit dem Besuch bei Holden's Agency zu Ende gewesen, und Goldrabs Verschwinden hatte mit all dem nichts zu tun. So oder

so, sie würde erst dann Ruhe finden, wenn sie sicher wäre, dass er tot war – wenn sie seine Leiche auf dem Tisch im Leichenschauhaus gesehen hätte, von oben bis unten aufgeschnitten, wie Lorne es gewesen war. Vielleicht würde dieses schreckhafte Ding in ihr dann ein Stückchen zurückrollen. Sie in Frieden lassen.

Aber was war mit Sally? Mit all dem, was ihnen in ihrer Vergangenheit passiert war? Was würde *diesen* giftigen Stachel zum Verschwinden bringen? Eine Entschuldigung? Sie rieb sich die Fingerknöchel. Wie zum Teufel entschuldigte man sich denn für so etwas?

Eine neue Nachricht erschien auf ihrem Bildschirm; sie kam von der Hightech-Einheit, der es in weniger als zwei Stunden gelungen war, das Administrator-Passwort der Videoüberwachung zu knacken und das Bildmaterial von der Vorderseite des Hauses zu analysieren. Hastig las sie die Mail: Das Team hatte keine Aufnahmen gefunden, die zeigten, dass Goldrab das Haus am Donnerstag verlassen hatte. Er war morgens bei den Pferdeställen gewesen und um zehn zurückgekommen, und danach hatte die Überwachungskamera ihn nicht noch einmal gesehen. Das hieß, er

musste durch den Nebenausgang verschwunden sein, den die Kamera nicht erfasste. Was das Team jedoch gefunden hatte, waren fünf Minuten Material von einer ernsthaften Auseinandersetzung, die am selben Tag gegen fünfzehn Uhr vor dem Haus stattgefunden hatte. Wieder schloss Zoë die Jalousien und sah sich die Video-Ausschnitte an, die als E-Mail-Anhang mitgekommen waren. Ein sonnengebräunter junger Mann, der neben einem Jeep versuchte, Armbrustbolzen auszuweichen. Jake the Peg, der da herumhopste wie ein Äffchen auf glühenden Kohlen.

Jake, dachte sie und klopfte mit dem Fingernagel an den Monitor. Jake the Peg. Sally hat recht gehabt, du ungezogener Junge.

Jake the Peg wohnte an der Straße von Bath nach Bristol, und sein Haus sah nicht aus, als ob es einem Pornostar gehörte. Abgesehen von einer kleinen Überwachungskamera, die auf den Jeep gerichtet war, der draußen stand, handelte es sich um ein gewöhnliches Haus aus den dreißiger Jahren mit Eisengittern vor den Fenstern und einer Art-déco-inspirierten Buntglasveranda – ein Haus, das die Bombenangriffe des Zweiten Weltkriegs überlebt hatte, weil es in einem der weitläufigen Vororte stand, weit genug weg von den lebenswichtigen Organen der Stadt, um für die Deutschen uninteressant zu sein. Als Zoë um kurz nach vier davor anhielt, waren die Vorhänge noch geschlossen. Sie blieb eine Zeitlang sitzen und betrachtete das Haus. Es hatte ein bisschen Ähnlichkeit mit dem, das ihren Eltern gehört hatte. Leute, die in einem solchen Haus wohnten, konnten es sich eigentlich nicht leisten, zwei Kinder ins Internat zu schi-



cken. Es sei denn, sie hätten gute Gründe, sie voneinander zu trennen. Sehr gute Gründe. Auf dem Revier hatte Sally gebrochen ausgesehen. Wirklich gebrochen. *Julian* hatte sie verlassen. Nicht andersherum. Das passte ganz und gar nicht.

Zoë schloss den Wagen ab, ging den Weg hinauf, klingelte und blieb lauschend auf der Türschwelle stehen. Als drei oder vier Minuten vergangen waren, klingelte sie noch einmal. Diesmal hörte sie einen gedämpften Bums, und jemand rief: »Ich komme, ich komme.«

Der Junge, der die Tür öffnete, konnte nicht viel älter als siebzehn sein. Aber was ihm an Reife fehlte, machte er durch Frechheit wett. Seine Haut war samtig braun – vielleicht stammte er aus Vietnam oder von den Philippinen – und sein Haar an den Seiten und im Nacken kurzgeschoren und oben zu einer kleinen Tolle frisiert. Er trug eine Goldkette, und ein iPhone-Halter war mit Klettband an seinem Oberarm befestigt. Davon abgesehen war er nackt bis auf eine enge, pinkfarbene Unterhose mit dem Aufdruck »WOW« quer über die Vorderseite. Als er Zoës Dienstaussweis sah, legte er eine Hand auf die Brust, als wollte er sa-

gen, so etwas passiere ihm nun wirklich nicht alle Tage – und ob jemand etwas dagegen habe, wenn er in Ohnmacht fiele?

»Ist Mr. Drago hier?«

»Nein! Er schlafen.« Wachsam beäugte er den Ausweis.

»Sie Polizei?«

»Ganz recht. Wie heißt du?«

»Angel. Warum?«

»Okay, Angel. Ich glaube, ich komme herein, wenn du nichts dagegen hast.«

Er schnalzte missbilligend, machte aber hochnäsig auf dem Absatz kehrt und verschwand im Haus. Sie folgte ihm. Hinten, sah sie, stand »Kitty« auf seiner Unterhose.

Wenn das Haus von außen wie ein typischer Dreißiger-Jahre-Bau aussah, so war es drinnen alles andere als das. Das vordere Zimmer – in dem die meisten Familien einen Gaskamin, einen Fernseher und ein Sofa gehabt hätten – war in einen Fitnessraum mit lauter schwarzen und chromglänzenden Geräten verwandelt worden. Eine Wand war limettengrün gestrichen und mit dem vergrößerten Schwarzweißfoto eines jungen Mannes geschmückt, der kokett über

die Schulter schaute. Das hintere Zimmer, das an die Küche grenzte, war das Wohnzimmer: Sechziger-Jahre-Tapeten mit einem geometrischen Muster, wildlederbezogene Polstermöbel, und an der Decke hingen verschiedenfarbige Neonröhren. Es war sehr kalt, aber Angel schien es nicht zu bemerken. Er schrie zur Decke hinauf: »JAAAKE. JAAAKE. Runterkommen. Ist wichtig.« Dann ging er in die kleine Küche und fing an, Tee zu machen. Ab und zu unterbrach er sich und vollführte ein Demi-Plié; dabei hielt er sich am Türgriff des Kühlschranks fest, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

Man hörte, wie oben jemand aus dem Bett fiel. Zoë setzte sich mit dem Rücken zur Wand in die Ecke, wo sich ein bisschen kostbare Wärme gehalten hatte. Kein Wunder, dass es überall so kalt war – die Fenster standen offen. Eine Original-Bleiverglasung aus den Dreißigern, aufgesperrt mit Eisenriegeln. Als sie Kinder waren, hatte Sally zu Weihnachten jede einzelne Glasscheibe in ihrem Zimmer bunt bemalt. Jede mit einer anderen Farbe. Silber, grün, rot.

»Das ist ja ein verdammter Eiskeller hier.« Jake kam herein, in eine Bettdecke gewickelt und mit den Zähnen klappernd. Er warf Zoë einen finsternen Blick zu, war aber noch nicht wach genug, um Streit anzufangen. Die Heizung interessierte ihn anscheinend mehr. »Was hast du gegen ein bisschen Wärme?«, schrie er Angel an. »*Fuck*, du bist eine verdammte Missgeburt.«

»Hört sie euch an«, sagte Angel sarkastisch. »Die böse weiße Hexe auf ihrem Schlitten. Die Eiskönigin.«

»Halt die Klappe«, sagte Jake. »Halt die Klappe.«

»Uuuh – *grauuuuusam*. Du hast Problem mit Blut.« Er sagte *Bulut*. »Nicht genug für ganzen Körper. Problem fängt an im kleinen Finger, und wir wissen alle, wo aufhört.«

»Halt die *Klappe*.«

Angel ließ ein kleines, angewidertes Klicken aus seiner Kehle heraufkommen, hob das Kinn und schleuderte in einer kurzen Bewegung die erhobene Hand nach hinten, als sei er kein bisschen überrascht, dass ein plumper Ignorant wie Jake die Polizei ins Haus kommen ließ. Bei jemandem wie ihm sei das nur zu erwarten. Er machte auf dem Absatz

kehrt, streckte die Nase in die Luft und ging nach oben, wo er eine Tür hinter sich zuschlug.

»Achten Sie nicht auf ihn.« Missmutig schloss Jake das Fenster, legte prüfend die Hand an den Heizkörper und stellte fest, dass er kalt war. Er bückte sich und drehte den Thermostaten ganz auf. »Ich hab versucht, ihm Manieren beizubringen, oder? Aber bei dieser Bande – was will man erwarten?«

Zoë betrachtete den Teebecher, den sie bekommen hatte. Er war mit Bildern von Billie Holiday verziert, handgemalt in Pink- und Grüntönen. »Wie hast du das über all die Jahre hinweg vor uns verheimlichen können?« Sie deutete mit dem Kopf zu der Tür, durch die Angel hinausgerauscht war. »Jake the Peg und sein Boyfriend. Ich gebe zu, damit habe ich nicht gerechnet. Und, was Offenbarungen angeht, noch spektakulärer: Jake the Peg als *Pornostar*? Da hast du uns wirklich im Dunkeln gelassen. Aber du bist ein richtiger Promi! Ich habe kürzlich ein paar von deinen Darbietungen gesehen. Auf dem Revier. Alle haben es gesehen. Komisch, wenn ich jetzt daran denke – leibhaftig bist du mir immer viel kleiner vorgekommen.«

Jake sah sie mit festem Blick an und setzte sich. »Ich weiß, warum Sie hier sind.«

»Ja? Na los, sag es mir.«

»Was Jake da macht, ist nicht legal, oder? Weil da Schulmädchen drin sind? Aber sehen Sie das Video mit dem gelben Rücken da drüben? Auf dem Regal? Holen Sie's raus. Darauf sind Aufnahmen von jedem der Mädels, wie sie ihren Pass in die Kamera halten. Es beweist, dass sie alle achtzehn waren.«

»Nicht legal? Komisch, aber deshalb bin ich gar nicht hier.«

Jake runzelte die Stirn. »Ich sag Ihnen, ich mache meine Hausaufgaben, Mann, ich weiß über die Gesetzeslage Bescheid. Das hier ist ein ordentliches Unternehmen, und ich bin clean. Alles easy.«

»Das glaube ich gern, Jake. Das glaube ich gern. Ich hatte immer schon absolutes Vertrauen zu dir. Aber deshalb bin ich gar nicht hier. Ich möchte mit dir über Lorne Wood reden.«

Er saugte schmatzend an seinen Zähnen und verdrehte die Augen. »Ja. Nach der haben Sie mich schon gefragt. Was wollen Sie jetzt noch wissen?«

»Ich möchte, dass du noch mal in deinen Erinnerungen stöberst. Die kleinen grauen Zellen noch mal einzeln umdrehst. Manchmal entfällt uns ja das eine oder andere.«

»Wir haben schon drüber geredet.«

»Ja, aber da habe ich dich gefragt, ob du sie vor der Schule gesehen hast. Ich habe nicht gefragt, ob sie jemals auf einem deiner Sets aufgetaucht ist.«

»Die?« Jake schnaubte kurz und sarkastisch. »Nie im Leben, verdammt. Viel zu viel Klasse.«

»Sicher? Bist du sicher, dass David Goldrab euch nie miteinander bekanntgemacht hat?«

Jakes Gesicht veränderte sich und wurde ausdruckslos. »Goldrab? Was hat der mit irgendwas zu tun?«

»Du kennst ihn doch. Oder nicht?«

»Sehen Sie? Sie stellen diese Frage, als ob ich irgendwie bescheuert wäre, Mann. Als ob ich acht Jahre alt wäre. Bin ich aber nicht. Und was ich rausgekriegt hab, ist, dass ich darauf nicht antworten muss. Das muss ich nicht, weil Sie

die Antwort schon kennen. Sonst hätten Sie ja gar nicht gefragt.«

»Ich bin beeindruckt. Sind deine Talente wirklich grenzenlos?«

»Und was immer er über mich gesagt hat, egal, was er erzählt – das tut er nur, weil er mich nicht ausstehen kann.«

»Er hat nichts über dich gesagt.«

»Dem sollten Sie hinterherschneffeln, nicht mir. Der ist ein echter Schwulenhasser. Sie können ihn wegen Diskriminierung drankriegen und so weiter.«

»Du hast offenbar nicht zugehört. Ich sagte, er hat nicht von dir gesprochen. Denn im Moment spricht er insgesamt nicht sehr viel.«

Jake legte die Stirn in Falten und zog die Decke fester um sich. Die Füße, die unten herausschauten, waren dunkel von Bräunungscreme, und die Fußnägel waren sauber geschnitten und glänzten zurückhaltend von klarem Nagellack. »Was soll das heißen?«

»Es soll heißen, dass die letzte Spur, die wir von ihm haben, von Donnerstag, dem 12. Mai, stammt. Seine Mutter



hat am Morgen mit ihm gesprochen und dann nichts mehr von ihm gehört. Niemand hat etwas gehört.«

Das gab Jake zu denken. »Okay«, sagte er langsam. »Okay.«

»Wann hast du ihn das letzte Mal gesehen?«

»Am Donnerstag, dem 12. Mai. Vor vier Tagen. Ich hab versucht, es aus meinem Gedächtnis zu löschen. Er hat aufgehört, mich mit dem gehörigen Respekt zu behandeln, wenn Sie wissen, was ich meine.«

»Das wäre der Tag, an dem er verschwunden ist.« Zoë nahm einen Schluck Tee. »War es eine freundschaftliche Begegnung?«

»Nein. Aber das wissen Sie, weil Sie alles auf Video haben – von seiner Spionagekamera. Dass er mich angegriffen hat? Das haben Sie doch gesehen, oder?«

»Haben wir, ja. Erzählst du mir, weshalb ihr Streit hatte?«

»Weil er verkorkst ist. Er hasst Schwule. Kann mich nicht mehr ausstehen, seit er weiß, dass ...« Er deutete mit dem Kopf zur Decke und meinte Angel.

»Und darum hat er auf dich geschossen?«

»Ja.«

»Bist du an dem Tag noch mal zurückgekommen? Oder hatte euer Zusammentreffen an dieser Stelle ein – wie soll ich sagen? –, ein natürliches Ende?«

Wieder verdrehte Jake die Augen. »Ist das ein Witz? Nein, ich bin da nicht mehr hingefahren. Ich fahr da auch nicht mehr hin.«

»Ich weiß nicht, Jake. Irgendwas stimmt da nicht. Du bist der Letzte, der diesen Typen lebend gesehen hat.«

»Ja, bloß dass es haufenweise Leute gibt, die es gern sehen würden, wenn dieser Sack verschwindet. Wieso nehmen Sie *mich* deswegen in die Mangel?«

»Es gibt haufenweise Leute, die möchten, dass er verschwindet?« Zoë holte ihr iPhone aus der Tasche. »Das klingt interessant. Du hast sicher nichts dagegen, wenn ich es aufnehme.«

»Doch, hab ich.«

Sie ließ das Telefon sinken. »Das ist okay, Jake, wenn du nicht willst, dass deine Stimme aufgenommen wird. Aber lass es mich mit dem Notepad notieren. Ich garantiere dir, dass es deine Stimme nicht aufnimmt.«

Er hob verachtungsvoll die Nase in die Luft, spreizte die Finger und hielt ihr die flache Hand entgegen. Zoë betrachtete sie einen Moment lang. Dann rief sie die *Notes*-App auf und reichte ihm den Apparat. Jake musterte das Telefon kurz und geringschätzig, als wäre es ein plattgefahrener Iltis, den sie ihm zur Besichtigung gebracht hatte. Er reichte es zurück. Sie nahm es und fing an, darauf zu tippen, während er redete.

»Er hat Feinde.« Jake warf noch einen argwöhnischen Blick auf das iPhone, aber dann fing er doch an, Namen zu nennen, und zählte sie an den Fingern ab. »Da wäre dieses Mädels aus Essex namens Candi. Ich sage Ihnen, die würde ihn *erschießen*, auf offener Straße, gleich morgen, wenn sie ihn sähe.«

»Ein Mädels? Eine Frau? Lässt einen erwachsenen Mann verschwinden? Ich weiß nicht – normalerweise denken wir bei so etwas nicht in erster Linie an Frauen.«

»Candi? *Verdammte Kacke*, Mann, ich meine, die kratzt einem die Augen aus, echt. Sie nimmt Drogen, und sie lebt mit 'nem Typen namens Fraser zusammen, keine Ahnung, wo genau – irgendwo drüben auf der anderen Seite der

Welt. Dann ist da dieser Ex-SAS-Mann. So ein Schrank.« Er breitete die Arme aus, um zu demonstrieren, wie groß und breit der Mann war. »War immer bei den Jagden dabei – er war scharf auf David, wenn Sie verstehen. Schraubenschlüssel nannten sie ihn. Keine Ahnung, wieso. Ich glaube, in Wirklichkeit hieß er Anthony oder so ähnlich ... Aber ... nee – so was würde der sich nicht trauen. Aber da ist noch einer. Einer, der wahrscheinlich wirklich bekloppt genug ist, um so was zu machen.«

Zoë hörte auf mit dem Tippen und sah ihn an.

»Seinen Namen kenne ich nicht.« Jakes Stimme klang nüchtern und leise bei dem Wort »seinen«, als könnte er schon damit das Höllenfeuer über seine kleine Doppelhaushälfte aus den Dreißigern heraufbeschwören. »Aber der war der Typ dafür, wissen Sie. Der würde rein und wieder rausgehen, und niemand würde was sehen.«

»Wer war er?«

»Keine Ahnung. Ich hab ihn nur einmal gesehen, als er zum Jagen gekommen war. So macht David seine Geschäfte, oder? Irgendein Jagdhüter zieht Fasane für ihn, diese Typen kommen, und er organisiert 'ne Jagd. Der war da

und hatte ein großes Maul. War irgendwas beim Militär, beim – wie heißt das? – beim Ministerium für ...«

»Verteidigung? Beim Verteidigungsministerium?«

»Ja.«

»Vorname?«

»Keine Ahnung, David nannte ihn Kumpel. Sie kannten sich aus dem Kosovo. Und mehr weiß ich nicht über ihn. Sonst, ich schwöre« – er hob beide Hände –, »ich würd's Ihnen sagen.«

»Noch andere?«

»Nein.«

Zoë tippte die letzten paar Worte, sicherte ihren Text, schaltete das Telefon ab und steckte es in die Tasche. Sie nahm sich einen Augenblick Zeit, um sich zu sortieren, und dann beugte sie sich ihm entgegen und stützte die Ellenbogen auf die Knie.

»Was ist?«

»Ich habe immer noch ein Problem, Jake. Ich meine, schau mir in die Augen und sag mir, ich sehe aus, als wäre ich überzeugt, dass du nichts mit Goldrabs Verschwinden zu tun hast.«

»Was reden Sie da?«

»Keiner von diesen Namen hilft dir aus der Patsche. Oder?«

»Aber ich hab ein Alibi für den Nachmittag. Und das ist gut.«

»Das kommt auf die Perspektive an. Wer ist es? Angel? Der würde eine Jury sicher überzeugen.«

Jake lächelte sie verschlagen an, und der Diamant in seinem Schneidezahn funkelte, als sei seine Genugtuung so groß wie schon seit Jahren nicht mehr. »Das ist die leichteste Frage, die Sie mir bisher gestellt haben, Schwester. Ich hab mir die Jeans zerrissen, als David auf mich geschossen hat. Als ich das gesehen hab, bin ich geradewegs in die Stadt gefahren und hab mir 'ne neue gekauft. Bei River Island. Die Verkäufer werden sich an mich erinnern, und ganz bestimmt haben sie da auch Videoüberwachung.«

»Aber als Alibi reicht das nicht, denn natürlich wissen wir nicht genau, wann Goldrab verschwunden ist. Wahrscheinlich irgendwann an diesem Nachmittag, denn seine Mutter konnte ihn abends telefonisch nicht erreichen. Aber sicher sind wir nicht. Du könntest noch mal zurückge-

kommen sein, um ihn dir vorzunehmen. Sagen wir, gegen sechs, sieben Uhr.«

»Ist auch okay. Gleich nachdem ich die neue Jeans gekauft hatte, bin ich ins Kino gegangen. Mit Freunden. Ich habe mit Kreditkarte bezahlt, und wir waren zu sechst. Und den Rest des Abends haben wir im Slug in der George Street verbracht. Wo immer David Goldrab an dem Abend war, und mit wem auch immer er sich getroffen hat – ich war es nicht. Aber das ist alles egal, was?«

Zoë zog die Brauen hoch. »Wirklich?«

»Ja.« Er lächelte selbstgefällig. »Denn David ist nicht *umgebracht* worden. David – der clevere, verfickte Mr. Goldrab? O nein, der doch nicht. *Er* hat sich *selbst* verschwinden lassen.«

## 12

Die Luft über dem Feld war voll von weißen Schmetterlingen. Wie kleine Feen schwebten sie im Wind, wehten an Sallys Gesicht vorbei, verdunkelten das Sonnenlicht, landeten auf ihren Schultern und Händen. Zur Rechten konnte sie Umrisse sehen, undeutlich in diesem weißen Getümmel. Sie waren wichtig, das wusste sie instinktiv, und sie ging darauf zu und beschirmte ihr Gesicht mit den Händen vor den Insekten. Die erste Silhouette war groß, hoch, eine riesige, bewegliche weiße Masse. Ein Auto, sah sie, als sie näher kam – in dem Gewimmel konnte sie die Außenspiegel und die Scheinwerfer erkennen. Sie klatschte in die Hände, und die Schmetterlinge stiegen auf wie eine Wolke, wirbelten flatternd herum. Die Motorhaube unter ihnen war schwarz und glänzend, und Sally erkannte, dass es Steves Audi war. Und das hieß, dass die Gestalt, die drei Schrit-



te weit entfernt am Boden lag, umhüllt von einem weißen Kokon, David Goldrab war.

Ihr Herz fing an zu klopfen; wie eine riesige Trommel erfüllte es ihre Brust. Sie tat ein paar Schritte, trat knirschend auf die Schmetterlinge und zermalmte ihre Körper unter ihren Sohlen. David lag reglos auf dem Rücken, die Arme auf der Brust verschränkt wie in einem Sarkophag, und Schmetterlinge bedeckten sein Gesicht. Sally wollte nicht näher herangehen, aber sie wusste, dass es sein musste. Als sie ihn erreicht hatte, ging sie neben seinem Kopf in die Hocke, obwohl jeder Instinkt sie davor warnte, und sie streckte die Hand nach ihm aus.

Die Gestalt bewegte sich. Sie rollte zu ihr herum und richtete sich auf. Eine Hand schoss vor und packte sie. Die Schmetterlinge flatterten von dem Gesicht auf, und es war gar nicht David. Es war Zoë, die da saß und Sally flehentlich anschaute, als sei sie auf dem Grund eines sehr tiefen Loches und Sally das einzige Licht, das sie sehen konnte.

»Sally?« Die Hand schüttelte sie. »Sally? Wach auf.«

Sie schlug sich die Hände vors Gesicht. »Was ist?«, murmelte sie.

»Du hast geweint.«

Sie öffnete die Augen. Es war dunkel im Zimmer, und der Wecker auf dem Nachttisch verbreitete nur einen matten Schein. Drei Uhr. Steve lag neben ihr und hatte ihr eine Hand auf die Schulter gelegt. Sie berührte ihr Gesicht sanft mit den Fingerspitzen und stellte fest, dass ihre Wangen nass waren.

*Er hat sich selbst verschwinden lassen ...*

Jakes Worte ließen Zoë keine Ruhe. Eine Zeitlang war sie beinahe sicher gewesen, dass Goldrab tot war, aber jetzt nicht mehr. Sie war bisher nicht auf den Gedanken gekommen, dass er sich selbst verschwinden lassen könnte. Möglich wäre es aber schon, und der Gedanke war ihr mehr als unbehaglich. Wenn er nicht tot war, konnte er jeden Moment wiederauftauchen, in ihr Leben spazieren und sie mit einem Streich erledigen. Das würde genau zu diesem Dreckschwein passen.

Am nächsten Tag machte sie sich sofort an die Arbeit, pflügte sich durch die Liste der Namen, die Jake ihr genannt hatte, und streckte ihre Fühler aus – sie rief bei der Essex Police an und ließ Candi und Fraser aufspüren, und bei der SOCA erkundigte sie sich nach Hinweisen darauf, wer dieser »Schraubenschlüssel« sein könnte. Auf der

Informations-Website des Parlaments – [dodspeople.com](http://dodspeople.com) – durchsuchte sie Hunderte von Lebensläufen aus dem Verteidigungsministerium nach Personen, die im Kosovo gedient hatten, und je tiefer sie grub, desto überzeugter war sie, dass der Mann, mit dem sie anfangen sollte, Dominic Mooney hieß. Mooney war heute Nachrichtendienstchef in einer Abteilung des Außenministeriums, aber was sie interessierte, war der Umstand, dass er vor mehr als zehn Jahren beim Zivilsekretariat im Kosovo gewesen war und drei Jahre als Leiter einer Einheit in Priština gearbeitet hatte, die mit Prostitution und Mädchenhandel befasst war. Wenn einer seiner Mitarbeiter im Kosovo mit Goldrab Kontakt gehabt oder irgendetwas Verdächtiges getrieben hatte, wäre Mooney derjenige, der darüber Bescheid wüsste.

Sie rief in Whitehall an und versuchte, sich mit ihm verbinden zu lassen, aber er war in einer Besprechung. Sie hinterließ eine Nachricht bei seiner Sekretärin und fing dann an, systematisch die anderen Punkte auf ihrer Liste abzuarbeiten. Sie sprach mit dem Gärtnereibetrieb in Swindon, ohne dort viel zu erfahren: Goldrab lebe zurückgezogen, bezahle per Bankeinzug, und oft seien ihre Mitarbei-

ter volle acht Stunden im Garten von Lightpil House bei der Arbeit, ohne ihn zu sehen oder gar mit ihm zu sprechen. Ganz ähnliche Auskünfte bekam sie von der Poolfirma und von dem Reiterhof, wo Goldrab sein Pferd Bruiser stehen hatte. Fast jeden Tag kam er zum Reiten, aber meistens war er allein, und auch die Stallmiete bezahlte er per Bankeinzug. Tatsächlich hatte niemand, mit dem Zoë sprach, irgendeine Ahnung, wie Goldrab als Mensch war, und erst recht wusste niemand, ob er unglücklich war oder vorgehabt hatte zu verreisen.

DC Goods rief aus der Stadt an. Zoë hatte ihm gesagt, dass Jake the Peg wieder mal Ärger hatte, und ihn beauftragt, Jakes Alibi zu überprüfen. Einiges hatte er bereits ausgegraben: Die Mitarbeiter bei River Island erinnerten sich an ihn, und die Videoüberwachung ließ keinen Zweifel, dass er tatsächlich da gewesen war. Nach einem Blick auf sein Foto war auch die Geschäftsführerin des Kinos nahezu sicher, dass sie sich an Jake erinnerte. Offenbar war sein Alibi für diesen Abend wasserdicht. Irgendwie überraschte Zoë das nicht besonders: Es hatte zu einfach aus-

gesehen, dass Jake derjenige sein sollte, der Goldrab hatte verschwinden lassen.

Sie öffnete eine E-Mail vom technischen Team im Präsidium. Die Standbilder aus den Pornofilmen auf Goldrabs Computern waren gesichert worden, doch keine der darauf abgebildeten Frauen war Lorne. Sie starrte die Bilder an und versuchte, Lornes Züge in die Gesichter der Mädchen zu zwingen, aber sie konnte es nicht. Wieder fragte sie sich, ob Goldrabs Verschwinden vielleicht überhaupt nichts mit dem Mord an Lorne zu tun hatte. Wäre es dann nicht so, dass sie Lornes Fall vernachlässigte, indem sie untersuchte, was mit Goldrab passiert war? Sie schaute das Foto von Lorne an, das an der Wand hing. Na los, dachte sie, mit dir hat alles angefangen, also sag's mir – was soll ich jetzt machen? Du weißt, dass ich eigentlich David Goldrab haben will. Setze ich mich auf seine Spur? Oder hat er nichts mit dir zu tun?

Es klopfte. Sie vergewisserte sich, dass ihr Shirt glatt und ordentlich in der Hose steckte und dass die Manschetten zugeknöpft waren. Dann drehte sie sich mit ihrem Stuhl zur Tür. »Yep?«

Ben steckte den Kopf herein.

»Oh.« Ihr Kopf war plötzlich schwer, und ihre Füße fühlten sich an wie Blei. »Ben.«

»Hi.«

Sie musterten einander wortlos. Irgendwo am Ende des Korridors klingelte ein Telefon. Eine Tür schlug zu. Zoë überlegte – wie sollte sie wohl Ben behandeln? Wie würde ein normaler, erwachsener Mensch damit umgehen, was zwischen ihnen vorgefallen war? Sie wusste es nicht. Hatte keinen Schimmer.

Schließlich rettete Ben sie, indem er fragte: »Hast du schon gehört?«

»Was gehört?«

»Von Ralph?«

»Was ist mit ihm?«

»Ich dachte, du solltest es als Erste erfahren.« Er schaute zu ihrem Whiteboard hinüber. Ralphs Name stand darauf und war mit einer dicken roten Linie durchgestrichen. Zum ersten Mal fiel ihr auf, dass Ben dunkle Ringe unter den Augen hatte. Er hatte viel gearbeitet. »Ralph hat versucht

sich umzubringen. Vor zwei Stunden. Seine Mutter hat ihn gefunden.«

»O Gott.« Sie dachte daran, wie Ralph hier auf dem Boden gesessen hatte, mit dem Rücken an der Wand, und wie seine Tränen auf den Teppich getropft waren. »Wird er durchkommen?«

»Das weiß man noch nicht. Aber er hat eine Mitteilung hinterlassen. Einen Zettel, auf dem stand: ›Lorne, es tut mir leid.««

Zoë lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück, legte die Hände auf die Oberschenkel und schloss die Augen. Die lange, harte Plackerei der letzten paar Tage lag ihr schwer in den Gliedern.

»Zoë?«

Sie senkte das Kinn, klappte ein Auge auf und richtete es auf ihn. »Ja?«

Er kratzte sich am Kopf, warf noch einen Blick auf das Whiteboard und sah sie dann wieder an. »Nichts«, sagte er. »Nichts. Ich fand nur, du solltest es wissen.«



Sally brauchte eine ganze Weile, um nach dem Traum wieder einzuschlafen, und ihr war, als habe sie nur ein paar Minuten geschlafen, als Steves Wecker losging. Er müsse zu einem Meeting nach London, hatte er ihr gesagt. Worum es ging, hatte er nicht erwähnt, aber sie wussten beide, dass er sich mit Mooney treffen würde. Um das Geld zu holen. Er duschte und zog sich an, und Sally blieb liegen und versuchte, die letzten Reste des Traums abzustreifen. Er frühstückte nicht, sondern ging unruhig umher, trank eine Tasse Kaffee und suchte seine Schlüssel und sein Navi. Sally solle ihn nicht anrufen, sagte er. Er werde sich bei ihr melden.

Dann saß sie im Morgenmantel am Fenster und sah zu, wie der Wagen nach links aus der Zufahrt und über einen schmalen Weg in den Wald hineinfuhr. Dort irgendwo hatten sie – ganz im Stil der Fünf Freunde – unter einem Baum

ein Loch gegraben und eine Blechdose mit Davids Zähnen und seinem Ring hineingelegt. Sie wartete am Fenster, bis Steves Wagen zwanzig Minuten später wieder aus dem Wald kam und an der Zufahrt vorbeirauschte. Ja. Er würde zu Mooney fahren. Er würde das Geld holen. Und morgen würde er nach Amerika fliegen und diese andere Angelegenheit zu Ende bringen. Er hatte alles im Griff, dachte sie. Das musste er auch in seinem Job. Sie beneidete ihn darum. Er hatte keine Ahnung, wie es zurzeit in ihrem Kopf aussah. So viel Durcheinander und Verwirrung. Und diese furchtbare Befragung durch Zoë gestern.

Im Garten lag ein Berg trockenes Reisig, das sie im Dezember gesammelt hatte. Sie war noch nicht dazu gekommen, es zu verbrennen. Im Winter war es nass und modrig geworden, aber in den letzten Tagen hatte die hohe, helle Sonne es getrocknet. Zur Arbeit musste sie erst am Mittag, und sie hatte keine Lust, im Cottage zu hocken und daran zu denken, dass Steve morgen verreisen würde, oder an das seltsame Leuchten in Zoës Blick, als sie gefragt hatte: »Warum bist du nervös, Sally?« Sie zog Jeans und Gummistiefel an und trug alles zusammen, was sie brauchte,

um ein großes Feuer zu machen. Aus der Garage holte sie den Kanister Paraffin, das sie benutzt hatten, um Davids Sachen und ihre blutigen Kleidungsstücke zu verbrennen. Ihre alten Gartenhandschuhe waren im Treibhaus. Sie hatten monatelang auf dem Fensterbrett gelegen und waren zu steifen Lederklauen vertrocknet. Sie musste sie knicken und weichkneten, bevor sie sich über die Hände streifen ließen.

Die Stelle, an der sie fünf Nächte zuvor das Feuer gemacht hatten, war schwarz und grau und voller Asche. Eine Schraube oder ein Nagel – sie wusste nicht, woher – steckte im Boden. Sie wühlte ihn mit der Fußspitze tiefer in die Erde und warf dann das Reisig auf die Stelle. Sie ging hin und her durch den Garten, bis Flechten an ihren Kleidern hingen und eine lange Spur von Reisigteilchen sich über den Rasen zog. Der Umgang mit dem Paraffin war einfacher, als sie gedacht hatte. Endlich kehrte ein wenig von der Entschlossenheit zurück, die sie in der Nacht im Auto empfunden hatte, als sie die Leichenreste hatten verschwinden lassen. Sie konnte etwas tun. Sie konnte das hier allein tun. Weitermachen, als wäre nichts passiert. Vielleicht konnte

sie sogar das Rieddach ausbessern – wäre das nicht toll? Sie konnte genauso stark sein wie Zoë. Sie sah zu, wie die Funken aufstiegen, sah, wie sie in die Luft hinaufstoben und zu den Feldern flogen, um als graue Tupfen auf dem neuen Grün zu landen. Als das Feuer seinen Höhepunkt erreicht hatte und anfang herunterzubrennen, wandte sie sich ab und holte eine Harke, um es zusammenzuhalten, und erst in dem Moment sah sie den Wagen, der hinter ihr in der Einfahrt stand.

Durch das Tosen und Knistern der Flammen hatte sie ihn nicht kommen hören. Er war blau und vergammelt, und sie erkannte ihn vom Tag zuvor wieder. Auf dem Fahrersitz – als hätte Sally sie dort hingezaubert – saß Zoë in einem weißen T-Shirt und einer Lederjacke und mit einer Wollmütze auf ihren widerspenstigen roten Haaren. Sally starrte sie an, als sie ausstieg. Selbstbewusst wie ein Cowboy. Es musste so schön sein, diesen Körper zu besitzen, mit diesen wohlproportionierten Beinen und den energischen Armen. Keine Kleider, die sich in der Taille zu eng anfühlten, keine alten, zerfransten BHs, ausgeleiert und schlabberig.

Mit ernstem Gesicht kam Zoë auf sie zu. »Wo ist Millie?«

»Bei Julian. Warum?«

»Hast du Zeit zum Reden?«

»Ich ...« Ihr Blick fiel auf den Paraffinkanister. »Ich muss das hier verbrennen.« Mit dem Rücken ihres Handgelenks strich sie sich das Haar aus dem Gesicht. »Und dann muss ich zur Arbeit.«

»Das ist okay. Es dauert nicht lange.«

»Und ich muss Millies ganze Schulkleidung waschen.«

»Ich sagte doch, es dauert nicht lange.«

Sally schwieg kurz. Sie schaute hinaus über die Felder und sah die kleine Landstraße, die sich zur Autobahn schlängelte. Steve würde jetzt in London sein. »Worüber willst du reden?«

»Ach, über dies und das. Ehrlich gesagt ...« Sie warf einen Blick zum Cottage. »Ich hätte gern eine Tasse Tee. Wenn das nicht zu viele Umstände macht.«

Sally schaute weiter über die Felder hinaus und versuchte zu erraten, was kommen würde. Sie hatte ihre Schwester nie gut durchschauen können. Das war einfach so. Sie legte

die Harke hin, ging auf das Cottage zu und streifte unterwegs die Handschuhe ab. Zoë folgte ihr und zog den Kopf ein, als sie durch die niedrige Tür trat. Während Sally Wasser kochte und Tee in die Kanne löffelte, ging Zoë in der Küche umher, nahm Sachen von den Borden und betrachtete sie, und sie schaute sich das Bild eines Tulpenbaums an, das Sally gemalt hatte. »So«, sagte sie, »hier wohnst du also jetzt.« Sie studierte ein Foto, auf dem Millie und die anderen Kids – Sophie, Nial und Peter – im Gänsemarsch über ein gepflügtes Feld wanderten. »Willst du mir davon erzählen? Was ist mit Julian passiert?«

»Da gibt's nichts zu erzählen. Er hat eine Freundin. Sie haben ein Kind.«

»Ist Millie damit einverstanden?«

»Das weiß ich nicht.«

»Ich hab sie neulich gesehen. Millie.«

»Ich weiß.«

»Sie sah gut aus. Sie ist schon so ein großes Mädchen, und sie ist sehr hübsch. Benimmt sie sich gut?«

»Eigentlich nicht. Nein.«

Zoë lächelte sanft, und Sally hörte mit dem Teelöffeln auf.

»Was ist?«

»Nichts.«

»Wolltest du etwa darüber reden? Über Millie?«

»Gewissermaßen. Es gibt Neuigkeiten. Ralph Hernandez – ein Freund von ihr? Er kommt wieder auf die Beine, aber er hat heute Morgen versucht sich umzubringen.«

»*Ralph*?« Sie stellte die Teedose mit einem Schlag hin. »Du lieber Gott«, murmelte sie. »Anscheinend hört es nicht auf.«

»Wir haben jemanden nach Kingsmead geschickt, der mit dem Schulleiter spricht. Ich nehme an, der wird entscheiden, wie man den Kids die Neuigkeit beibringt.«

»Aber soll das heißen ...« Sie suchte nach den richtigen Worten. »... bedeutet das, dass er etwas mit Lornes Tod zu tun hatte?«

»Manche Leute nehmen es an.«

Sally senkte den Blick und drückte den Deckel auf die Teedose. Sie hatte Ralph nie kennengelernt, aber sie hatte schon viel von ihm gehört, und sie stellte sich vor, dass er

groß und dunkel war. Ein Selbstmordversuch also. Noch etwas, das Millie verarbeiten musste. Als ob nicht schon genug auf diesem Haus lastete. Sie schnitt einen Mandelkuchen mit Orangenglasur auf, den sie am Wochenende gebacken hatte – ein vielversprechender Versuch, sich selbst aufzumuntern. Sie holte Teller, Servietten und Kuchengabeln heraus und stand vor dem Kühlschrank, um die Milch herauszunehmen, als Zoë sagte: »Aber deshalb bin ich eigentlich nicht hier.«

Sie erstarrte mit der Hand an der Kühlschranktür und blieb mit dem Rücken zur Küche stehen. David, dachte sie. Jetzt wirst du mich nach David fragen. Du bist so clever, Zoë. Ich bin dir nicht gewachsen. Sie ließ den Kopf hängen, sodass sie mit der Stirn fast den Kühlschrank berührte, und wartete darauf, dass die Axt fiel. »Oh«, sagte sie leise. »Und warum bist du *eigentlich* hier?«

Einen Moment lang war es still. Dann sagte Zoë hinter ihr leise: »Um mich zu entschuldigen, nehme ich an.«

Sallys Rückgrat wurde steif. »Ähm ... wie bitte?«

»Du weißt schon, wegen deiner Hand.«



Sie musste heftig schlucken. Damit hatte sie zuletzt gerechnet. Wirklich zuallerletzt ... Den Unfall mit ihrer Hand hatte seit dem Tag, an dem er passiert war, niemand in der Familie Benedict mehr erwähnt. Vor fast dreißig Jahren. Ebenso gut könnte man den Namen des Teufels laut aussprechen. »Sei nicht albern«, brachte sie hervor. »Da gibt's keinen Grund sich zu entschuldigen. Es war ein Unfall.«

»Es war kein Unfall.«

»Doch, war es doch. Ein Unfall. Und es ist lange her. Wirklich so lange, dass wir kaum noch darauf zurückkommen müssen, und ...«

»Es war kein Unfall, Sally. Du weißt das, ich weiß das. Wir haben fast dreißig Jahre lang so getan, als wäre es nicht passiert, aber es ist passiert. Ich hab dich aus dem Bett geschubst, weil ich dich gehasst habe. Auch Mum und Dad wussten, dass es kein Unfall war. Darum haben sie uns auf verschiedene Schulen geschickt.«

»Nein.« Sally schloss die Augen, legte die Fingerspitzen auf die Lider und bemühte sich angestrengt, die Fakten auseinanderzuhalten. »Wir sind auf verschiedene Schulen

geschickt worden, weil ich für deine nicht intelligent genug war. Ich hab die Aufnahmeprüfung nicht bestanden.«

»Du konntest doch den verdammten Stift kaum halten – wahrscheinlich, weil dein Finger gebrochen war.«

»Ich *konnte* den Stift halten. Die Schule hat mich nicht angenommen, weil ich zu dumm war.«

»Rede keinen Blödsinn.«

»Das ist kein Blödsinn.«

»Doch, ist es. Und das weißt du.«

Ein langgedehntes Würgen drängte aus Sallys Magen herauf. Sie bemühte sich, es unter Kontrolle zu halten. Endlich öffnete sie die Augen und drehte sich um. Zoë stand unbeholfen auf der anderen Seite des Tisches. Sie hatte rote Flecken auf den Wangen, als wäre sie fieberig.

»Ich habe etwas wiedergutzumachen, Sally. Wie jeder von uns. Wenn wir unser Leben auf die Reihe kriegen wollen, müssen wir der Vergangenheit ins Auge sehen.«

»Müssen wir das?«

»Ja. Wir müssen. Wir müssen darauf achten, dass wir ... mit anderen Menschen *verbunden* sind. Wir dürfen nie vergessen, dass wir Teil eines größeren Musters sind.«

Sally schwieg. Es klang so verrückt – solche Worte aus Zoës Mund. Sie hatte ihre Schwester nie als jemanden gesehen, der mit anderen Menschen *verbunden* war, sondern immer als völlig eigenständig. Als einzelnen Planeten. Sie brauchte nichts. Niemanden. Darum beneidete Sally sie vielleicht am meisten.

»Ja, schön.« Zoë räusperte sich. Hob die Hand und winkte ab. »Ich habe mein Sprüchlein aufgesagt, aber jetzt sollte ich wohl gehen. Räuber fangen. Kätzchen von hohen Bäumen retten. Du weißt, wie das ist.«

Und dann war sie draußen. Hatte die Küche verlassen, das Cottage verlassen, ging quer über den Kies und ließ ihren Schlüssel um den Finger kreisen. Sie schaute sich nicht um, als sie auf die Straße hinausfuhr, und deshalb sah sie nicht, dass Sally am Küchenfenster stand. Und dass Sally sich eine ganze Weile nicht bewegte. Ein Passant – wenn in dieser entlegenen Gegend einer vorbeigekommen wäre – hätte gedacht, sie sei zu Eis erstarrt. Ein schemenhaftes weißes Gesicht hinter dem bleiverglasten Fenster.

Kurz vor Feierabend rief Steve sie an und bat sie, sich in der Stadt mit ihm zu treffen. Sie hatten nicht genug Zeit, um zu ihm nach Hause zu fahren, bevor sie Millie abholte, und deshalb schlug er ein Treffen im Moon and Sixpence vor, wo sie das erste Mal zusammen gegessen hatten. In dem Badezimmer, das sie gerade geputzt hatte, wusch sie sich hastig und brachte ihre Kleidung in Ordnung. Sie legte ein bisschen Make-up auf, aber ihr Spiegelbild sah trotzdem angespannt und müde aus. Immer wieder ging ihr durch den Kopf, was Zoë am Morgen gesagt hatte. Über Wiedergutmachung und Muster und die Vergangenheit.

Um vier Uhr kam sie zu dem Restaurant und fand ihn auf der Terrasse in Anzug und Kamelhaarmantel. Er hatte einen Kaffee vor sich. Sie setzte sich ihm gegenüber. Seine grauen Augen betrachteten sie. »Alles okay mit dir?«

»Ich denke schon. Wie war das Meeting?«

Er deutete mit dem Kopf auf den dritten Stuhl am Tisch.  
»Alles da.« Er hatte den müden, resignierten Gesichtsausdruck eines Mannes, der soeben begriffen hat, dass die Welt ihn immer wieder enttäuschen wird. »Da drin.«

Sie sah einen Rucksack auf dem Stuhl. »Ist das ...?«

Er nickte. »Ich bin in Krüger-Rand bezahlt worden.«

»In Krüger-Rand?«

Er nickte. »Musste noch nach Hatton Garden zum Umtauschen. Aber ich hab ein gutes Geschäft gemacht – da drin sind mehr als zweiunddreißig Riesen.«

Sally lief ein Schauer über den Rücken. Zweiunddreißigtausend Pfund für den Tod eines Mannes. Blutgeld nannte man so etwas. Sie sollte abgestoßen sein, aber sie war es nicht. Sie fühlte gar nichts. »Was wirst du damit anfangen?«

»Ich werde gar nichts damit anfangen. Es gehört dir.«

»Aber ...«

»Im Ernst. Du hast den Job erledigt.«

»Aber du hast mir geholfen. Wir haben es zusammen getan. Wie Partner.«

»Fang keine Diskussion an. Nimm es einfach.«

Sie biss sich auf die Unterlippe. Schaute den Rucksack an. Er war prallvoll. Seit Donnerstagabend konnte sie keine prallvollen Beutel mehr sehen, ohne an diese Plastiktüten zu denken, die da in einer Reihe auf dem Rasen vor ihrem Cottage gestanden hatten. An den roten Brei, der durch das Plastik geschimmert hatte. Sie riss den Blick los und spielte mit dem Deckel von Steves Cafetière.

»Millie hat heute wieder einen Anruf von Jake bekommen.«

»Das macht nichts. Das regeln wir heute Abend.«

»Ich weiß nicht, ob ich das möchte.«

»Tja, uns bleibt nichts anderes übrig. Wir regeln es heute Abend, und morgen fliege ich nach Amerika. Das ist dir doch klar, oder? Dass ich immer noch nach Amerika muss?«

Sie nickte.

»Wirst du zurechtkommen?«

»Ja«, sagte sie abwesend. »Mir geht's gut.«

Aber natürlich ging es ihr überhaupt nicht gut. Ihr Kopf war voll von statischem Rauschen und Bildern. David Goldrab. Die Gerüche. Die roten Flecken, die über Zoës

Wangen gekrochen waren, als sie am Morgen in der Küche gestanden hatte. Das »Muster«. Und jetzt dachte sie: Ganz gleich, wo sie und Steve sich in den letzten paar Tagen in das große Ganze eingefügt hatten, es war hässlich und falsch. Und was immer jetzt noch passierte, es ließe sich nicht mehr ändern. Dieser hässliche, knotige Teil würde bleiben, ein unebener, abweichender Strang im Gewebe, der erst mit der Zeit nicht mehr zu sehen sein würde.

Den Rest des Nachmittags verbrachte Zoë im Büro, verfolgte diverse Hinweise und beantwortete E-Mails. Von Dominic Mooney hatte sie immer noch nichts gehört; also unternahm sie einen letzten Versuch und erfuhr, er sei »immer noch in einer Besprechung«. Als sie das Revier verließ, stand die Sonne tief am Himmel, und die Dächer und die oberen Fenster von Bath glänzten in ihrem letzten Licht, als wären sie in Gold getaucht. Wenn sie nach Hause käme, würde es dunkel sein. Sie würde einen Jerry's mit Ginger Ale trinken und zusehen, wie die Sterne herauskamen – allein, während Ben und Debbie taten, was immer sie taten und wo immer sie es tun mochten. Die Kratzer und Wunden an ihrem Arm schmerzten dumpf, als sie auf den Parkplatz hinausging.

Sie blieb stehen. Ein Mann in roten Chinos und einem Blazer versperrte ihr den Weg. Er war sehr groß und dünn



und sah aus wie eine asiatische Version von David Bowie mit seinen stachelig gegelten, kohlschwarzen Haaren. Trotz ihrer Stiefelabsätze war sie ungefähr zwei Fingerbreit kleiner als er, und das war ungewöhnlich. Sie tat einen Schritt zur Seite, um ihm auszuweichen, und er tat es auch. Sie trat nach links, und wieder blockierte er ihr den Weg.

Sie lachte. »Sehr gut. Gefällt mir, wie Sie das machen.«

»Ich an Ihrer Stelle würde nicht lachen.« Er war aus Schottland. Aus irgendeiner feinen Gegend, aus Edinburgh vielleicht. »Wenn wir in einem Film wären, wäre das die Stelle, wo ich Ihnen eins auf den Schädel gebe und Sie in den Kofferraum meines Chrysler werfe.«

Sie legte den Kopf zur Seite und musterte ihn. »Kenne ich Sie?«

»Captain Zhang.« Er zog einen Ausweis hervor und hielt ihn hoch. »In dem Film würden Sie an einen Stuhl gefesselt aufwachen, und ein Scheinwerfer würde Ihnen ins Gesicht leuchten. Traue nie dem Chinamann – bringen sie euch in eurem Job denn gar nichts bei?«

»Geben Sie her.« Sie griff nach seinem Ausweis, doch er ließ ihn geschmeidig wieder in der Tasche verschwinden.

»Special Investigation Branch. SIB. So was wie das FBI.«

»Das *FBI*? Oh, bitte. Ich dachte, Sie hätten gesagt, wir wären hier in *keinem* Film. Special Investigation ...« Sie brach ab. Natürlich, sie hätte sich denken können, dass er zum Militär gehörte, allein wegen seiner Kleidung: das typische Outfit eines Mannes, der von der Militärakademie in Sandhurst kam. »SIB – ich weiß, was Sie sind. Militärpolizei. Schnüfflersoldaten nennt man euch. Was spielen Sie sich eigentlich hier auf, als wären Sie bei den verdammten Special Forces? Vermutlich sind Sie bloß Schütze Arsch. Sie wollen mich daran hindern, zu meinem Motorrad zu gehen? Ich glaube nicht.«

»Tja, ich glaube schon.«

Sie zuckte die Achseln und wollte um ihn herumgehen. Wieder trat er ihr in den Weg.

»Wollen Sie sich prügeln?«, fragte sie. »Sehen, wer gewinnt?«

»Ich würde gewinnen.«

»Nein, würden Sie nicht.«

Zhang seufzte, als habe er Mühe, sich in Geduld zu üben. »Wir müssen mit Ihnen sprechen, Inspector Bene-

dict. Wir müssen ein offenes, sinnvolles Gespräch über Dominic Mooney führen. Ich glaube, wenn Sie sich ein bisschen gedulden, werden Sie feststellen, dass wir alle im selben Boot sitzen. Es gibt keinen Grund, hier ein Arm-drücken zu veranstalten.«

Sie schaute Zhang sehr aufmerksam an. Dominic Mooney. Der Typ vom Verteidigungsministerium, den sie anzurufen versucht hatte. »Okay. Ich höre zu. Sehr aufmerksam sogar.«

»Gut.« Er knöpfte seinen Blazer zu und strich ihn glatt, als wäre er bei dieser Begegnung verrutscht. »Darauf hatte ich gehofft.«

»Und?« Sie drehte sich um und deutete mit gespreizter Hand auf die Reihen der Fahrzeuge auf dem Parkplatz. »In welchen Kofferraum wollen Sie mich werfen?«

Twerton war Baths verkrüppelter Cousin. Der bucklige, geheime Bruder. Niemand, der die hübschen Plätze und Straßen im Norden der Stadt bewohnte, konnte den Namen aussprechen, ohne in eine übertrieben ländliche Mundart zu verfallen und die Zunge in den Mundwinkel zu hängen wie ein echter Vollidiot. Aller Ärger schien von dort zu kommen oder damit in Verbindung zu stehen. Und dort fand man auch Jake the Peg, wenn er nicht vor einer der vornehmeren Privatschulen herumlungerte.

»Was auch passiert, du bleibst im Wagen sitzen.«

Sally warf Steve einen Seitenblick zu. »Warum? Was hast du denn vor?«

»Keine Sorge. Ich habe so was schon öfter getan. Vertrau mir.«

Sie klemmte den Umschlag zwischen die Knie, und ihre Handflächen waren schweißfeucht und glitschig. Sie hatte

Millie veranlasst, Jake anzurufen und ihm zu sagen, sie habe das Geld, und dann hatte sie sie für den Abend zu Isabelle hinübergefahren. Millie hatte ihnen beschrieben, wo Jake auf sie warten würde, aber als sie jetzt anhielten, dachte Sally, eigentlich hätte man ihn auch so gefunden. Er parkte mit seinem auffälligen Gefährt an einer Bushaltestelle vor einer Reihe von Geschäften. Das eine oder andere war noch offen und verbreitete einen Lichtkreis – ein Fish-and-Chips-Imbiss, ein Getränkeladen, ein kleiner, durchgehend geöffneter Supermarkt. Davon abgesehen lag die Straße im Dunkeln.

Steve hielt schräg neben Jake an, sodass der Wagen die Straße teilweise versperrte. Anscheinend machte es ihm nichts aus, dass der Verkehr behindert wurde. Anscheinend hatte er auch nichts gegen Zeugen.

»Hallo.« Noch mit laufendem Motor ließ er das Fenster herunter, hielt sein Handy hinaus und tippte auf das *Aufnahme*-Icon.

Jake riss die Hand vor das Gesicht, beugte sich aus dem Fenster und schrie: »*Verfluchte Scheiße*, was soll das? Stellen Sie das verschissene Ding ab.«

»Nicht, wenn Sie Ihr Geld wiederhaben wollen.«

»Herrgott.« Jake stieg aus dem Jeep, schlug die Tür zu und kam herüber, ohne die Hand vom Gesicht zu nehmen. Er trug ein Turnhemd, und seine Jeans hing so tief, dass sie sich in Ziehharmonikafalten auf seinen Laufschuhen stauten. Jetzt, da er nicht auf Davids Grund und Boden stand, sondern hier in seinem eigenen Revier war, erschien er wie ein ganz anderer Mensch. Selbstsicherer, großspuriger. »Sie filmen meinen Kopf, Mann. Meinen Kopf. Nehmen Sie das Ding aus meinem Gesicht.«

Er beugte sich zum Fenster und wollte nach dem Telefon greifen, doch Steve hielt es außerhalb seiner Reichweite. »Wenn Sie das Telefon nehmen, kriegen Sie das Geld nicht.«

»Verdammt, geben Sie mir das Telefon.« Er schnappte danach. »Oder Sie können verdoppeln, was Sie mir schulden.«

»Wollen Sie das Geld oder nicht?«

»Her mit dem blöden Telefon.«

Er beugte sich in den Wagen, und in dem Moment drückte Steve auf den Fensterheberknopf. Jake begriff gerade

noch rechtzeitig, was passierte, und sprang zurück, bevor er eingeklemmt wurde. »Scheiße. Ihr *Wichser*.« Wütend klatschte er mit beiden Händen gegen das Fenster und schlug auf das Dach. »Wichser.«

Er ging um den Wagen herum und rüttelte an allen Türgriffen. Als er nicht hereinkam, ging er zu seinem Jeep zurück und öffnete die Heckklappe. Er wühlte im Wagen herum.

»Was macht er da?«

»Keine Ahnung.« Steve drehte sich nicht um. Er gab Sally das Telefon, kippte den Rückspiegel herunter und beobachtete Jake. »Wenn er zurückkommt, filmst du weiter, aber halte die Kamera auf sein Gesicht gerichtet. Nicht auf mich – okay?«

Sie drehte sich um, kniete sich auf den Sitz und richtete die Kamera durch das Heckfenster nach draußen. Im selben Augenblick tauchte Jake aus dem Jeep auf. Er hielt einen langen Gegenstand aus Metall in den Händen, der im Licht der Heckleuchten rot glänzte. Sally brauchte zwei Sekunden, um zu erkennen, dass es ein Reifen-Montiereisen war.

»Steve«, fing sie an, aber Jake hatte mit dem Eisen schon ausgeholt und es auf das Dach des Audi herunterfahren lassen.

»Scheiße.« Steve schlug mit der flachen Hand auf die Hupe. »Du Arschloch.«

Der Lärm war ohrenbetäubend. Eine Meute Kids im Treppenhaus des Wohnblocks gegenüber hörte auf mit dem, was sie gerade taten; sie drehten sich um und starrten herüber. Steve nahm die Hand von der Hupe, ließ das Fenster herunter und fragte: »Hey! Was fällt dir ein, verdammte Scheiße?«

Jake erschien neben dem Wagen. Er beugte sich herunter und grinste niederträchtig zu ihnen herein. An der einen Hand baumelte das Montiereisen, die andere streckte er nach dem Telefon aus. Steve warf einen verächtlichen Blick auf die Hand. »Das glaube ich eher nicht.«

»Tja«, sagte Jake, »ich aber schon.«

Er hob das Eisen und wollte es zum zweiten Mal auf das Dach schmettern, doch diesmal stoppte ihn etwas. Eine kurze Bewegung nur, blitzschnell: Steve hatte sich zurückgelehnt und so weit gestreckt, dass sein Jackett für einen



Moment von seinem Bauch herunterklappte. Es war so schnell gegangen, dass Sally dachte, sie habe es sich eingebildet, aber das hatte sie nicht. Auch Jake hatte gesehen, was da war, und sofort veränderte sich sein Gesichtsausdruck. Es war der Kolben einer Pistole in Steves Hosensbund.

Jake ließ das Montiereisen sinken und stand unbeholfen da; er wusste nicht, was er tun sollte. Einen Augenblick lang war er wieder der hektisch nervöse Typ, den Sally bei David gesehen hatte. »Ja, schön.« Er sah sich um und spähte die Straße hinauf und hinunter, um zu sehen, wer zuschaute. Dann warf er den Kids im Treppenhaus einen Blick zu, bei dem sich alle sofort abwandten. Er fuhr sich mit der Zunge über die Lippen und machte eine kreisende Bewegung mit der Hand. »Okay, Mann. Machen wir's einfach – machen wir's, und die Sache ist erledigt, he?«

»Danke«, sagte Steve. »Vielen Dank.« Er schloss das Fenster. »Du kannst die Kamera abschalten, Sally. Zähl das Geld ab.«

»W-was?«

»Du hast doch gehört.«

Mit zittrigen Fingern stellte sie die Videokamera am Telefon ab, bückte sich nach der Tasche zu ihren Füßen und fing an, Zwanziger abzuzählen. Immer wieder versuchte sie, zu Steves Hosenbund hinüberzulinsen, aber der war wieder unter dem Jackett verschwunden. »Habe ich eben richtig gesehen?«, fragte sie leise.

»Die ist nicht geladen. Keine Sorge, ich werde mir nicht die Eier abschießen.«

»Ich fasse es nicht.« Sie schaute zu Jake auf, der mit verschränkten Armen zwei Schritt entfernt stand und mit dem Kopf vor- und zurückwippte, als bewegte er sich im Takt einer Musik, die nur er hören konnte. »Ich kann das alles nicht glauben.«

»Ich auch nicht. Zähl einfach das Geld.«

Sie tat es und reichte es ihm hastig.

»Okay. Jetzt film weiter. Wenn wir abfahren, mach eine schöne Aufnahme von dem Jeep. Besonders vom Nummernschild.«

Sie schaltete die Handykamera ein, verrenkte sich auf dem Sitz nach hinten und hielt das Handy wie einen Schild vor sich. Steve ließ das Fenster herunter. Jake kam mit fins-

terem Blick heran, riss das Geld an sich und schlenderte zurück zum Jeep. Er stieg ein, schlug die Tür zu und blieb im Licht der Innenbeleuchtung sitzen. Vorgebeugt zählte er die Geldscheinbündel durch. Als er fertig war, hob er die Hand, um das Licht auszuknipsen, und ohne sie anzusehen, startete er den Motor und donnerte davon, haarscharf vorbei an ihrer vorderen Stoßstange.

»Hast du die Nummer?«

Sally nickte. Sie schaltete die Videokamera ab und ließ sich schwer atmend zurücksinken. »Mein Gott«, murmelte sie. »Ist es jetzt zu Ende? Ist es jetzt wirklich zu Ende?«

»Scheiße. Ich hoffe es.« Steve stellte den Rückspiegel ein und ließ den Motor an. »Wirklich und wahrhaftig, ich hoffe es.«

Captain Charlie Zhang residierte vorübergehend in einer alten viktorianischen Rotklinkervilla, die völlig deplatziert auf einem Kasernengelände östlich von Salisbury Plain stand. Es mochte eine militärische Einrichtung sein, aber als Zhang sie über den Teppichboden kühler Korridore führte, kam Zoë zu dem Schluss, dass die Militärpolizei es definitiv besser hatte als die normalen Feld-, Wald- und Wiesen-Cops. Es gab hier Teppichboden und getäfelte Wände, und die Türen schlossen sich alle mit einem beruhigenden Wispern, ganz wie an Bord der *Enterprise*.

Zhangs vorgesetzter Offizier war eine kühl aussehende Frau Mitte, Ende fünfzig, Lieutenant Colonel Teresa Watling – das militärische Äquivalent eines Chief Superintendent und ein ziemlich hohes Tier im großen Plan der Dinge. Mit ihrem geföhnten grauen Haar, dem goldenen Anhänger auf dem schwarzen Rollkragenpullover und den schwarzen

Echsenleder-Highheels sah sie aus wie eine Geschäftsfrau aus Manhattan. In Wahrheit, erklärte sie Zoë auf dem Weg durch die Korridore, war alles sehr viel biederer. Sie war in einem der Countys in der Nachbarschaft von London geboren und aufgewachsen.

»Cool.« Zoë schwenkte den Ausweis, den man ihr an der Eingangskontrolle ausgehändigt hatte. »Kann ich Sie was fragen?«

»Alles, was Sie wollen.«

»Wenn ich an den Stuhl gefesselt werde, sind Sie dann der böse Bulle oder der gute Bulle?«

Lieutenant Colonel Watling zog es vor, darauf nicht zu antworten. Sie blieb vor einer Tür stehen und stieß sie auf. Der Raum dahinter sah aus wie das Vorstandszimmer einer Ölfirma, mit einem Tisch aus blankpoliertem Walnussholz und zwölf handgeschnitzten Teakholzstühlen. Jeder Platz war mit einem Wasserglas und einem ledergebundenen Notizbuch ausgestattet. Die Kürzungen, die bei der zivilen Polizei Tausende von Verwaltungsstellen gekostet hatten, waren also hier anscheinend noch nicht angekommen. Sie gingen alle drei hinein. Zoë setzte sich auf den

Platz am Kopfende des Tisches, der am weitesten von der Tür entfernt war, und Captain Zhang ließ sich neben ihr nieder und legte die langen, zierlichen Hände übereinander auf den Tisch. Sechs dicke Akten lagen in der Mitte. Es musste lange gedauert haben, so viel Material zusammenzutragen, dachte Zoë. Sehr lange.

Lieutenant Colonel Watling öffnete eine glatte schwarze Dose und hielt sie Zoë entgegen. Auf den ersten Blick sah sie aus wie ein Humidor – und irgendwie wäre es ja auch passend, in einem solchen Raum eine Havanna anzuzünden, sich ein bisschen zu entspannen und zuzusehen, wie der Himmel vor dem Fenster sich lilarot färbte. Sie würde nicht Nein sagen, wenn der Abend so verlaufen sollte. Vielleicht noch ein Glas Talisker Single Malt dazu. Aber in der Dose waren keine Zigarren, sondern Kaffee-Pads in allen Farben des Regenbogens. Zoë warf einen Blick auf die Farbtabelle und suchte den stärksten aus.

»Schwarz, bitte. Zwei Stück Zucker.«

Watling fing an, Kaffee zu machen. Zoë sah ihr zu und fragte sich, wie sie diesen Job bekommen haben mochte. Es wäre cool, in Jimmy-Choo-Schuhen zum Dienst zu

kommen. Vielleicht ab und zu auch in Combats, um eine kurze, gefahrlose Ermittlung in einem Stützpunkt im Irak oder in Afghanistan durchzuführen. Sie hatte gehört, dass sie in Camp Bastion ein Piacetto Café hatten, in dem es die besten Torten gab. »Ich kenne Ihren Chef«, sagte Watling. »Ich habe bei zwei Operationen in Wiltshire mit ihm zusammengearbeitet.«

»Hatte er da schon ein Faible für psychologisches Profiling?«

»Wie bitte?«

»Nichts weiter. Er ist nett. Worüber möchten Sie reden?«

»Oh, über dies und das.«

»Über dies und das?«

Watling gab Zoë ihren Kaffee und stellte ihre eigene Tasse neben den ledergebundenen Notizblock. Sie setzte sich und faltete die eleganten Hände auf dem Block. »Zoë«, sagte sie, »erinnern Sie sich an die gute alte Zeit, als Kriminalpolizei und Nachrichtendienst sich zusammentaten und die SOCA ins Leben riefen? Als man uns sagte, das werde unser Leben revolutionieren? Die rechte Hand werde endlich wissen, was die linke tut?«

»Haben Sie das geglaubt?«

Watling lachte eisig. »Ich bin eine Frau jenseits der Wechseljahre, die seit zwanzig Jahren in einer Männerwelt lebt. Ein zynischeres, grausameres Geschöpf werden Sie kaum finden. Aber es stimmt, ich habe geglaubt, die SOCA könnte hilfreich sein. Ich habe geglaubt, dass andere Behörden zumindest dort nachfragen und sich vergewissern würden, dass über einer Zielperson, für die sie sich interessieren, nicht eine große Fahne mit der Aufschrift ›SIB‹ flattert. Warum haben Sie nicht *nachgefragt*, bevor Sie anfangen, in Mr. Mooneys Büro Nachrichten zu hinterlassen?«

»Soll das heißen, Mr. Mooney hat Dreck am Stecken?«

»Ja.« Watling spreizte die Finger und deutete auf die Reihe der Aktenordner. »Darin stecken ungefähr zwei Jahre Arbeit, und sie sind jetzt so weit vollständig, dass sie der Militärstaatsanwaltschaft vorgelegt werden können, und die ist, glauben Sie mir, in Verfahrensfragen genauso pedantisch wie die zivile Staatsanwaltschaft. Und ...«

»Moment, Moment. Korrigieren Sie mich, wenn ich mich irre, aber Mooney – der ist doch ein hohes Tier, oder?«



»Unbedingt. Das heißt aber nicht, dass er kein unartiger Junge sein kann.«

Zoë rührte nachdenklich in ihrem Kaffee. Sie sah zu, wie der Zucker sich auflöste, und wartete, bis diese neue Information ihren Platz gefunden hatte. »Okay«, sagte sie schließlich. »Jetzt kapiere ich. Ich bin da in etwas hineingestolpert, und dafür bitte ich um Entschuldigung. Ich habe nicht bei der SOCA nachgefragt, weil ich nicht auf die Idee gekommen bin. Ich habe Mooneys Namen sozusagen aus dem Hut gezogen, auf der Website von Dodspeople, weil er eine Zeitlang im Kosovo gewesen ist. Ich dachte, er könnte mir ein paar Informationen geben und mich in die richtige Richtung steuern. Ich bearbeite einen Vermisstenfall in meinem Revier; es geht um einen Pornoproduzenten, der halbseidene Geschäfte mit jemandem bei den UN-Einheiten in Priština gemacht hat. Ich bin einfach meiner Nase gefolgt und dabei auf Mooney gestoßen.«

»Hören Sie.« Watling verschränkte die Arme. »Natürlich ist es kein Geheimnis, dass da, wo die Vereinten Nationen hingehen, auch der Menschenhandel hingeht. Es ist wie ein

Loch im Boden, und alle Frauen, die nicht irgendwie festgeschraubt werden, rollen da hinein.«

»Yep.«

»Tja, und das ist auch in Priština so gewesen. Die Schleusen öffneten sich, und die Prostituierten fluteten hinein. Nur haben die UN diesmal etwas gemerkt und eine Einheit aufgestellt, die das alles im Auge behalten sollte. Die Einheit zur Untersuchung von Menschenhandel und Prostitution.«

»Ja, hab ich gesehen. Mooney war der Leiter.«

»Und hat sich, wie sich herausstellte, selbst ein paar Übergriffe gegen die örtliche Bevölkerung gestattet.«

»Übergriffe?«

»Das ist ein Euphemismus. Damit es weniger schrecklich klingt, was er getan hat. Wie er seine Stellung missbraucht hat.«

»Wie denn, zum Beispiel?«

»Oh, da gibt es keine Grenzen. Er hat Mädchen höchstbietend versteigert, hat gegen sexuelle Gefälligkeiten Schutz vor Strafverfolgung geboten, hat Abtreibungen ar-

rangiert – und ein paar der abgetriebenen Babys waren von ihm. Die Liste ist atemberaubend.«

»Es ist komisch.« Zhang rieb sich fassungslos den Kopf.  
»Wenn man den Kerl sieht, könnte man denken, er ist der netteste Mensch auf Erden.«

»Okay«, sagte Zoë langsam. »Ich sehe, worauf es hinausläuft. Aufs Geratewohl würde ich wetten, er hat die Frauen auch überredet, Pornofilme zu drehen.«

»Sehr gut. *Sehr* gut. Dafür sollten Sie Eintritt nehmen.«

»Danke. Hier kommt mein zweites Kunststück: Er hat die Filme nicht selbst gedreht, ja? Hat sich nicht selbst abgegeben mit Kleinkram wie Beleuchtung und Kamera? Er hat nur das Frischfleisch besorgt.«

»Das nehmen wir an. Aber das ist einer der Bereiche, unter die wir noch keinen Schlusstrich gezogen haben.«

»Na, bei dem Schlusstrich kann ich Ihnen helfen. Ich vermute nämlich, dass darin seine Verbindung zu meinem Mr. Goldrab besteht. Der *hat* wahrscheinlich den ganzen technischen Kram beigesteuert. David Goldrab? Klingelt's da? Gold-rab. Britischer Staatsbürger. Hat Ende der Neun-

ziger eine lukrative Marktlücke für Pornos aus dem Kosovo aufgetan. Es war natürlich billiger, sie da zu drehen.«

»Goldrab?« Zhang sah Watling fragend an. »Ma'am? Ist der Name nicht irgendwo aufgetaucht?« Er zog eine der Akten zu sich heran und blätterte darin. »Ich bin sicher, ich habe ihn gesehen.«

Watling griff nach einer anderen Akte. »War das in ...? Nein. Es war eine von diesen Zahlungen, nicht wahr? Eine der Firmen.«

»Ding-dong.« Zhang stach mit dem Finger in ihre Richtung. »Das ist es.« Er legte die Akte zur Seite, nahm sich eine andere vor und blätterte sie blitzschnell durch, und dabei murmelte er Namen vor sich hin. Schließlich kam er zu einer Handelsregisterurkunde. Er zog sie heraus. »Hier bitte. DGE Enterprises. Geschäftsleiter? Mr. David Goldrab. Die eingetragene Adresse ist in London – aber das ist wahrscheinlich ein Steuerberatungsbüro oder eine Anwaltskanzlei.«

»Was für eine Firma ist das? Handel mit allerfeinstem Dreck jeder Art? Hoflieferanten Ihrer Majestät, Königin Elizabeth II.?«

»Nein. Lebensmittelcontainer für die Catering-Industrie. Und im Jahr 2008 hat Mooney zwanzigtausend Marmeladengläser der Marke Kilner bei DGE gekauft.«

Zoë zog eine Braue hoch. »Das ist eine Menge Marmelade. Er muss eine Obstplantage haben.«

»Bei seinem Stadthaus in Finchley?«

Die drei sahen einander an.

»Und?« Zhang lächelte. »Wer sagt es als Erster?«

»Ich, ich, ich.« Zoë hob die Hand wie ein eifriges Schulmädchen. »Erpressung. Vor Jahren hat Goldrab im Kosovo Pornos gedreht, und Mooney hat die Mädchen geliefert – und zwar genau die, die er mit seiner Einheit *beschützen* sollte. Mit dem Geschäft ist es irgendwann vorbei, und Jahre später, lange nach dem Kosovo, kommt Goldrab auf die Idee, dass die Erpressung eines alten Freundes eine coole Methode ist, an Geld ranzukommen.«

»Das steckt hinter Mooneys Zahlungen an Goldrabs windige ›Catering‹-Firma.«

Zoë nickte. Wenn Goldrab Mooney erpresst hatte, dürfte dieser wirklich glücklich sein, wenn Goldrab tot wäre. Er konnte in einer solchen Situation nur gewinnen. Ihr Blick

ging zwischen Watling und Zhang hin und her. »Was für einer ist Mooney denn? Ich meine, abgesehen von dem, was er im Kosovo getan hat. Ist er auch zu mehr fähig? Wäre er fähig, einen Mord zu begehen?«

Watling lachte trocken. »Durchaus. Goldrab wäre nicht der Erste. Jedenfalls nicht nach dem, was unsere Ermittlungen ergeben haben. Da sehen wir Verbindungen zu mindestens zwei vermissten Personen, hier und im Kosovo.«

»Aber der Name Lorne Wood ist Ihnen nicht untergekommen, oder?«

Watling zog die Brauen hoch. »Nein. Ich meine, den Namen kenne ich. Das ist der Mordfall in Bath, mit dem Sie befasst sind, nicht wahr? Es wird Sie überraschen, aber wir vom SIB interessieren uns durchaus für das, was die Polizeibehörden in der Provinz tun, auch wenn dieses Interesse nicht erwidert wird. Bei Mooney allerdings kommt Lorne nicht vor. Überhaupt nicht. Warum fragen Sie?«

»Wo war er am Samstag vor einer Woche? Am 7. Mai? An dem Tag, als Lorne umgebracht wurde.«

»In London.«

»Sicher?«

»Hundertprozentig. Ich kann Ihnen versichern, dass er nichts mit Lorne Woods Tod zu tun hat.«

»Aber er ist ein Mörder.«

Watling atmete geräuschvoll durch die Zähne ein. »Damit keine Missverständnisse aufkommen – ja, er ist ein Mörder, aber nicht so einer. Wenn Mooney jemanden umbringen will, dann ist es ein kalt kalkulierter Auftragsmord, kein Sexualverbrechen. Lorne Wood? Niemals. Goldrab? Möglich. Allerdings würde er sich keinesfalls selbst die Hände schmutzig machen. Er würde jemanden beauftragen.«

»Jemanden beauftragen? Aber dann müsste es Zahlungsbelege geben.« Zoë stand auf und beugte sich über Zhangs Schulter, um einen Blick in die Akte zu werfen. »Sie haben wohl nicht Mooneys Bankauszüge da?«

Zhang klappte die Akte zu, drehte sich auf seinem Stuhl leicht zur Seite, schlug die Beine übereinander und hob die Schulter, damit sie nichts sehen konnte.

»Da ist nichts«, sagte Watling. »Glauben Sie mir. Wir würden es wissen. Wenn in letzter Zeit eine Zahlung stattgefunden hat, gibt es keine Unterlagen darüber. Er würde

ohnehin Bargeld benutzen, das keine Spuren hinterlässt. Wenn Sie mich fragen – er würde in Krüger-Rand zahlen. Er hatte Verbindungen zu dem Währungsschwindel der RAF vor Jahren, erinnern Sie sich daran? Der bescheidene Krüger-Rand war damals heißbegehrt.«

»Was für einen Mann würde er engagieren?« Zoë setzte sich wieder hin.

»Normalerweise einen ehemaligen Soldaten. Im Moment ist der Markt überflutet von Ex-IRA-Typen, die Ihnen für zehntausend Mäuse jemanden umbringen, aber das ist nicht Mooneys Stil. Die sind unberechenbar und gefährlich und haben nachher im Pub ein loses Mundwerk. Er würde mehr bezahlen und dafür jemanden bekommen, dem er vertrauen kann.«

Zoë stützte die Ellenbogen auf den Tisch, legte das Kinn auf die Hände und betrachtete nachdenklich die Akten. Ein Auftragskiller. Wenn Goldrab wirklich von Mooney umgebracht worden war und wenn sie herausfinden konnte, wen Mooney dafür bezahlt hatte, dann würde der Knoten sich vielleicht lösen. Wenn es einen Zusammenhang zwischen Goldrab, Mooney und Lorne gab, den das SIB noch



nicht gefunden hatte, würde er schnell erkennbar werden. Wenn nicht, wäre zumindest geklärt, dass Goldrab wirklich tot war.

»Wo ist Mooney im Moment?«

»Im Urlaub mit seiner Frau – die demnächst seine Exfrau ist, wenn die Sache an die Öffentlichkeit kommt.«

»Irgendwo, wo ich ihn besuchen könnte?«

Zhang schnaubte. »Ja – Moment, ich schreibe Ihnen die Adresse auf.«

»Ich frage mich nur«, sagte Zoë langsam, »wie geht es jetzt weiter? Wer von uns zieht sich zurück? Ich meine, ich habe Vorrang bei Goldrab, und das bedeutet, ich habe das Recht, seine Verbindung zu Mooney zu untersuchen.«

»Und wir haben Vorrang bei dem, was Mooney im Kosovo getan hat. Außerdem haben wir den größten Teil des Beweismaterials.« Watling schüttelte den Kopf. »Bitte – wir haben Jahre daran gearbeitet, Zoë. Jahre. Die Arbeitsstunden kann man gar nicht mehr zusammenzählen. Alles ist eingetütet – so gut wie jedenfalls.« Sie hob die flache Hand und ließ sie hin und her schaukeln wie ein Auto über einem Abgrund. »Mooneys Verhaftung ist für nächste Woche ge-

plant, aber es besteht Fluchtgefahr. Wenn er auch nur einen *Hauch* von all dem wittert, kann er auf beliebig vielen Wegen aus dem Land verschwinden. Seine Sekretärin ist bereits flatterig wegen Ihrer Anrufe, weil Sie das P-Wort ausgesprochen haben. Polizei – oder? Verzeihen Sie, aber Sie haben unsere Arbeit bereits in Gefahr gebracht. Noch so ein Bockmist, und wir können alles in den Wind schreiben. Nein.« Sie legte beide Hände auf den Tisch, als habe sie sich entschieden und das Gespräch sei beendet. »Wir übernehmen Goldrabs Verschwinden und machen Ihnen unsere Akten zugänglich, wenn der Fall erledigt ist. Sie kriegen die Resultate, ohne dafür zu arbeiten. So wichtig kann Goldrab Ihnen doch nicht sein, oder?«

»Doch. Kann er.«

»Warum?«

»Aus den üblichen Gründen«, sagte Zoë honigsüß. »Weil zum Beispiel mein Superintendent Girlanden für mich aufhängt, wenn ich den Fall abschließe. Weil meine Kollegen sich alle in einer Reihe aufstellen und singen: ›Zoë, wir lieben dich‹, wenn ich durch den Besprechungsraum gehe.

Weil jeden Morgen ein uniformierter Polizist kommt und meinen Schreibtisch aufräumt.«

»Alles, was wir an Ruhm erübrigen können, werden wir an Sie weiterreichen. Ich gebe Ihnen mein Wort. Sie kriegen Ihre Girlanden, Zoë – wirklich. Sie kriegen uniformierte Polizisten und alles, was Sie wollen.«

Sie nickte und lächelte. Wenn sie in einem Film wären, wie Zhang gesagt hatte, dann wäre dies die Stelle, wo sie widersprechen und sich weigern würde, sich den Fall aus der Hand nehmen zu lassen. Warum taten sie das nur immer?, fragte sie sich. Was hatten die Leute dagegen, einfach zu nicken und Ja zu sagen und dann loszugehen und zu tun, was sie von Anfang an tun wollten? Nach ihrer Erfahrung ersparte einem das eine Menge Ärger.

Sie tat einen tiefen Seufzer, lehnte sich zurück und breitete kraftlos die Arme aus. »Okay, okay. Aber wenn es Girlanden gibt, darf ich die Farbe aussuchen.«

Es war spät, und Millie wollte bei den Sweetmans bleiben und bei Sophie übernachten. Anscheinend waren sie wieder Freundinnen. Unter anderen Umständen hätte es Sally nicht erlaubt, aber vielleicht, dachte sie mit leiser Hoffnung, würde Millie ihre Zeit dort nicht nur mit Sophie, sondern auch mit Nial verbringen und darüber vielleicht Peter Cyrus vergessen. Außerdem, erklärte Steve mit Entschiedenheit, war Jake kein Problem mehr: Sally könne sich entspannen, sie könne mit zu ihm kommen, und sie könnten sich betrinken und das Ende dieser ganzen verdammten, scheußlichen Angelegenheit feiern. Insgeheim war sie froh. So hatte sie Gelegenheit, der Stille zu entkommen, die auf den Feldern rund um Peppercorn Cottage anzuschwellen schien.

Sie blieben lange auf und tranken einen süßen Dessertwein für zehn Euro die Flasche, den Steve in einem Su-

permarkt in Bergerac gefunden hatte. Sie hatten zweimal Sex – einmal voll bekleidet auf der Arbeitsplatte in der Küche und sehr viel später noch einmal im Bett unter der Decke, als sie sehr betrunken waren und Sally abwechselnd Schluckauf und unbezwingbare Kicheranfälle bekam. Oberflächlich betrachtet schien alles normal zu sein. Trotzdem öffnete sie, bevor sie endlich einschlief, die Fenster, damit die ungewohnten Stadtgeräusche ins Zimmer und in ihre Träume kommen und vielleicht verhindern konnten, dass Zoë oder David Goldrab sich auf dem Feld aufrichteten und sie beim Arm packten.

Sie wachte spät und mit einem dicken, schweren Schädel auf, und der Vormittag war so heiß wie sonst erst im Mittsommer. Sie frühstückten auf der Terrasse, tranken Preiselbeersaft und aßen frische Himbeeren. Er würde heute nach Amerika fliegen, und sie hatte gedacht, sie sei darauf vorbereitet, aber als sie nach dem Frühstück in die Diele kam und ihn im Anzug neben seinem Koffer stehen sah, fing sie plötzlich an zu frieren.

»Was ist, wenn irgendetwas passiert? Wenn ich noch mal verhört werde? Ich weiß nicht, was ich dann sagen soll.«

»Du wirst nicht noch mal verhört. Das passiert nicht.«

»Und wenn jemand das Geld zurückverfolgt, das du gewechselt hast?«

»Die Krüger-Rand? Das tun sie nicht. Glaub mir.« Er hob seinen Koffer auf. »Es wird alles gut gehen.«

Auf der Fahrt zum Flughafen war Sally bedrückt. Der Audi musste in die Werkstatt, und deshalb hatten sie ihren Wagen genommen. Steve fuhr mit offenem Fenster und drehte das Radio auf, als gäbe es auf der ganzen Welt nichts, was ihm Sorgen machte. Sally saß geduckt auf dem Beifahrersitz, hielt ihre Handtasche auf dem Schoß umklammert und starrte durch das Fenster in die Vororte von Bristol hinaus, auf die scharfen, eckigen Konturen der schäbigen Häuser im Sonnenschein. Sie fragte sich, ob Zoë manchmal nach Bristol kam. Natürlich – sie war sicher dauernd hier. Sie war schon überall auf der Welt gewesen. Sie sah plötzlich wieder Zoës Gesicht, als sie am Küchentisch gestanden und gesagt hatte: *Ich will mich entschuldigen*. Sie versuchte sich vorzustellen, wie dieses Bild von ihr genommen, aus ihrem Kopf gezogen wurde wie ein grauer Faden, der aus dem Autofenster wehte und vom

Fahrtwind fortgerissen wurde wie ein Geist, der sich in die Lüfte wand.

Sie sprachen wenig, als Steve parkte und sie aus der Sonne ins Terminal gingen, durch den Check-in und die Rolltreppe hinauf. Sein Flug war schon aufgerufen worden; also ging er geradewegs zur Security. Als sie ihn zum Abschied geküsst hatte und mit gesenktem Kopf weggehen wollte, hielt er sie auf.

»Sally?«

Drei Schritt weit entfernt blieb sie stehen und drehte sich um. Er stand in der Schlange vor der Sicherheitskontrolle und ließ die anderen Passagiere an sich vorbeigehen. Mit merkwürdigem Gesichtsausdruck rieb er seine Fingerspitzen aneinander und betrachtete sie verwundert. »Was denn? Was ist?«

Stirnrunzelnd streckte er die Finger aus und zeigte sie ihr. »Lippenstift?«

Sie kam zurück, und zusammen betrachteten sie den Lippenstift an seinen Fingerspitzen. Er war orangerot. »Wo kommt das her?«

»Ich weiß nicht. Als ich dich geküsst habe ...« Er legte ihr die Hand auf die Schulter, drehte sie von sich weg und schaute ihren Rücken an. »Es ist an deinem Kleid. Sieh doch.«

Sally verrenkte den Hals und versuchte, den hinteren Teil ihres Rocks zu betrachten. Er hatte recht – das Kleid war hinten voller Lippenstift in einer sehr ausgeprägten orangefarbenen Farbe.

»Bist du an irgendetwas entlanggestreift?«

»Ich glaube nicht.« Sie verbog sich, um besser zu sehen. »Da ist eine ganze Menge davon.«

»Du hast – du musst dich an etwas angelehnt haben. Komm her.« Steve zog ein zusammengefaltetes Taschentuch hervor und wollte an dem Kleiderstoff reiben.

»Ist schon okay. Nicht.« Sie nahm ihm das Taschentuch aus der Hand, ließ ihren Rock fallen und schob das Taschentuch in seine Brusttasche. »Keine Angst, ich bringe das in Ordnung. Du kommst sonst zu spät.« Sie küsste ihn auf die Wange und schob ihn mit einem sanften Schubs zur Sicherheitskontrolle. »Na los.«



Er warf einen letzten Blick auf ihr Kleid. »Bist du sicher?«

»Natürlich. Guten Flug. Ruf mich an, wenn du da bist.«

Dominic Mooneys Eintrag im *Who's who* war seit seiner Rückkehr aus dem Kosovo nicht mehr aktualisiert worden. Er lautete:

*Geboren: Hongkong, 20. September 1955, Eltern Paul und Jean Mooney. Verheiratet mit Paulette Frampton 1990, ein S.*

*Ausbildung: Kings, Canterbury; Edinburgh Univ., BA Hons; RMA Sandhurst*

*Berufl. Laufbahn: Militärdienst 1976 – 1988, Großbritannien, Belize und Nordirland (1979 – 1980). Staatsdienst 1986 – heute: 1986 – 1999 Militär. Beschaffungsamt, 1999 – 2001 Zivilsekretariat Kosovo; 2001 – 2004 TPIU Priština*

*Adresse: 3 Rightstock Gardens, Finchley, London N3*

Zoë wusste, dass »ein S.« im ersten Abschnitt bedeutete, dass Mooney einen Sohn hatte – der jetzt wahrscheinlich im Teenageralter war, also zu alt, um noch mit seinen Eltern in Urlaub zu fahren. Sie brauchte nicht lange, um ihn im Internet zu finden. Gleich nach der Frühbesprechung fing sie damit an und suchte nach »Mooney+Kosovo«. Innerhalb von zehn Minuten hatte sie ihn gefunden: Jason Mooney. Er hatte praktisch seine gesamte Lebensgeschichte ins Netz gestellt, einschließlich der Zeit, die sein Dad im Kosovo verbracht hatte. (Die Frauen und die abgetriebenen Halbbrüder und -schwestern kamen darin nicht vor.) Er war ein nett aussehender Junge, sonnengebräunt, wie es glückliche Studenten auf ihren Facebook-Fotos anscheinend immer waren. Er liebte Schwimmen und einen Club in der Soho Street namens Punk, und Pixie Lott war für ihn ungefähr die heißeste Frau auf dem ganzen Planeten. Er hatte ein Tattoo in Hindi am linken Knöchel, trug immer noch das Freundschaftsarmband, das sein bester Kumpel ihm mit zwölf gegeben hatte, und war Erstsemester an der City University, wo er Luftfahrttechnik studierte. Sein Traum war es, in einem privat finanzierten Team mitzuar-

beiten, das eine Sonde ins Weltall schickte. Aber seine Geliebte Nummer eins, das Allerallerhöchste, das Ding, das ihn die Welt komplett vergessen ließ, war seine Maschine: eine '71er FX Harley-Davidson Super Glide. Es gab ein Bild mit ihr: Er stand auf einer sonnenhellen Landstraße und sah so glücklich aus, als wollte sein Herz zerspringen. Das Foto war weichgezeichnet wie das Bild eines Hochzeitspaares. Als Zoë es sah, tat sich ein heller, klarer Weg vor ihr auf. So hell und klar wie eine beleuchtete Landebahn.

Watling hatte behauptet, es gebe auf der Welt kein zynischeres Geschöpf als sie. Aber da hatte sie sich geirrt. Was Zynismus anging, steckte Zoë sie dreimal in die Tasche. Sie wusste, dass der höfliche Händedruck, mit dem Watling und Zhang sich verabschiedet hatten, das Letzte gewesen war, was sie von diesen »Polizisten« bekommen würde. Auf Lob und Unterstützung würde sie vergeblich hoffen. Zoë wollte ihnen nicht in die Parade fahren, aber sie würde sich nehmen, was sie brauchte.

Bringt mir den Kopf von David Goldrab, dachte sie, als sie Helm, Sturmhaube, Kreditkarten und Schlüssel zusam-

menraffte. Sie sprang die Treppe hinunter, und heute stand kein Zhang wie eine gereizte Riesenspinne auf dem Parkplatz. Sie stieg auf die Shovelhead, zog den Choke und drückte auf den Anlasser. Am Mittag wäre sie in London.

Es war ein sonniger Tag – fabelhaftes Motorradwetter. Die M4 war frei; nur vor Swindon geriet sie in einen Stau, durch den sie sich hindurchschlängelte. Sie zog jede Menge Blicke von Männern in ihren Autos auf sich. Die Sonne blitzte auf ihrer Oakley-Schmutzbrille wie in einem Roadmovie aus den siebziger Jahren, und das Gitarrenriff aus dem Intro einer Steppenwolf-Nummer dröhnte in einer Endlosschleife in ihrem Kopf. Die Mooneys wohnten in Finchley am Nordrand von London, nicht weit von der North Circular Road, wo die dicht gedrängten Reihenhausstraßen der Stadt allmählich durch Rasenflächen, Einfahrten und Garagen, Unmengen von Eibenhecken und Zypressen ersetzt wurden. Die Straße fand sie mühelos; es war eine von denen, bei der man sofort wusste, dass man im Land des Geldes angekommen war. Hohe Mauern, elektronisch überwachte Tore und Sicherheitssysteme. Es war schließ-

lich nicht allzu weit von Bishop's Avenue entfernt, wo die Bazillionäre wohnten.

Die Hausnummern an diesem Ende waren hoch; die Mooneys würden also am anderen wohnen. Sie wendete die Shovelhead und fuhr zurück auf die North Circular, bog rechts und noch einmal rechts ab, und am anderen Ende der Straße fand sie einen Platz für ihre Maschine. Sie klappte den Ständer herunter, zog den Schlüssel ab und ging ein paar Schritte zurück. Unterwegs nahm sie den Helm ab, und in der Deckung einer geschwungenen Backsteinmauer suchte sie die Straße nach dem Haus der Mooneys ab. Es war ein großes, einzeln stehendes Haus aus den fünfziger Jahren mit einer von Eisendornen gekrönten Mauer, und die ziegelgepflasterte Einfahrt war von Ranunkeln gesäumt, deren dottergelbe Blütenkugeln schlaff in der Sonne hingen. Kein Staatsdiener sollte in einem solchen Haus wohnen, nicht einmal diejenigen, die mehr verdienten als der Premierminister.

Sie betrachtete ihre Optionen. In der Einfahrt stand kein Auto, die Tore der Doppelgarage waren geschlossen, auch das Tor an der Einfahrt. Ein Fenster im ersten Stock stand

offen, aber nur einen Spaltbreit. Sie bewegte sich langsam vorwärts und ließ den Verkehrslärm der Hauptstraße hinter sich, konzentrierte sich auf dieses offene Fenster. Die Steppenwolf-Gitarre sägte noch immer in ihrem Kopf, aber da war auch noch etwas anderes. Kein Zweifel. Ein frenetisches Stampfen drang aus dem Haus. Eine Frauenstimme rappte South-London-R&B in der Hollywood-Version, die Sorte, vor der die Street Kids, die wirklich dort lebten, die Flucht ergriffen und die nur weiße Schnösel aus den Vororten für radikal hielten. Zoë schaute mit einem schmalen, ironischen Lächeln zu dem offenen Fenster hinauf. Jason. Er musste es sein. Verdammt, manchmal war es wirklich zu einfach.

Sie schlenderte zurück zu ihrem Bike, setzte den Helm auf, ließ die Harley vom Ständer springen und zog das Leatherman-Messer, das sie immer bei sich hatte, aus der Jackentasche. Sie bückte sich, langte in den Hohlraum über dem Zylinderkopf und schlug einmal hart auf den Keramikisolator einer Zündkerze. Er brach sofort. Sie setzte sich auf die Shovelhead, startete die Maschine und fuhr in die Straße hinein. Das satte Dröhnen des Motorrads hallte von

den Häusern hinter den weitläufigen Vorgärten wider. Sie war ungefähr fünfzig Meter weit gekommen, als aus dem Dröhnen ein Husten und dann ein stotterndes Krächzen wurde. Das Geräusch erstarb, und das Motorrad rollte noch zehn Meter an der Einfahrt der Mooneys vorbei und kam zum Stehen. Sie stieg ab, nahm den Helm vom Kopf und schüttelte ihr Haar. Dann öffnete sie die Satteltasche und nahm Werkzeug heraus. Eine Rohrzange, absolut ungeeignet für diese Arbeit. Sie ließ sich auf den Asphalt sinken, legte sich auf die Seite und versuchte, die Zange um den Isolator zu spannen.

Sie hörte Jason nicht kommen. Dass er da war, wusste sie erst, als seine Füße ungefähr einen Meter vor ihr auftauchten – braungebrannt und in verschlissenen Surfer-Sandalen, deren Riemengeflecht von Sonne und Sand zu Fetzen verschlissen war. Sie betrachtete sie ein paar Sekunden lang, und dann rutschte sie von dem Motorrad weg, rollte sich herum und setzte sich mit den Füßen in der Gosse auf.

»Entschuldigung. Ich hoffe, ich störe hier niemanden. Ich brauche sicher nicht mal zehn Minuten, dann bin ich weg.«



»Sie hat Fehlzündungen. Das hör ich schon am Sound.« Jason sah schmaler aus als auf seinen Facebook-Fotos, und die Bilder, die er ausgesucht hatte, ließen seinen Unterkiefer kantiger aussehen als in Wirklichkeit. Aber er hatte ein offenes Gesicht und weit auseinanderliegende, hellblaue Augen ohne eine Spur von Bosheit oder Verschlagenheit. Er trug ein T-Shirt mit der Aufschrift: *O God, think positive?* »Ich hab Sie durch die Straße kommen hören. Ich hab die Augen zugemacht und gedacht, das ist 'ne FXE Superglide Shovelhead, oder? 1980. Bei dem Jahr hab ich mich geirrt, aber Marke und Modell haben gestimmt.« Jason schüttelte den Kopf. Er sah ehrfürchtig aus. »Und dann haben Sie auch noch direkt vor meinem Haus eine Panne – ich meine, ich bin ein *totaler* Harley-Freak. Besser hätten Sie es gar nicht planen können. Haben Sie sich die Kerzen angesehen?«

»Ich bin gerade dabei. Ich hätte das in zwei Sekunden in Ordnung bringen können, wenn ich einen Kerzenschlüssel hätte. Aber ich muss es damit machen.« Sie hielt die Zange hoch.

»O Mann. Sie müssen sich meine Werkstatt ansehen. Da gibt's alles. Kommen Sie, kommen Sie.«

Sie zögerte und sah sich auf der Straße um. »Bist du sicher?«

»Na klar. Kommen Sie. Ich schwöre, hier ist reines Karma am Werk.«

Zusammen schoben sie die Shovelhead in die Einfahrt, und das schmiedeeiserne Tor glitt hinter ihnen zu. Irgendwo an der Seite des Hauses hörte man ein Wasserspiel. »Tolle Hütte«, sagte Zoë, als Jason das Garagentor öffnete. »Da geht's jemandem ziemlich gut.«

»Meine Eltern. Sie sind verreist. Hier sind bloß ich und die Schildkröten. Haben Sie schon mal versucht, sich mit 'ner Schildkröte zu unterhalten? Glauben Sie mir, die haben keine Ahnung von 'ner Harley.«

»Ich kenne nicht viele Leute, die Ahnung von 'ner Harley haben. Jedenfalls nicht so wie du.«

Das gefiel ihm. Er lächelte breit und streckte die Hand aus. »Ich bin Jason.«

»Evie.« Sie schüttelte die Hand. »Schön, einen Harley-Freak zu treffen. Du bist ein totaler Nerd.«

Grinsend zeigte er mit dem Finger auf sich. »Merken Sie sich dieses Gesicht. Ein technisches Genie. Eines Tages werde ich eine Sonde auf dem Mars landen lassen. Warten Sie's nur ab.«

In der Garage standen ein roter Allradwagen und die Harley. Er verbrachte eine ganze Weile damit, sie ihr zu zeigen, und sie musste mit den Fingern über eine Schweißnaht streichen, die er selbst gemacht hatte, damit sie sah, wie »unheimlich glatt« sie war. Dann ging er zu seiner Werkbank am hinteren Ende der Garage, ließ den Blick über das Werkzeug an der Wand wandern und murmelte vor sich hin, bis er gefunden hatte, was er suchte. »Ich glaube, magnetisch ist gut dafür«, sagte er und nahm einen Kerzenschlüssel herunter. Neben dem Motorrad kniete er sich auf den kühlen Garagenboden. Während er schraubte, zog Zoë sich die Jacke aus, spazierte demonstrativ an der Werkbank entlang und tat, als inspiziere sie das Werkzeug an der Wand. Sie wandte ihm den Rücken zu, zog die Rohrzange unter dem T-Shirt hervor, ging in die Hocke und legte sie auf den Boden. Vielleicht würde sie noch einmal zurückkommen müssen. Dann lehnte sie sich mit verschränkten

Armen an die Werkbank und legte den Kopf in den Nacken. Von hier ging der Blick durch die Tür, die ins Haus führte. Sie stand ein Stück weit offen, und dahinter bot sich ein Blick auf einen Ausschnitt aus Dominic Mooneys Leben: ein hellblauer Teppich, ein blankpolierter Dielentisch aus Mahagoni, künstliche Calla in einer Vase. Seinen Hip-Hop hatte Jason anscheinend abgeschaltet, denn im Haus war es still; man hörte nur das Ticken einer Großvateruhr irgendwo.

»Das dauert nicht lange. Der Isolator ist gebrochen.«

»Ja? Gut, dass du hier warst, was?« Sie deutete mit dem Kopf ins Haus. »Ich könnte wohl nicht mal eben ... hm?« Sie hob die Hände, um zu zeigen, wie schmutzig sie waren. »Ich hab den ganzen Tag im Sattel gesessen, und ich würde mir gern die Hände waschen.«

»Erste Tür links.« Er blickte nicht auf. »Nehmen Sie das Handtuch in dem Metallring, nicht die zusammengefalteten, die mit der Spitze und dem ganzen Scheiß. Die sind für Gäste. Mum kastriert mich, wenn die benutzt werden.«

Zoë schlenderte ins Haus. Die Reißverschlüsse an ihrer Jacke klirrten. Sie ging ins Bad und wusch sich das Ge-

sicht. Sie sah hübsche Toilettenartikel – gutes Zeug wie Champney's Händeseife und einen italienischen Moisturizer in einer Steinflasche mit goldener Schrift. Sie nahm das Handtuch aus dem Ring, spazierte durch die Diele und trocknete sich die Hände ab. Sie hörte die metallischen Geräusche aus der Garage, wo Jason arbeitete. Er war völlig vertieft in das, was er tat, und so schob sie schnell den Kopf durch alle Türen in der Diele. Das Wohnzimmer war riesengroß; auf dem Boden lag ein gemusterter Teppich, und es war möbliert wie eine Hotelhalle, mit großen, verschnörkelten Polstersofas. Die eingebauten Mahagoniregale waren vollgestopft mit Büchern und Fotoalben. Glastüren führten hinaus in den großen, ummauerten Garten, der im Sonnenschein lag. An einer lehnte ein Tennisschläger, daneben eine Dose Bälle. Komisch, dachte sie, als sie es sah. Sie hatte eigentlich nie weiter darüber nachgedacht, wie viele Leute wohl Tennisbälle zu Hause herumliegen hatten.

Sie ging bis zur Küchentür und warf einen schnellen Blick hindurch. Eine Landhausküche mit holzverkleideten Geräten. Getrocknete Hopfenranken waren über die Fens-

ter drapiert, und in einem rustikalen Terracottatopf standen diverse Utensilien. Ein baumwollenes Küchentuch. Es sah nicht aus wie im Haus eines Menschen, der Leute umbrachte oder jemanden dafür bezahlte, dass er es tat. Und trotzdem hatte das alles etwas, irgendetwas an sich, das ihr sagte, Mooney könne durchaus dafür verantwortlich sein, dass David Goldrabs Abendessen in der Mikrowelle drüben in Bath langsam vertrocknet war.

In der Garage erwachte das Motorrad zum Leben. Jason stieß einen kurzen, triumphierenden Jauchzer aus. Zoë kam wieder herein und trocknete sich immer noch die Hände ab. Er stand neben dem Bike, grinsend über das ganze Gesicht, drehte am Gas und ließ den Motor aufbrüllen. »Hab ich's nicht gesagt?«, schrie er gegen den Lärm an. »Merken Sie sich dieses Gesicht. Mein Gesicht!«

Sie legte das Handtuch auf die Werkbank, ging zu ihrem Motorrad und schüttelte bewundernd den Kopf. »Super«, schrie sie. »Bin ich dir was schuldig?«

»Kann ich sie mal fahren? Das heißt ...« Er besann sich auf seine Manieren, nahm die Hand vom Gas und machte

ein nüchternes Gesicht. »Mal fahren? Wenn es Ihnen nichts ausmacht.«

»Du willst meine Shovelhead fahren?«

»Nein. Ich meine – nicht, wenn es ein Problem ist. Wirklich nicht. Vergessen Sie, dass ich gefragt habe.«

»Nein, nein – ich meine, es ist ...« Sie nagte an ihrer Unterlippe und tat, als habe sie mit sich zu kämpfen. Schließlich sagte sie: »Ist in Ordnung. Bist du versichert?«

»Ich fahr nur einmal die Straße rauf und runter. Mehr nicht.«

»Okay. Ist wohl das Mindeste, was ich tun kann. Aber pass auf sie auf, ja?«

»Versprochen.«

Jason rannte ins Haus und kam mit einem schwarzen Shoei-Jethelm zurück. Er streifte seine Sandalen ab und zog Reißverschlussstiefel an seine nackten Füße. Er sah ein bisschen irre aus, als er im T-Shirt und mit seinem offenen Helm auf das Motorrad stieg. Ein bisschen wacklig fuhr er zum Tor hinaus, aber dann hatte er sich gefangen. Im zweiten Gang bog er auf die Straße und war verschwunden. Das Motorgedröhn hallte über Hecken und Gärten, als er auf

der Straße Gas gab. Sie drehte sich um und ging eilig ins Haus.

Die Bücherregale im Wohnzimmer enthielten nichts Besonderes. Ein paar Familienfotos – die Mooneys an ihrem Hochzeitstag, Jason als Baby, ein großes, dünnes Mädchen im Kleid einer Brautjungfer. Bücher – hauptsächlich Sachbücher über Innenpolitik und Sprachen, Spanisch, Russisch, Arabisch. Nichts, was nach Geschäftsunterlagen aussah. Sie ging in den Flur und öffnete alle anderen Türen. Ein Hauswirtschaftsraum, ein Atelier mit halb fertigen Töpferarbeiten, ein Esszimmer, dessen Vorhänge geschlossen waren, damit das Sonnenlicht die Möbel nicht ausbleichen konnte. Und ein verschlossenes Zimmer.

Sie rüttelte an der Tür. Dann strich sie mit den Fingern oben über den Rahmen und tastete nach einem Schlüssel. Sie warf einen Blick in die Schüssel auf dem Dielentisch und fand Autoschlüssel an einem elastischen, spiralförmigen Gummiring, den Schlüssel für eine Gasuhr und ein paar Tankquittungen. Keinen Zimmerschlüssel.

Sie ging durch die Garage zurück in die Einfahrt und durch die hölzerne Seitenpforte. Die Häuser standen hier



relativ dicht nebeneinander, und der Seiteneingang lag im Schatten. An dieser Seite hatte das Haus der Mooneys nur zwei Fenster – ein Milchglasfenster, offensichtlich die Toilette, und ein zweites Fenster, das zu dem verschlossenen Zimmer gehörte. Zoë legte eine Hand an die Scheibe und spähte hinein. Sie sah einen großen Mahagonischreibtisch mit einer ledernen Tischplatte, auf der eine Banker-Lampe mit grünem Glasschirm stand, einen Ledersessel und ein Fußbänkchen. Im Regal dahinter erkannte sie klar und deutlich die aufgereihten Aktenkästen. »Kosovo« stand auf einem, »Priština« auf einem anderen. Vielleicht enthielten sie Unterlagen darüber, wen er wie bezahlt hatte. Sie trommelte mit den Fingern an die Scheibe. Sie könnte das Fenster jetzt einschlagen und wäre im Nu drin und wieder draußen.

Das Motorrad kam zurück; der Lärm hallte durch die Lücke zwischen den Häusern. Sie trat einen Schritt zurück, und es juckte sie in den Fingern, es einfach zu tun. Doch das Motorgeräusch wurde immer lauter, und im letzten Moment überlegte sie es sich anders. Sie lief zu der Pforte zurück und stellte fest, dass sie klemmte. Sie zerrte daran,

rüttelte an der Klinke, aber nichts rührte sich. Das Motorrad kam näher. Sie warf einen Blick über die Schulter in den Garten hinter dem Haus. Es würde zu lange dauern, dort herum zu gehen. Noch einmal riss sie an der Pforte. Jetzt öffnete sie sich, und sie trat hindurch. Im selben Moment bog Jason in die Einfahrt.

Er hielt an, nahm seinen Helm ab und sah sie verwundert an.

»Hi.« Sie klopfte auf den Lenker. »Hat sie dir gefallen? Nicht gefallen?«

Sein Blick ging von ihr zur Pforte. »Alles okay?«

»Hä?« Sie schaute nach hinten. »Ja. Ich hab nur nach einem Schlauch gesucht. Wollte sie einmal abspritzen.«

»Abspritzen? Sieht aber nicht aus, als ob sie das nötig hätte.«

»Ich finde schon.«

»Da vorn ist ein Schlauch.« Er zeigte auf den Wasserhahn an der Vorderseite des Hauses. Der Schlauch war säuberlich auf eine grün-gelbe Trommel gewickelt. »Haben Sie den nicht gesehen?«

»Nein.«

Jason kratzte sich am Kopf und kräuselte die Lippen. Dann schwang er das Bein über das Motorrad und schlang den Helmriemen um sein Handgelenk – wie sie es bei Bikern gesehen hatte, wenn sie vorhatten, ihren Helm als Waffe zu benutzen.

»Jason?«

»Wer sind Sie?«

»Wer ich *bin*? Das hab ich doch gesagt. Ich bin Evie.«

»Na, Evie, es wird Ihnen leidtun, wenn Sie etwas aus dem Haus mitgenommen haben. Ich habe nämlich Ihr Nummernschild. Und Sie haben keine Ahnung, wie hartnäckig mein Vater sein kann, wenn es um so was geht.«

»Das glaube ich gern.«

»Sie wollen sich ganz sicher nicht mit meinem Vater anlegen.«

»Ich will mich mit niemandem anlegen.« Sie hob die Hände. »Ich verschwinde.«

Sie ging an ihm vorbei, und halb rechnete sie damit, das Pfeifen zu hören, mit dem sein Helm auf ihren Kopf herabsauste, so schnell hatte er sich verändert. Respekt, Jason. Du bist nicht der Hampelmann, für den ich dich gehalten

habe. Sie hob ihren eigenen Helm auf, der in der Zufahrt lag, und Jason überschattete sie mit verschränkten Armen. Er sah zu, wie sie den Reißverschluss an ihrer Jacke hochzog und das Bein über die Shovelhead schwang.

»Ich hab das Handtuch auf die Werkbank gelegt.« Sie startete den Motor und gab Gas, hob die Hand und sah ihn lächelnd an. »Vielleicht hängst du es wieder auf, damit Mummy glücklich ist, ja? Wir sehen uns, Jason. War nett, dich kennenzulernen.«

In der Damentoilette des Flughafens von Bristol stand Sally mit dem Rücken zum Spiegel und breitete ihren Rock aus, um das Lippenstiftgeschmiere zu betrachten. Was sie erkennen konnte, sah aus wie Buchstaben – als habe sie sich irgendwo angelehnt. An eine Schrift oder ein Graffiti. Aber wo? Das meiste war verwischt und nicht zu entziffern, aber sie war sicher, dass sie einzelne Buchstaben erkannte. »Du«. Und vielleicht ein »S«.

Sie ging in eine der Kabinen, zog das Kleid aus und versuchte, es mit feuchten Tüchern sauberzumachen, von denen sie eine Packung in der Handtasche hatte. Aber der Lippenstift ließ sich nicht abwischen; sie rieb ihn nur immer weiter ins Gewebe. Ihr blieb nichts anderes übrig, als das Kleid wieder anzuziehen und sich ihren Pullover um die Hüften zu binden, sodass er herabhing und den Lippenstift verdeckte. Sie ging zurück zum Parkplatz, und trotz

der Sonne hatte sie Gänsehaut an den Unterarmen. Sie warf die Handtasche auf den Rücksitz des Ka und wollte eben einsteigen, als ihr etwas einfiel. Steve war gefahren, und sie hatte auf dem Beifahrersitz gesessen. Sie schlug die Tür wieder zu, ging um den Wagen herum zur anderen Seite und öffnete die Beifahrertür. Sie hockte sich vor den Sitz und befühlte vorsichtig das Polster. Ihre Finger färbten sich rot. Sie betrachtete sie lange. Dann zog sie hastig die Tücher aus der Handtasche und breitete sie so aus, dass sie den Sitz bedeckten. Mit den flachen Händen drückte sie sie leicht fest und zählte im Kopf bis hundert. Sie hörte andere Leute, deren Koffer hinter ihr über den Parkplatz rollten, und sie hörte das Stocken ihrer Schritte, wenn sie sich nach ihr umdrehten und sie anschauten, wie sie vor der offenen Wagentür kauerte.

Sie drehte die Tücher um und inspizierte sie. Wenn der Lippenstift auf ihr Kleid abgefärbt hatte, musste er schon da gewesen sein, als sie eingestiegen war. Der Wagen hatte über Nacht bei Steve gestanden, in seiner Einfahrt. Sie versuchte, sich zu erinnern, ob sie ihn abgeschlossen hatte. Vor ihrem Cottage tat sie es nie; also hatte sie es in der letz-

ten Nacht vielleicht auch nicht getan. Vielleicht waren Jugendliche drin gewesen.

Sie breitete die Tücher wieder aus und schob sie hin und her, bis sie zusammenpassten. Die Buchstaben waren verwischt, ein paar fehlten, und die, die sie erkennen konnte, waren spiegelverkehrt. Sie fand ein »D«, ein »N« und ein »A«. Sie las »ÜCK« und dann ganz deutlich »MIES«. Noch ein »A« und ein »VON«, und dann ergab das Ganze plötzlich Sinn.

*Damit kommst du nicht davon. Mieses Stück.*

Zitternd sprang sie auf und hätte sich dabei fast den Kopf an der Dachkante gestoßen. Sie fuhr herum, als könnte jemand hinter ihr stehen und sie beobachten. Aber im Umkreis von mehreren hundert Metern sah sie nur Autos und die Köpfe einiger Reisenden, die sich dazwischen bewegten. Sie schlug die Tür zu und wollte zum Terminal zurücklaufen, dann fiel ihr allerdings ein, dass Steve ja schon am Gate war. Sie rannte zurück zum Wagen, wühlte das Telefon aus der Tasche und ließ in ihrer Hast ein paar Gegenstände fallen. Sie wählte seine Nummer, aber ihre Finger waren weich wie Pudding. Erst war es still, dann hörte

sie ein elektronisches Summen, und seine Mailbox schaltete sich ein.

»Steve hier. Wenn Sie eine Nachricht hinterlassen wollen ...«

Sie trennte die Verbindung und stand in der grellen Sonne. Ihre Hand lag auf dem Wagendach, und sie atmete schwer, als die Wahrheit über ihr heraufzog wie eine Wolke.

Irgendwoher wusste irgendjemand genau, was sie und Steve mit David Goldrab gemacht hatten.



Das Motel war eins von denen, die schalldichte Fenster hatten, um den Verkehrslärm abzuhalten; im Bad hingen Quetschflaschen mit Flüssigseife an der Wand, und im Foyer standen Verkaufsautomaten. Überall hingen Schilder, die versprachen, man werde sein Geld zurückbekommen, wenn man nicht gut geschlafen habe. Es lag zehn Meilen weit außerhalb von London an der M4, und als Zoë es sah, fuhr sie ab und nahm ein Zimmer. Sie hatte nicht vor, dort zu schlafen – sie brauchte nur ein Plätzchen, wo sie sich zwei Stunden hinlegen und nachdenken konnte –, aber sie trug brav ihren Helm und ihre paar Habseligkeiten hinein und bat die Rezeptionistin um eine plastikverpackte Zahnbürste.

Im Zimmer öffnete sie das Fenster einen Spaltbreit, zog die Stiefel aus und legte sich mit übereinandergeschlagenen Beinen auf den Rücken. Sie bedeckte ihre Augen mit

der Sturmhaube, kreuzte die Hände auf der Brust und fing an, ihre Gedanken zu ordnen, damit sie entscheiden könnte, was sie als Nächstes tun sollte. Sollte sie die Mooney-Spur weiterverfolgen oder Schluss machen und nach Bath zurückfahren? Was würde es für sie bedeuten, wenn sie feststellte, dass Goldrab tot war und alles, was er über ihre Vergangenheit wusste, mit ihm begraben wurde? Glaubte sie, sie sei plötzlich *sauber*, nachdem sie sich bei Sally entschuldigt hatte? Sauber wie Debbie Harry? Sauber, wie Ben es gern hatte? Wer meinte, Dreck am Stecken zu haben, wurde das Gefühl offensichtlich nie mehr los. Wie der Blutfleck bei Lady Macbeth.

Sie atmete in tiefen, beruhigenden Zügen und fing an, das alles zu sortieren. Aber die Fahrt und die letzten schlaflosen Nächte überwältigten sie, und nach fünf Minuten war sie eingeschlafen.

Sie träumte wieder von dem Zimmer, von dem Zimmer, vor dem der Schnee fiel. Jetzt jedoch lag sie auf dem Boden und fühlte sich ganz klein und verängstigt, und Sally ragte furchterregend vor ihr auf. Sie hielt die gebrochene Hand über Zoë. Die Hand war völlig zertrümmert; die Knochen

ragten überall heraus, und das Blut floss in dicken Tropfen auf Zoës Gesicht.

Sie stieß sich mit den Beinen ab und rutschte weg von Sally, warf sich herum und kroch zur Tür. Sally folgte dicht hinter ihr mit erhobener Hand. »Nein!«, rief sie. »Geh nicht – geh nicht!«

Aber Zoë war schon zur Tür hinaus, stolperte die Treppe hinunter und rannte los, hetzte durch die Straßen. Sie war in Bristol, erkannte sie. St. Paul's. Vor sich sah sie eine Tür. Rotes Licht fiel heraus, eine Hand winkte ihr. *Beeil dich*, rief jemand. *Beeil dich! Hier geht's durch. Hier rein!* Und dann stand sie plötzlich auf einer Bühne, und ein Publikum schaute erwartungsvoll zu ihr auf. In der ersten Reihe saßen ihre Eltern, ihre Lehrerin aus der ersten Klasse und der Superintendent. *Los mach schon*, schrie der Superintendent. *Zeig, was du kannst*. Der Beleuchter schaute stirnrunzelnd aus seiner Kabine zu ihr herunter, und hinten stützte sich der Hausmeister auf seinen Besen und grinste zu ihr herauf. *Na los*, brüllte jemand, *zeig, was du kannst*. Jemand gab ihr von hinten einen Stoß. Als sie sich umdrehete, sah sie David Goldrab als jungen Mann. London Tarn.

*Zoë, sagte er. Wie schön, dich wiederzusehen, Zoë!*

Sie erwachte im Motelzimmer. Mit beiden Händen umklammerte sie die Seiten des Bettes und riss die Augen weit auf. Der Kopf tat ihr weh. Sie atmete ein und aus, ein und aus, und starrte auf das Licht der Scheinwerfer, das hin und her über die Wand huschte. Nach einer Weile rollte sie sich auf die Seite. Das Display der Uhr auf dem Nachttisch zeigte 23.09. Sie tastete nach ihrem Telefon. Der Empfang war gut, aber niemand hatte sie angerufen oder ihr eine SMS geschickt. Sie fragte sich, auf wen sie gehofft hatte. Auf Ben? Es war nach elf. Er und Debbie dürften im Bett sein, vielleicht mit einem Schlummertrunk oder einem Becher Kakao. Oder was sie sonst treiben mochten.

Debbie. Sauber, sauber, sauber.

Sie steckte das Telefon wieder ein, schwang die Beine vom Bett, ging ins Bad und wusch sich das Gesicht mit kaltem Wasser. Dann richtete sie sich auf und schaute ihr Spiegelbild an. »Verdammt«, zischte sie. »Verdammt und zur Hölle mit dem ganzen Scheiß.«

Sie wusste jetzt, was sie tun würde. Sie würde noch einmal zu Mooney fahren.

»Millie, ab ins Bett.« Hundert Meilen weiter westlich saß Sally am Küchentisch und sah zu, wie ihre Tochter im Kühlschrank nach einem spätabendlichen Snack stöberte. »Du hast morgen früh Schule. Na los. Es ist spät.«

»Meine Güte.« Millie warf ihrer Mutter einen verächtlichen Blick zu. »Was ist los mit dir? Du gehst mir *so was* von auf den Keks.«

»Ich habe dich nur gebeten, ins Bett zu gehen.«

»Aber du benimmst dich total schräg.« Sie wandte sich mit einer Packung Milch von Kühlschrank ab und deutete mit vorwurfsvollem Kopfnicken auf das Weinglas neben Sallys Ellenbogen. »Und das Zeug da hast du dir eimerweise reingeschüttet. Echt *eimerweise*.«

Sally hielt schützend die Hand über ihr Glas. Es stimmte; sie hatte die ganze Flasche getrunken, und es hatte nichts geändert. Nichts. Sie war immer noch angespannt, und ihr

Herz raste. »Nimm dir einfach ein Glas Milch«, sagte sie mit beherrschter Stimme, »und geh ins Bett.«

»Und wieso sind alle Türen abgeschlossen? Es ist wie im Gefängnis hier. Ich meine, er kann uns doch hier draußen gar nicht finden, Herrgott noch mal.«

»Was hast du gesagt?«

»Er weiß nicht, wo ich wohne.«

»*Wer* weiß nicht, wo du wohnst?«

Millie klapperte mit den Lidern, als sei sie nicht sicher, dass sie Sally richtig verstanden hatte. »Jake natürlich. Du hast ihm doch das Geld gegeben. Jetzt lässt er mich in Ruhe.«

Sally antwortete nicht. Die Muskeln unter ihren Rippen taten weh, so groß war ihre Angst den ganzen Tag über gewesen. Es kostete sie große Anstrengung, die Panik im Zaum zu halten. Nach einer Weile schob sie den Stuhl zurück, ging in die Speisekammer und holte noch eine Flasche von Steves Wein. »Gieß dir ein Glas Milch ein. Geh auf dein Zimmer, und mach das Fenster zu. Es soll Regen geben heute Nacht.«

Millie lärmte in der Küche herum, holte sich ein Glas und goss Milch hinein. Dann knallte sie den Milchkarton auf die Arbeitsplatte und verschwand. Sally blieb reglos in der Speisekammer stehen und lauschte, wie ihre Tochter mit polternden Schritten durch den Flur ging und ihre Zimmertür zuschlug. Sie legte den Kopf an die Wand, atmete tief durch und zählte bis zehn.

Es war fast neun Stunden her, dass Steves Flugzeug in Bristol gestartet war. Neun Stunden, und es kam ihr vor wie neun Jahre. Neun Jahrhunderte. Müde stieß sie sich von der Tür ab, zog den Korken aus der Flasche, trug den Wein zum Tisch und füllte ihr Glas. Sie setzte sich und warf einen Blick auf das Display ihres Handys. Nichts. In fünfzig Minuten würde er landen. Sie hatte mehrere Nachrichten auf seiner Mailbox hinterlassen. Wenn er sein Telefon einschaltete, bevor er zur Einreisekontrolle ging, würde er sie innerhalb der nächsten Stunde alle bekommen. Dann würde er wissen, dass etwas nicht in Ordnung war. Sie hob den Blick zum Fenster. Die helle Küche spiegelte sich in den schwarzen Scheiben, alle Flächen und Schränke, und mitten darin ihr eigenes Gesicht, weiß wie der Mond.

Nachdem sie Millie von der Schule abgeholt hatte, war sie im Haus herumgegangen und hatte alle Türen und Fenster verschlossen und die Vorhänge zugezogen. Aber dann hatte sich der Gedanke in ihren Kopf geschlichen, dass jemand unsichtbar draußen vor den Fenstern stehen könnte, und schließlich hatte sie die Vorhänge wieder aufgerissen. Wenn sie vor der Wahl stand, beobachtet zu werden oder nicht zu wissen, was draußen vorging, wollte sie lieber beobachtet werden.

Beobachtet ...

Sie war an diesem Abend sicher, so sicher gewesen, dass niemand sie und Steve im Garten beobachtet hatte. Wie also war es möglich gewesen? Was hatte sie übersehen?

Sie zog den Laptop zu sich heran und rief Google auf. Als Google Earth herausgekommen war, hatten sie und Millie Stunden damit verbracht; sie hatten sich auf die Häuser ihrer Freunde hinuntergezoozt und per Street View virtuelle Spaziergänge durch die Straßen unternommen, die sie kannten. Durch Straßen, die sie nicht kannten. Durch Straßen, die sie vielleicht niemals betreten würden. Jetzt zoomte sie sich auf Peppercorn herab. Das vertraute Sat-



teldach der Garage, die grauen Giebel – drei vorn und hinten –, der Steinkamin und das Rieddach. Das Foto war zur Mittsommerzeit aufgenommen worden, und die Bäume sahen flauschig und dick wie Pustebumen aus und warfen kurze, wolkige Schatten auf den Rasen. Sie malte mit dem Finger einen großen Kreis um das Cottage. Aber da war nichts, kein Gebäude, das hier Einblick hatte. Sie zoomte heraus, und da war immer noch nichts, nur die vertrauten Pflanzreihen auf den benachbarten Feldern.

Sie schob den Computer zurück und blieb eine Weile sitzen, den Finger an die Lippen gelegt, und dachte nach. Dann stand sie auf, knipste das Licht aus und trat ans Fenster. Da draußen war nichts. Keine Bewegung, keine Veränderung. Nur das ferne Funkeln der Autos auf der Autobahn und der mattgraue Schein des Mondes hinter den Wolken. Sie zog die Schuhe aus und tappte lautlos durch den Flur zu Millies Zimmer. Millie lag im Bett und schlief. Sie atmete gleichmäßig ein und aus. Sally kehrte zurück in die Diele, zog ihre Gummistiefel und einen Dufflecoat an und suchte die große, starke Handlampe, die Steve ihr unbedingt hatte kaufen wollen, weil er es für verrückt hielt, hier draußen im

Dunkeln zu sitzen, mitten im Nirgendwo, wo immer wieder der Strom ausfiel. Steve. O Gott, wenn er doch jetzt hier wäre.

Geräuschlos ging sie durch die Hintertür hinaus. Es war kühl – sehr kühl, beinahe kalt, nachdem es tagsüber für die Jahreszeit viel zu heiß gewesen war. Einen Augenblick lang blieb sie stehen und schaute sich in der vertrauten Umgebung um. Sie sah die Reihe der Weißbirken am Nordrand, das Wäldchen im Osten, den oberen Garten, in dem ein Kiwibaum mit harten, bitteren Früchten wuchs. Ihr Auto stand da, wo sie und Steve sechs Nächte zuvor gestanden hatten; beide zitternd und mit Übelkeit kämpfend nach dem, was sie getan hatten.

Sie schloss die Tür hinter sich ab und ging zum Auto. Mit dem Rücken an den Wagen gelehnt, ließ sie den Blick langsam, sehr langsam über den Horizont wandern. Nichts. Sie ging um den Wagen herum und tat das Gleiche auf der anderen Seite. Da war nichts. Kein Haus, keine Stelle, wo jemand hätte stehen und sie beobachten können. Sie ging quer über den Rasen zu dem Beet, wo sie gestern das Reisigfeuer gemacht hatte. Auf der Erde leuchtete noch grau

die Asche, und in der Luft hing ein zarter Hauch von verkohltem Holz. Sie hob die riesige Lampe, schaltete sie ein und richtete den Lichtstrahl auf die Bäume. Sie hatte diese Lampe noch nie benutzt; sie war so hell, dass sie über mehrere hundert Meter hinweg jedes Detail erkennen konnte. Wenn der Lichtstrahl auf Glas träfe, auf eine Fensterscheibe, die sie vielleicht übersehen hatte, würde er zu ihr zurückreflektiert werden. Sie schwenkte den Strahl über die Felder und in einem weiten Kreis zum Cottage hinauf, über die Garage und holpernd über die Hecken. Im Wald konnte sie einzelne Blätter und Äste erkennen, und die Bäume wiegten sich wispernd. In dem Wäldchen am oberen Rand des Grundstücks erfasste der Lichtstrahl zwei grün leuchtende Punkte: Augen, die sie stetig anschauten. Sie hielt inne und bekam Herzklopfen. Die Augen bewegten sich, duckten sich weg und wandten sich ab. Es war nur ein Reh, das sie beim Äsen erschreckt hatte.

Sally atmete aus und ließ die Lampe sinken. Da war nichts – kein Gebäude, kein verborgener Rastplatz, keine Vogelbeobachtungsstation, kein Baumhaus, kein Bauernhof. Nichts, wo jemand sich hätte verstecken und beobach-

ten können, was sie hier taten. Und dann fiel ihr etwas ein. Etwas, das ihr die ganze Zeit schon hätte klar sein können, wenn sie vernünftig nachgedacht hätte. Das Auto. Wer immer ihr die Botschaft geschickt hatte, hatte sie im Auto hinterlassen, als es bei Steve parkte. Was bedeutete das? Warum war er nicht zu ihr nach Hause gekommen? Warum sich die Mühe machen, ihr zu Steve zu folgen, wenn ...

Natürlich. Sie knipste die Lampe aus und ging mit schnellen Schritten über den Rasen zum Haus, schloss die Haustür auf und ging, ohne die Gummistiefel auszuziehen oder das Licht einzuschalten, in die Küche und klappte den Laptop auf. Der Monitor erwachte zum Leben, und all die mittsommerlichen Felder leuchteten grün und kraftvoll. Sie zoomte zurück und zog das Bild nach links und nach Norden, und sie stoppte bei der matten, verschwommenen Linie des Caterpillar gegenüber von Hanging Hill.

»Da«, hauchte sie und ließ sich auf den Stuhl sinken.  
»Da.«

Die Satellitenaufnahme war gegen Ende Juni entstanden, schätzte sie. Ein rosa Dunst von Mohnblüten schwebte über den Feldern. Und mittendrin Lightpil House – ein

großer gelber Klecks mit Springbrunnen und Terrassen, die in der Sonne blitzten. Nördlich davon der nahezu dreieckige Keil des Parkplatzes, auf dem David Goldrab gestorben war. Im Süden, unweit der Grundstücksgrenze, halb verborgen hinter turmhohen Pappeln, das Dach eines Cottages.

Wer immer diese Mitteilung hinterlassen hatte, wusste nichts von Peppercorn Cottage: Man hatte sie bei David gesehen. Sie hatte nicht gedacht, dass jemand sie sehen konnte, als die Sache passierte, allerdings hatte sie nicht an die Gärten der Häuser am oberen Ende der Lightpil Lane gedacht. Der untere Teil des Grundstücks, das zu dem Cottage auf dem Bildschirm gehörte, zog sich an der seitlichen Mauer von Lightpil House entlang und unten löffelförmig herum, umgrenzt von einer niedrigen Hecke. Wenn jemand im richtigen Moment dort gestanden und herübergeschaut hatte ...

Das Telefon in ihrer Tasche klingelte und ließ sie zusammenfahren. Mit zitternden Händen zerrte sie es heraus.

»Steve. *Steve?*«

»Mein Gott, Sally, was ist denn los, verdammt?«

»Es ist alles schiefgegangen. Ich hab dir gesagt, es geht schief, und es ist passiert.«

»Okay, okay, ganz ruhig. Zuallererst – wir sprechen auf einer internationalen Mobilfunkverbindung. Du weißt, was ich damit meine – hörst du es summen?«

Sie atmete tief durch und starrte immer noch das Dach des Cottages an. »Ja«, sagte sie zittrig und dachte an die riesigen kuppelförmigen Lauschstationen. Cheltenham mit der Zentrale des staatlichen Kommunikationsüberwachungsdienstes war nicht weit entfernt. Wurden Telefongespräche wirklich abgehört? In Steves Job vielleicht schon. »Ich glaube, ich weiß, was du meinst, ja.«

»Dann erzähl mir sehr sorgfältig, was passiert ist.«

Sie fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. »Ich habe eine Nachricht gefunden, als ich wieder ins Auto kam. Der Lippenstift, an den ich da geraten war – das war eine Nachricht. Sie lautete ...« Sally schluckte. »Sie lautete, ich würde damit nicht davonkommen.«

Am anderen Ende war es lange still, während Steve diese Neuigkeit verdaute. »Okay«, sagte er, und es klang, als wä-

re er nicht ein paar tausend Meilen weit weg, sondern Millionen. »Okay.«

»Aber wenn jemand ... du weißt schon ... etwas gesehen hat, dann nicht hier bei Pepp... – nicht bei mir. Deshalb glaube ich nicht, dass sie wissen, wo ich bin. Es muss bei ...« Sie zögerte wieder. »Es muss am ersten Ort gewesen sein. Ich glaube, sie haben mein Auto gesehen – und dann haben sie es bei dir wiedergesehen und die Nachricht auf den Sitz geschrieben. Ich habe bei Google Earth nachgesehen, und ich glaube, ich weiß, wo sie gestanden haben ...«

»Okay. Ich komme sofort zurück. Ich werde den Flughafen gar nicht erst verlassen. Ich mache sofort kehrt und nehme den nächsten Flug zurück. Okay?«

»Nein«, sagte sie. »Nein, das kannst du nicht.«

»Doch, das kann ich.«

»Ja. Aber ich will es nicht.«

»Sei nicht albern.«

»Ich mein's ernst. Ich komme schon klar.«

»Na, du kannst sagen, was du willst. Ich komme zurück.«

»Nein.« Jetzt klang ihre Stimme so fest, dass Steve verstummte. »Ich muss das wirklich, wirklich allein schaffen. Und, Steve, bitte fang nicht noch einmal davon an.«



Jetzt, nach Mitternacht, war die Luft kälter, und die Straßen waren fast leer. Als sie auf den Überführungen im Westen nach London hineinglitt, war es fast, als schwebe sie auf einem fliegenden Teppich über einer verzauberten Stadt. Alle Gebäude waren erleuchtet wie Paläste. Auf der rechten Seite wölbte sich The Ark, das prägnante Bürohochhaus, über die Straße, und zur Linken erhob sich die blau gekachelte Zwiebelkuppel einer Moschee. In Paddington musste sie einen einspurigen Stau hinter sich bringen; zwei Polizeiwagen standen mit blitzendem Blaulicht am Straßenrand, aber davon abgesehen wurde sie nirgends aufgehalten, und sie war bald in Finchley.

Sie hielt an, stellte die Maschine ab und stand auf Zehenspitzen an der Ziegelmauer am Ende der Straße. Das Haus der Mooneys war strahlend hell erleuchtet. Jedes Fenster schien offen zu stehen, und Stimmen und Musik wehten

durch die Nacht. Die Musik war so laut, dass Zoë das Gefühl hatte, sie durch die Fußsohlen zu spüren. In der Einfahrt ließ jemand ein Motorrad aufbrüllen. Es wunderte sie, dass die Polizei noch nicht hier war, denn es war ausgeschlossen, dass die Nachbarn sich diesen Lärm gefallen ließen, aber dann sah sie sich nach den stillen Häusern um: Vor dem einen oder anderen brannte eine Kutschenlaterne, überall waren die Tore geschlossen, und sie begriff, dass hier niemand wohnte. Es war eine der Straßen, deren Hauseigentümer in Dubai oder in Hongkong wohnten und eine Londoner Adresse nur unterhielten, um ihre Geschäftsfreunde zu beeindrucken. Womöglich war das Haus der Mooneys das einzige in der Straße, das wirklich bewohnt war. Kein Wunder, dass Jason hier eine Party feierte.

Vorsichtig stieg sie wieder auf das Motorrad und startete den Motor. Sie fuhr langsam die Straße hinunter, das Gesicht nach vorn, den Blick nach links gewandt. Das Tor vor dem Haus der Mooneys stand offen, und sieben schwere West-Coast-Chopper parkten in der ziegelgepflasterten Einfahrt. Dahinter in der Garage, beleuchtet wie ein Tableau mit einer Weihnachtsszene, standen zwei Männer in

ärmellosen T-Shirts, tranken Bier aus der Dose und begutachteten Jasons Harley. Sie hörten nicht auf zu reden, als Zoë vorbeifuhr, aber einer der beiden hob den Kopf und verfolgte sie mit seinen Blicken, bis sie außer Sicht war.

Sie fuhr hundert Meter weit die Straße hinunter, dann wendete sie die Shovelhead, kam zurück zum Haus und rollte neben die Chopper in die Einfahrt. Sie parkte bei dem Wasserschlauch, der ganz unübersehbar vorn an der Hauswand hing, schwang das Bein über die Maschine und nahm den Helm ab, als sie in die Garage spazierte.

»Alles klar?«, fragte das größere der beiden T-Shirts.  
»Du findest dich zurecht?«

»Denk schon.« Müde fuhr sie sich mit den Fingern durch das Haar und ging an den beiden vorbei. Sie hielten sie nicht auf, und sie ging durch die Tür, durch die sie schon einmal gegangen war, ins Haus. Dort sah alles ganz anders aus. Dominic Mooneys nobles Heim wurde systematisch verschandelt. Auf jedem Möbelstück lagen Ledermonturen und Helme. Die Küche war voll von biertrinkenden Leuten. Mädchen mit Stacheldrahttattoos an den Armen und Stillettoabsätzen unter hautengen Jeans saßen auf den Arbeits-

platten. Jemand trommelte mit Mrs. Mooneys Holzlöffeln den Takt zu einem imaginären Song. Zoë spazierte umher, schaute in die Zimmer und zählte Nasenringe und Augenbrauenpiercings und ölbeschmierte Stiefel auf den hübschen Sofas der Mooneys. Ihre Eltern hatten sie nicht eine einzige Party feiern lassen, nicht nach dem, was sie mit Sally gemacht hatte, und schon gar nicht hatten sie ihr vertrauensvoll das Haus überlassen, wenn sie verreisten.

Jason fand sie in einem Badezimmer im ersten Stock; er lag vollbekleidet in der Wanne und hatte eine Dose Cider in der einen und ein iPhone in der anderen Hand. Sein Kopf rollte schlaff auf der Schulter, und sein Mund stand offen. Er war völlig betrunken.

»Hallo, Jason.«

Seine Augen klappten auf. Er schoss in der Wanne hoch und spritzte Cider überallhin. Als er sah, wer es war, fasste er sich wieder und unternahm einen halbherzigen Versuch, den Cider abzuwischen und sich das Haar aus dem Gesicht zu streichen. »Hallo«, sagte er mit wackliger Stimme. »Warum sind Sie zurückgekommen?«

»Ich musste. Ich hab meine Rohrzange in der Garage vergessen.«

»Ich weiß. Ich hab sie gefunden.«

»Ich wusste nicht, ob ich mich hier wieder blicken lassen dürfte.«

Er sah sie an, als mache sie ihn ratlos. »Was wollten Sie hier? Warum sind Sie in unserem Garten herumgeschlichen?«

»Ich musste pinkeln, Jason. Darum war ich hinten. Und es tut mir leid.«

»Okay, okay«, brummte er und bewegte dabei den Mund, als müsse er diese Erklärung probeweise auf der Zunge kosten. Aber er war zu besoffen, um zu begreifen, dass sie das Klo im Haus hätte benutzen können, wo sie sich die Hände gewaschen hatte. Er zuckte die Achseln. »Ja – na ja, ist wohl alles cool, nehm 'ch an.«

»Aber, Jason, auf die Rosen deiner Mum zu pinkeln verblasst ja wohl zur Bedeutungslosigkeit, wenn man die Leute sieht, die in eurer Küche Bier trinken.«

Jason starrte zu ihr herauf. »Was machen die denn? Ich hab ihnen gesagt, ein, zwei Bier, und dann ist Schluss.«

»Ein, zwei Bier ... Jason? Weißt du, wie viele Leute da unten sind?«

»Fünf?«

»Fünf? Versuch's mal mit fünfzig.«

»Im Ernst?«

»Im Ernst? Äh, jaaa ... ich meine, es ist so ernst, dass du lieber angestrengt über ein Studentenwohnheim nachdenken und dir einen Job suchen solltest, um dein Klugscheißerexamen zu finanzieren. Ich kenne nämlich keine Mummy und keinen Daddy, die eine solche Sauerei nicht scheitern würde. Das müssten schon echte Heilige sein. Hast du dich mal unten umgesehen? Hast du die Brandlöcher im Teppich gesehen?«

»Brandlöcher? *Scheiße*.« Er kletterte aus der Wanne.  
»Haben sie die Gästehandtücher genommen?«

»Die Gästehandtücher sind deine geringste Sorge. Da unten sieht's aus wie in der Happy Hour im Pub.«

Jason stand einen Moment lang da, und seine Beine in der engen Jeans vollführten ein panisches Tänzchen. Er war mit Cider durchtränkt. »Ist es so schlimm?« Er legte die Hände ans Gesicht und sah sie an wie die Gestalt auf

dem Munch-Gemälde, das man überall sah. *Der Schrei*. Entsetzt. Wirklich entsetzt. »Was mach ich denn jetzt? Ich hab nicht um Erlaubnis gefragt. Hab ich einfach nicht.«

»Soll ich sie verjagen? Dass sie in zwanzig verschiedene Richtungen abhauen?«

»Können Sie das?«

Sie zuckte die Achseln. »Nur, wenn du es möchtest.«

»Kann ich hierbleiben? Kann ich die Tür abschließen und hierbleiben?«

»Wenn du willst?«

»Dann ja. Machen Sie's.«

Zoë zog die Hose hoch, schnallte den Gürtel um ein Loch enger und tastete in ihrer Tasche nach dem Dienstausweis. »Bist du bereit, die Tür zuzumachen?«

»Ja.«

»Dann geht's jetzt los.«

Der Himmel wusste, Zoë hatte im Laufe ihres Lebens schon genug Wohnungen geräumt, und auf einer Skala von eins bis zehn rangierten die Biker ziemlich niedrig. Sie stoben zwar nicht gerade in alle vier Winde auseinander,

die Hände voller Scham vor die Gesichter gelegt, aber sie sprangen doch auch nicht auf, machten sie an und reckten ihr die Mittelfinger entgegen, wie manche Leute es taten. Die Biker waren alte Hasen in solchen Dingen; sie wussten, wie weit der Zirkus gehen durfte und wann sie besser klein beigaben. Als sie also im Haus herumging, den Stecker von Lampen und CD-Playern herauszog, das Haus in Stille tauchte und aus voller Lunge »Polizei!« brüllte, taten sie das Richtige. Sie hoben ihre Helme, Handschuhe und Tabakdosen auf und schlichen sich murrend zur Tür. Sie stand in der Einfahrt und beobachtete sie, sprach höflich mit ihnen und half einem sogar, seinen trägen Chopper in Gang zu bringen.

Als sie wieder ins Haus kam, saß Jason oben auf der Treppe. Er hatte die nasse Jeans ausgezogen und sich in ein flauschiges weißes Badelaken gewickelt. Mit der Gänsehaut an seinen nackten Beinen und dem Badetuch, das seinen Kopf wie eine spitze Kapuze bedeckte, sah er so elend aus wie ein Flüchtling. Seine Augen waren wie Löcher in seinem Gesicht. Zoë musste sich bremsen, um sich nicht



neben ihn zu setzen und ihm einen Arm um die Schultern zu legen.

»Alles okay?«

»Sie haben nicht gesagt, dass Sie von der Polizei sind.«

»Weil ich es auch nicht bin. Ich bin Tierarzthelferin.«

»Tierarzt...« Er klappte den Mund so schnell zu, dass seine Zähne klapperten, und runzelte die Stirn. »Aber wie haben Sie denen vormachen können, Sie wären ...«

»Ich hab ihnen meinen Führerschein gezeigt und so getan, als wäre es mein Dienstaussweis.«

»Was? Und das haben sie geglaubt?«

»Yep.« Sie zog ihren Führerschein aus der Brieftasche und wedelte ihn so schnell vor seinem Gesicht hin und her, dass er den Namen nicht lesen konnte. »Du glaubst nicht, auf was die Leute so alles reinfallen. Du musst es nur richtig anstellen.«

Jason schluckte und legte die Hand an die Schläfen. »O Mann. Das geht alles so schnell.«

»Ich weiß. Hast du die Sauerei schon gesehen?«

»Das überleb ich nicht. Was mach ich bloß?«

»Du wirst jetzt eine Tasse Kaffee trinken. Davon wirst du nicht weniger betrunken, aber vielleicht ein bisschen wacher. Wir werden die Hütte saubermachen.« Sie half ihm die Treppe hinunter und fasste mit einer Hand unter seinen Ellenbogen. Ein oder zwei Mal verlor er das Gleichgewicht und beinahe auch sein Badelaken. Sie erhaschte einen kurzen Blick auf seinen schwächtigen Körper mit der spärlichen Behaarung und seine altmodische lila Unterhose mit einem feuchten Fleck im Schritt. Als sie ihn unten hatte, verkeilte sie ihn gleich hinter der Küchentür aufrecht auf einem Stuhl und schaltete den Wasserkocher ein.

Sie ging an ihm vorbei zurück in den Flur und rüttelte an der Tür zum Arbeitszimmer. »War da niemand drin?«

»Äh? Keine Ahnung. Hoffentlich nicht.«

»Ich kann nicht reingucken. Die Tür ist abgeschlossen.«

»Nein, die klemmt nur. Sie müssen dagegentreten.« Sie sah ihn an, klapperte mit den Lidern und lachte dann – langsam, schnaubend, ungläubig.

»Was ist?«, fragte er.

»Nichts.« Sie schüttelte den Kopf. Die Tür war die ganze Zeit offen gewesen. Sie hätte am Nachmittag einfach hin-

einspazieren und sich die ganzen Umstände sparen können.  
»Glaub mir. Nichts weiter.«

Sie lehnte eine Schulter an die Tür, drehte den Knauf und drückte mit ihrem ganzen Gewicht dagegen. Mit einem dumpfen Ächzen schwang die Tür auf. Alles war da – die Banker-Lampe auf dem Schreibtisch, der Ledersessel und die Fußbank. Die Akten. »Da hast du noch mal Glück gehabt«, rief sie. »Hier gibt's keine Verluste – jedenfalls keine schweren.« Sie kam wieder heraus und zog die Tür hinter sich zu, ließ sie aber einen Spaltbreit offen. »Ich sag dir was – willst du den Kaffee wirklich? Du siehst aus, als solltest du dich einfach hinlegen. Ich erledige den Rest hier. Du hast mir heute auch geholfen.«

Jason nickte wie betäubt und ließ sich von ihr ins Wohnzimmer und zum Sofa führen. Sie holte ein paar Mäntel aus der Garderobe und deckte sie über ihn. »Und falls dir schlecht wird, mach es nicht noch schlimmer – sieh wenigstens zu, dass du auf die Toilette kommst.«

»Mir wird nicht *schlecht*. Ich bin nur müde.«

»Dann schlaf.« Sie blieb in der Tür stehen, legte eine Hand an die Wand und beobachtete ihn eine Weile. Die

Terrassentüren lagen an der Ostseite, und nach kurzer Zeit füllte das Zimmer sich mit dem rosaroten Licht der Morgendämmerung, als habe jemand im Garten ein Feuer angezündet. Jason störte es nicht. Er schloss die Augen, und schon nach wenigen Sekunden atmete er leise und schwer. »Dann brauchst du den Kaffee anscheinend nicht.« Sie wartete sicherheitshalber noch einmal fünf Minuten; dann ging sie sehr leise durch den Korridor und nahm unterwegs zwei Bierdosen mit.

Das Arbeitszimmer war der einzige Raum, in dem niemand geraucht hatte. Sie öffnete die Tür weit, damit der Geruch aus der Diele hereindringen konnte, warf die beiden Bierdosen auf den Schreibtisch, rückte den Sessel zur Seite und schob den Teppich zusammen, sodass es aussah, als wären die Biker auch hier drin gewesen. Dann fing sie an, die Akten durchzusehen. Ganze Kästen waren Jasons Schule gewidmet. Er war auf St. Paul's gewesen, und die Rechnungen trieben ihr die Tränen in die Augen. Sie fragte sich, ob Julian immer noch das Schulgeld für Millie auf Kingsmead bezahlte. Zeugnisse, Sportdiplome, Schuluniformlisten und Details über Klassenfahrten nach

Übersee, alles war ordentlich zusammengeheftet. Was für Scheußlichkeiten Mooney den Frauen in Priština auch immer zugefügt haben mochte, zumindest liebte er seinen Sohn. Besser gesagt, er hegte Ambitionen für ihn. In anderen Kästen fand sie Einzelheiten zu Pensionsplänen beim Ministerium und einer privaten Versicherungsfirma, Hypothekenunterlagen und Mietverträge für ein Haus, das die Mooneys anscheinend in Salamanca besaßen. Sie sah Patientenakten und Unterlagen zu einem Gerichtsverfahren im Zusammenhang mit einem Verkehrsunfall, den Mrs. Mooney im Jahr 2005 gehabt hatte. Mooneys Bankauszüge waren auch da. Zoë ging damit zu dem Sessel, setzte sich hin und blätterte sie durch.

Der Himmel über den irrwitzig teuren Dachziegeln des Nachbarhauses wurde mit jeder Minute heller, und zwei, drei Wolken, die noch ihren grauen Nachtpelz trugen, hingen über den Kaminen. Während Zoë sich durch den Papierkram arbeitete, fand die Sonne den Weg durch die Lücke zwischen den Häusern und schien durch das Bleiglasfenster ins Arbeitszimmer. Sie durchforstete die Kontoauszüge fast eine Stunde lang, ohne etwas zu finden. All-

mählich verlor sie den Mut. Die Antwort schien nicht hier zu sein. Zhang und Watling hatten recht: Wenn Mooney jemanden dafür bezahlt hatte, dass er Goldrab aus dem Weg räumte, dann hatte er hinter sich gründlich saubergemacht. Sie stützte das Kinn auf die Hände und starrte mit leerem Blick die Fotos an der Wand an. Bilder von Mr. und Mrs. Mooney, händchenhaltend vor dem Taj Mahal. Mr. Mooney beim Händeschütteln mit jemandem, den sie hoch oben in der US-Regierung vermutete – Alan Greenspan oder so jemand. Krüger-Rand, überlegte sie. Wer im West Country würde Krüger-Rand annehmen und wissen, was er damit anfangen sollte? Man müsste in eine dieser verdammt abscheulichen Straßen in Bristol oder Birmingham gehen. Da mit einem Dienstausweis in der Hand herumzulaufen wäre ein Alptraum. Unmöglich ...

Etwas auf einem der Fotos erregte ihre Aufmerksamkeit. Sie schob den Stuhl zurück und ging hin. Es zeigte Dominic Mooney in der obligaten Barbour-Jacke mit grünen Hunter-Gummistiefeln. Eine Holland-&-Holland-Schrotflinte baumelte aufgeklappt an seiner Hand. Er lächelte in die Kamera. Hinter ihm war ein Streifen Horizont zu sehen,

die ausgeprägten Konturen einer Raupe, schwarz vor dem Blau des Himmels. Der Caterpillar gegenüber von Hanging Hill. Und was er in die Kamera hielt, war ein Bündel Fasanen.

Der Jagdhüter. Sie ging zum Tisch zurück und schob die Akte beiseite. Der gottverdammte Jagdhüter. Jake hatte erzählt, jemand züchtete Fasane für Goldrab. Mooney war zur Jagd in Lightpil House gewesen und musste auch mit dem Jagdaufseher gesprochen haben. Sie räumte die Akte weg, nahm das Foto von der Wand, steckte es ein und knöpfte die Jacke zu. *Herrgott noch mal*. Jeder wusste, wie Jagdhüter waren – komplett verrückt. Und gefährlich. Mit Waffenscheinen und tausend Möglichkeiten, eine Leiche verschwinden zu lassen. Wenn sie an Mooneys Stelle wäre und wollte, dass Goldrab etwas zustieße, wäre der Jagdhüter der Erste, mit dem sie reden würde.

Sie ging ins Wohnzimmer. Jason schlief noch. Sie beugte sich über ihn, hielt ein Ohr an sein Gesicht und lauschte auf seinen Atem. Leise und gleichmäßig. So sturzbetrunken war er gar nicht. Nicht wie einer, der morgen tot im Graben liegen würde. Er würde es überleben. Sie ging in

die Hocke und schob ihn näher an die Sofalehne, damit er im Schlaf nicht gleich herunterrollte. »Nacht, Kollege«, sagte sie leise. »Und gute Reise zum Mars. Du wirst die Rakete brauchen, wenn Mum und Dad nach Hause kommen.«



Sally ging nicht ins Bett. Sie döste ungefähr eine Stunde auf dem Sofa im Wohnzimmer, aber dann wachte sie mit klopfendem Herzen wieder auf und dachte an dieses Cottage. An den Weg, der sich in den unteren Teil des Gartens schlängelte. Sie duschte und zog sich an. Anscheinend hatte Steve auf sie gehört und war zu seinem Meeting gegangen, denn er hatte nicht wieder angerufen. Und sie war entschlossen, es auch nicht zu tun. Er hatte einen Pullover herumliegen lassen; sie zog ihn an und hielt einen Moment lang inne, um am Ärmel zu schnuppern. Dann ging sie in die Küche und kümmerte sich um das Frühstück. Millie erschien in der Tür. Sie gähnte und rieb sich die Augen.

»Hi.« Sally stand an der Spüle, steif wie eine Holzpuppe und mit rotgeränderten Augen. »Gut geschlafen?«

»Ja.« Millie ging zum Kühlschrank und goss sich ein Glas Saft ein. Sie trank ein Weilchen, dann hörte sie plötz-

lich auf und warf einen Blick zu ihrer Mutter hinüber. »O nein – du guckst mich schon wieder so komisch an. Genau wie gestern Abend.«

»Gar nicht.«

»Doch. Was zum Teufel ist los?«

Sally füllte die Cafetière und stellte sie auf den Tisch. Sie blieb still stehen und betrachtete Millie. »Schatz«, sagte sie, »erinnerst du dich noch an den Tag letzte Woche, als du mit mir zur Arbeit gefahren bist?«

»Ja.« Millie wischte sich mit dem Handrücken den Mund ab. »Der Mann mit dem Goldkettchen? Ja, ich erinnere mich. Warum?«

»Was hast du gemacht, als ich im Haus war? Wo bist du gewesen?«

Millie zog die Stirn kraus. »Ich hab nichts gemacht. Ich bin herumspaziert. Ich war unten, dort, wo der Garten aufhört. Da ist ein Bach, aber er ist zu kalt, um reinzugehen. Ich hab 'ne Weile auf einem Baum gesessen und auf dem Rasen gelesen. Dann ist Jake aufgetaucht.«

»Hast du mit jemandem gesprochen?«

»Nur mit dem Freak.«

»Mit dem Freak?«, wiederholte Sally mit fester Stimme.

»Du weißt schon, mit dem Jagdhüter. Der wohnt da in dem Cottage.«

Sallys Kopf schien auf dem Hals einzurasten. »Jagdhüter?«

»Ja. Der Typ mit den Fasanenküken. Wieso? Was guckst du mich so an?«

»Tu ich nicht. Ich bin nur interessiert. Ich bin ihm noch nie begegnet.«

»Na, manchmal sieht man ihn in der Stadt.« Sie deutete mit dem Finger an ihre Schläfe und bewegte ihn im Kreis. »Er hat 'ne Schraube locker, weißt du.«

»Ich glaube nicht, dass ich ihn schon gesehen habe.«

»Der Typ, von dem die Leute sagen, er war im Irak? Und jetzt hat er ein Stück Metall im Kopf? Du kannst Nial fragen, der kennt die ganze Geschichte. Ich und die anderen, wir sind da früher hingegangen, weißt du, damals, wenn wir Langeweile hatten, aber wenn er Metall im Kopf hat, heißt dass, dass er verrückt ist, und deshalb haben wir damit aufgehört. Peter und die andern nannten ihn Metal-head.«

*Metalhead*. Wer das war, wusste Sally. Kelvin Burford. Er war im selben Kindergarten gewesen wie sie und Zoë. Kelvin war ein komisches kleines Kerlchen gewesen; er war immer aufgezogen worden. Nach dem Kindergarten hatte sie ihn nicht mehr oft gesehen; er war auf eine der Schulen auf der anderen Seite von Bath gegangen, und sie hätte ihn völlig vergessen, wenn sie nicht im *Bath Chronicle* von ihm gelesen hätte – wie er zum Militär gegangen und wie er im Irak von einem Sprengsatz beinahe getötet worden war. Mit einer Stahlplatte hatte man Teile seiner Schädeldecke ersetzt, und obwohl die Ärzte angenommen hatten, er werde wieder ganz genesen, hatte die Army ihn nicht zurückgenommen, weil sie sagten, er sei verrückt geworden. Er redete nur von Alpträumen und von Leuten, denen der Schädel weggeblasen wurde. Als sie gelesen hatte, dass er in eine Explosion geraten war, hatte sie Mitleid mit ihm bekommen und sich ab und zu sogar gefragt, wie es ihm wohl ging. Aber Kelvin Burford ... wenn er der Mann in dem Cottage war? Der Mann, der die Lippenstiftworte in den Wagen geschmiert hatte? Sie wusste nicht, ob das eine gute Nachricht war oder eine schlechte.

»Und an dem Tag, als ich dort gearbeitet habe, hast du da mit ihm gesprochen? Mit Metalhead?«

»Das hab ich doch gerade gesagt.«

»Was hast du ihm denn erzählt? Doch nicht, warum du dort warst, oder?«

»Nein, ich hab nur Hallo gesagt und so. Und dass meine Mum bei dem Goldkettenmann arbeitet.«

»Weiß er, wie du heißt? Wo du wohnst?«

»Ich bin nicht komplett bescheuert, Mum. Ich war in seinem Garten, er hat mir die Fasanenküken gezeigt, und fertig. Dann bin ich zurückgekommen. Ich durfte ihnen Häubchen aufsetzen, und das war ziemlich cool. Trotzdem wollte ich nichts mit dem Typen zu tun haben. Er hat ein Mädchen in Radstock angefallen und war dafür im Gefängnis. Darum hab ich dir nicht erzählt, dass ich da war. Ich dachte mir, dass du austickst.« Sie senkte das Kinn und musterte ihre Mutter. »Und ich hatte recht.«

»Zieh dich an, Millie.« Unwillkürlich überlief Sally ein Frösteln. »Ich fahre dich in die Schule.«

Sally brachte es nicht über sich, noch einmal auf Davids Parkplatz zu parken. Es war, als könne das Blut, das unsichtbar im Boden versickert war, auf geheimnisvollen Wegen zu ihrem Auto finden und hinterhältig durch Reifenprofil und Fensterdichtungen ins Polster dringen. Als sie Millie gegen halb zehn an der Schule abgesetzt hatte, parkte sie den Ka deshalb zwanzig Meter vorher versteckt in einer kleinen Ausweichbucht.

Langsam stieg sie aus, streckte sich und blieb mit dem Rücken zum Wagen stehen, um den Blick über die Umgebung wandern zu lassen. Es war ein klarer Tag; nur über dem Horizont standen ein paar Wolken. Die Reihe der Eiben am fernen Nordrand des Grundstücks um Lightpil House stach vom Himmel ab. Rechts waren die bemoosten Dachpfannen auf dem Cottage des Jagdhüters gerade noch sichtbar hinter den Bäumen, die sich ins Tal hinunterzogen.

Sie ging am Rand von Davids Grundstück entlang, bis die Mauer aufhörte und eine Hecke begann. Sie spähte hinüber und sah, umgeben von Rotbuchen und schiefen Pappeln, vor sich das Cottage. Klein, aus Feldsteinen gemauert, ein typisches Arbeiterhäuschen aus dem 18. Jahrhundert mit einem tief heruntergezogenen Ziegeldach und Kaminen. Der Garten war eine Wildnis, zugewuchert und voller Müll. Ein gelber Fiat mit einem verschossenen Segeltuchdach parkte mit der Nase in einer eingestürzten Scheune. Ein paar verrostete, lange nicht mehr benutzte Hühnerkäfige stapelten sich hinten an der Hecke, und mitten auf der wuchernden Wiese lag ein alter Rasenmäher auf der Seite neben einer Rolle Hühnerdraht. Hinter dem Haus stand ein großer Mühlenschuppen. Vielleicht wurden da die Fasane gezüchtet. David hatte von seinem Wildhüter gesprochen, aber sie hatte nicht mehr daran gedacht, bis Millie ihn erwähnt hatte.

Als fünf Minuten oder mehr vergangen waren und sich im Haus und im Garten nichts gerührt hatte, zwängte sie sich durch die Hecke in den Garten. Es war gespenstisch still bis auf das leise Geräusch von fließendem Wasser –

vielleicht der Bach, der von Hanging Hill herunterfloss. Die Einfahrt war leer. Keine Autos. Sie drehte sich um und ging zum unteren Ende des Geländes, zu der Löffelform, die sie auf Google Earth gesehen hatte. Hier hatte man einen ganz anderen Blick als oben in Lightpil House. Dieser Ort war eher nach Westen gewandt, in Richtung Bristol. Wo die Bäume am Rand von Davids Anwesen aufhörten, wurde das Gelände abschüssig, und der Garten grenzte an zusammengestückeltes Ackerland. Und dazwischen, breit und offen wie eine Wunde, klaffte der gelbliche Kiesstreifen, wo es passiert war.

Sie drehte sich um und schaute zum Cottage hinauf. Die Fenster waren leer und spiegelten den Himmel wider. Nichts regte sich. Nirgends. Sie warf noch einen Blick zum Parkplatz und versuchte abzuschätzen, was dort gesehen worden sein konnte. Was wäre, wenn es Fotos gäbe? Wenn Kelvin sie und Steve nicht nur gesehen, sondern die ganze Sache auch aufgezeichnet hätte? Sie dachte an Steve, der ein paar tausend Meilen weit weg in einem Restaurant in Seattle saß und Wein und diese unzähligen Gläser Eiswasser trank, die sie einem dort immer servierten. Sie wünsch-



te, sie hätte ihn gebeten zurückzukommen, sie wäre nicht so stolz und entschlossen gewesen.

Ein Luftzug wehte durch den Wald, und die Zweige bewegten sich seufzend. Langsam ging sie bergauf und auf das Cottage zu. Im Näherkommen sah sie, wie alt und verwohnt es war. Überall lagen Tierfallen, und noch mehr Rollen Hühnerdraht stapelten sich an der Wand. *Er hat ein Mädchen in Radstock angefallen und war dafür im Gefängnis.*

Die Haustür war alt, und die Farbe blätterte ab; viele Jahre lang hatten Gummistiefel und vielleicht auch Hunde ihre Spuren hier hinterlassen. Ein Stück Papier mit einem Namen, der in Sonne und Regen zu einem unleserlichen, rosafarbenen Gekritzeln verschwommen war, hing mit einer rostigen Heftzwecke befestigt unter dem Klingelknopf. Sie blieb auf der Türschwelle stehen, hielt das Ohr an den Briefschlitz und lauschte. Stille. Dann ging sie hinters Haus und versuchte, durch die Fenster hineinzusehen. Schmutzige Gardinenfetzen hingen hinter den meisten Scheiben und versperrten ihr die Sicht, aber in den hinteren Anbau konnte sie hineinschauen. Sie sah eine winzige Küche mit

gelben Kunststoffschränken. Auf dem Tisch stand eine Packung Haferflocken neben einem schmutzigen Teller und ein paar Heineken-Dosen, die schon für die Mülltonne plattgedrückt waren. Niemand war zu sehen. Als sie zurücktrat, sah sie überrascht, dass die Tür einen Spaltbreit offen stand.

Sie starrte sie an, und ihre Beine fühlten sich plötzlich an wie aus Holz.

*Nein. Du kannst doch nicht ...*

Aber sie tat es. Sie öffnete die Tür. Die Küche war klein, der Boden schmutzig, und die Schränke waren in Wadenhöhe mit Erde verschmutzt, als sei hier jemand in Gummistiefeln herumgegangen. Eine Tür am Ende führte in die Diele. Vorsichtig und auf Zehenspitzen ging sie hin. Es war ein kleiner Flur, mit dunklem Holz getäfelt. Nichts regte sich, nur oben an der Treppe wehte eine Gardine träge vor einem Fenster.

Zwei Zimmer lagen an diesem Flur. Sie warf einen kurzen Blick nach oben, ging dann zu dem ersten, das an der Vorderseite lag, und schob den Kopf durch die Tür. Es war ein kleines Wohnzimmer. Bilderleisten und ein hübsch ge-

kachelter Kamin waren noch intakt. Die Vorhänge waren geschlossen, aber durch den Spalt fiel noch so viel Licht herein, dass sie ein fast leeres Zimmer erkennen konnte; nur ein teurer Fernsehapparat auf einem schwarzen Ständer stand ungefähr anderthalb Schritte vor einem Sofa. Die kahlen Wände waren rußverschmiert. Es sah nicht aus wie die Behausung einer gut organisierten Person, die über das technologische Know-how verfügte, Leute auf einem fernen Parkplatz zu fotografieren oder zu filmen.

Das zweite Zimmer – nach hinten raus – war ein behelfsmäßiges Büro. Auf einem IKEA-Schreibtisch stapelten sich Berge von Papier, und davor stand ein Drehstuhl. Alles war schmutzig und verschrammt. Sie trat an den Schreibtisch und fing an, die Schubladen zu öffnen. In den beiden oberen fand sie ein paar Schachteln mit Schrot patronen und einen ölfleckigen Patronengurt. In der untersten lag ein kleines Notizbuch, das in einzelne Rubriken aufgeteilt war: »Treiber«, »Hunde«, »Kunden«. Sie wollte die Schublade wieder schließen, als sie etwas Goldenes blinken sah. Sie ging in die Hocke und schob den Inhalt der Schublade hin und her, bis sie sehen konnte, was es war. Eine Lippenstift-

hülse. Sie nahm sie heraus, zog die Kappe ab und drehte den Stift heraus. Das Wenige, das noch übrig war, leuchtete in hellem Orangerot. Sie legte die Stirn an den Schreibtisch und atmete tief durch. Sie dachte an den kleinen Jungen, mit dem sie vor all den Jahren Lego gespielt hatte, und sie fragte sich, warum er als Erwachsener so wütend und gefährlich geworden war. Und was er von ihr wollte.

Von vorn kam ein Geräusch. Nichts Lautes, nur ein Knistern. Leise schloss sie die Schublade, richtete sich auf und ging in die Diele, um zur Haustür zu schauen. Der Wind draußen war stärker geworden. Er ließ die Gardine oben am Treppenabsatz flattern, und ein Schatten wie von schlagenden Flügeln fiel auf den Boden in der Diele. Eine Gestalt bewegte sich draußen vor der Milchglasscheibe.

Sie warf einen Blick hinter sich in die Küche. Die Tür stand noch offen. Wieder hörte sie ein leises Geräusch, und dann zerbrach die Person draußen die Stille und klopfte an die Tür. Der Lärm hallte durch das Haus und elektrisierte Sally. Lautlos schlich sie hinaus, wie sie hereingekommen war, von der Küche in den Garten und dann mit schnellen Schritten geraden Weges weg vom Haus, sodass man sie

von vorn nicht sehen konnte. Sie schob die Hände in die Taschen und hielt den Kopf gesenkt, und erst zehn Schritte vor der Lücke in der Hecke fing sie an zu rennen.

Sie rannte, so schnell sie konnte, und wühlte in ihren Taschen nach dem Autoschlüssel. Die Dornen in der Hecke zerrieten an ihr, und der Kies auf dem Parkplatz ließ sie stolpern. Schwitzend und zitternd erreichte sie den Wagen. Sie riss die Tür auf und ließ sich hineinfallen.

Als sie den Schlüssel ins Schloss fummelte, hörte sie Steves Stimme. *Du wirst nicht bestraft werden.*

»Steve, da hast du dich geirrt«, murmelte sie und startete den Motor. »Und wie du dich geirrt hast.«

Zoë stand mit verschränkten Armen auf der Schwelle, hatte dem Cottage den Rücken zugewandt und wartete darauf, dass jemand öffnete. Sie betrachtete den Garten. Er sah wüst aus mit dem ausgewucherten Gras und einer verfallenen Garage, deren Holzverschalung verrottet herabhing. Drüben am Eingang, wo ein Gemüsebeet umgegraben worden war, stand ein Stapel Drahtkäfige: Fuchsfallen. Die brauchte ein Jagdhüter speziell zu dieser Jahreszeit. Nach dem Winter mussten die Füchse zusehen, dass sie wieder zu Kräften kamen. Und weil gleichzeitig die jungen Fasanen jetzt am verwundbarsten und noch nicht groß genug waren, um in die Bäume zu flattern, sah man oft Jagdaufseher bei der »Lampenjagd«: Sie holperten mit ihren Land Rovern über die Felder und richteten starke Scheinwerfer in die Dunkelheit, um die Füchse aus den Hecken zu locken

und sie dann mit ihren Zwölfer-Schrotflinten einen nach dem andern zu erlegen.

Niemand kam an die Tür; also bückte sie sich und spähte durch den Briefschlitz. Sie sah eine kleine Diele mit dunklem Holzboden und einen gemusterten Läufer auf der schmalen Treppe. Drinnen war niemand. Merkwürdig. Sie hatte das Gefühl gehabt, dass da jemand im Haus war. Sie sah auf die Uhr. Die meisten Leute wären jetzt bei der Arbeit, aber ein Jagdhüter bestimmte selbst über seine Zeit. Wenn Goldrab in der Saison viele Fasanentreibjagden veranstaltet hatte, mussten sie die Vögel im großen Maßstab züchten. Der Tierschutzbewegung zum Trotz taten das viele hier, und um diese Zeit gab es Dutzende von Hennen in verschiedenen Stadien des Brütens. Der Jagdhüter konnte überall sein.

Das Plätschern von Wasser drang zu ihr, ein leises Geräusch irgendwo hinter dem Cottage. Sie ging seitlich um das Haus herum und sah einen verfallenen Mühlenschuppen, aus Stein gemauert und mit Schiefer gedeckt. Er spannte sich rechtwinklig zum Haus über einen Bach, der unter den Fundamenten hallend durch einen Tunnel

rauschte. Die gerahmte Rotholztür stand offen, und man sah den dünn mit Stroh bestreuten Zementboden im Innern der Mühle.

»Hallo?«, rief sie. »Hallo?«

Niemand antwortete, und nichts rührte sich. Sie hörte nur das ferne Gurren von zwei Ringeltauben und das gleichmäßige Grundrauschen des fließenden Wassers.

»Hallo?«

Sie betrat die Mühle. Die Luft war warm und von lautem Rauschen erfüllt. Am hinteren Ende, wo der Bach unter dem Gebäude floss, dürfte sich früher ein riesiges Wasserrad gedreht haben, aber das war demontiert worden, und über den offenen Schacht hatte man einen Holzboden gelegt. Ein betonierter Gang führte mitten hindurch, und rechts und links standen je vier Maschendrahtkäfige mit Bodenschalen aus Aluminium, über denen Infrarotlicht-Wärmelampen hingen. Ein Raunen kam von ein paar Dutzend Fasanenküken, die dort quiekten und scharren und ihre Federn zausten.

»Hey.« Zoë beugte sich über den ersten Käfig und streckte die Hand aus. »Hey, ihr kleinen Kerlchen.« Sie stoben



auseinander, prallten auf der Flucht zusammen und versammelten sich am hinteren Ende des Käfigs in einer Gruppe, um sie nervös zu beäugen. Sie sah sich noch ein wenig um und fand einen großen Maschendrahtkäfig am Ende des Schuppens. Er enthielt ältere Vögel, die allesamt kleine Hauben trugen, damit sie einander nicht hackten. Sie reckten die Hälse und bewegten ruckhaft die Köpfe hin und her.

Hinter diesem Käfig stand eine Werkbank mit einer Schraubzwinge und mehreren Marmeladengläsern mit Nägeln und Schrauben. An einem Magnetstreifen über der Werkbank hing ein Satz Jagdmesser, die man benutzen konnte, um Tiere auszuweiden und zu häuten. Zoë betrachtete sie eine Weile und fragte sich, ob damit David Goldrab gehäutet worden war. Sie beäugte die Fasane mit den Hauben. Waren sie wählerisch im Hinblick auf das, was sie fraßen? Auf diese Weise konnte eine Leiche verschwinden und niemals gefunden werden.

Sie ging wieder hinaus ins Freie. In der Nähe der Tür, schräg im Gras, war ein Loch mit einem Gitter davor – vielleicht der Eingang zu einem Kellergewölbe oder zum Eishaus einer längst vergessenen Villa. Eine dicke Kette

mit einem Vorhängeschloss war durch die Gitterstäbe geschlungen. Zoë nahm sich vor, darauf zurückzukommen. Sie schob die Hände in die Taschen ihrer Jeans und spazierte zurück zum Cottage, wo sie die Nase an die Fenster drückte und hineinschaute. Spaßeshalber versuchte sie die Hintertür zu öffnen. Es gelang. Sie zögerte und starrte einigermaßen überrascht den Türknauf an. Dann trat sie ein.

»Hallo?«

Niemand antwortete. Sie ging durch die Küche in die Diele, öffnete dort die Türen und warf einen Blick in die Zimmer. Niemand da. Sie ging die Treppe hinauf. Die Gardine am Treppenabsatz flatterte und drehte sich wie ein Geist vor ihr. Sie fand zwei Schlafzimmer. In dem einen stand das Bett vor einer Glastür, die – unglaublich – auf einen schmiedeeisernen Balkon führte, der über den Bach hinausblickte. Das zweite war leer bis auf einen Stapel Pappkartons und ein altes Fußballplakat, das an die Wand geklebt war. Auf dem Boden lag eine Dose Tennisbälle. Mein Gott, in letzter Zeit stolperte sie auf Schritt und Tritt über diese verdammten Tennisbälle. Lorne. Glaub nicht,

ich hätte dich vergessen. Ich werde herausfinden, ob du irgendwo in all das verwickelt bist.

In einem Badezimmer lagen vergraute Handtücher zum Trocknen auf einem Heizkörper, und auf dem Fenstersims stand eine gerahmte Stickerei mit den Worten: »Bin nicht der Fasanenrupfer, bin des Fasanenrupfers Sohn, rupfe nur Fasane hier, bis der Rupfer kommt zu mir.« In der Hausapotheke lag eine offene Medikamentenschachtel, aus der die Luftpolsterfolien herausquollen. »Catapresan« stand auf der Schachtel. Davon hatte sie schon gehört. Es hatte etwas mit post-traumatischem Stress zu tun. Sie legte die Schachtel zurück, beugte sich über die Badewanne, öffnete das Fenster und spähte über die Baumwipfel hinaus. Von hier aus sah man Teile von Goldrabs Haus mit seinen nachgemachten Steinfliesen, den Stuckplaketten und den lächerlichen Bemühungen, sich an die Gegend anzupassen. Die Glasscheiben des riesigen Wintergartens warfen rautenförmige Sonnenlichtreflexe durch die Bäume. Yep. Wenn sie Mooney wäre, hätte sie sich als Erstes an den Jagdhüter gewandt.

Sie ging wieder die Treppe hinunter. Im vorderen Zimmer war nicht viel – nur ein Breitbildfernseher und ein Haufen DVDs. Aber hinten war ein Büro mit lauter wackligen Papierstapeln. Sie setzte sich und fing an, die Zettel durchzublättern, um eine Vorstellung von diesem Kerl zu bekommen. Da war ein Stoß Rechnungen über landwirtschaftlichen Bedarf von Mole Valley Farm Supplies. Sie trugen schwarze Fingerabdrücke. Eine Reihe Briefe vom Royal United Hospital wegen einer medizinischen Behandlung, die er dort bekommen hatte, anscheinend wegen einer Kopfverletzung. Blatt um Blatt mit den Details zu Operationen und Medikamenten und Röntgenaufnahmen und ...

Sie stockte und hielt die Hälfte der Unterlagen in der einen und die andere Hälfte in der anderen Hand. Bei dem Bild, das sie da sah, kapierte sie anfangs gar nicht, was es sein sollte. Zuerst hielt sie es für eine Art Photoshop-Gag, wie die Leute sie gern ins Internet stellten – übergroße Tiere, den Kopf eines Promis auf dem Körper eines anderen, lächerliche gefälschte Röntgenbilder mit verrückten Gegenständen, die jemand angeblich verschluckt hatte. Es

erschien jedenfalls äußerst haarsträubend. Aber als sie es genauer betrachtete, sah sie, dass es echt war.

Watlings und Zhangs Einheit wäre entzückt, das zu sehen, dachte sie ein bisschen zittrig. Es war ein Foto von der Sorte, die in letzter Zeit groß in Mode gekommen war: Aufnahmen, die Soldaten mit ihren Handys gemacht hatten. Es zeigte einen Leichenhaufen, abgemagerte, halb bekleidete Männer, die durch Sonne und Tod zu ledrigen Hautstreifen gegerbt worden waren. Das Bild schien aus dem Irak oder aus Afghanistan zu stammen, denn man sah jede Menge *kefije*-Kopftücher zwischen den Leichen. Hässlich, hässlich. Vielleicht hatte der Jagdhüter beim Militär gedient. Das könnte ein weiterer Grund sein, weshalb Mooney ihn angesprochen hatte. Ein ehemaliger Soldat, hatte Watling gesagt. Das waren angeblich die besten Killer.

Ein Geräusch an der Tür ließ sie aufblicken. In der Tür stand ein Mann und starrte sie mit weit offenem Mund an, als sei er erschrockener, sie zu sehen, als umgekehrt.

Sie ließ die Papiere fallen und wühlte mit zitternder Hand nach ihrem Dienstausweis. Dabei stand sie auf. »Jetzt haben Sie mir aber einen Schrecken eingejagt.«

Er war groß und bärtig, und sein Haar war von grauen Fäden durchzogen. Unter seinem karierten Holzfällerhemd wölbte sich der Bauch vor, und über den Jeans trug er anknöpfbare wasserdichte Leggings wie die ledernen Beinschürzen eines Cowboys. In der Hand hielt er eine Rolle Gartenschnur. »Glaub nicht, dass du noch mal damit durchkommst«, sagte er. »Glaub das ja nicht.«

»Verzeihung, ich ...?« Sie sprach nicht weiter. Ihre Hand war erstarrt, der Ausweis halb in der Tasche, halb draußen, und sie starrte die Narbe an seinem Kopf an. »Kelvin?«, sagte sie lahm. »Kelvin?« Es hatte einen Moment gedauert, aber dann hatte sie ihn erkannt. Nach achtzehn Jahren war ihr sein Name in den Kopf gesprungen, wie von einer Feder geschneilt. Jemand, mit dem sie in den Kindergarten gegangen war und der Jahre später als Hausmeister in dem Stripclub in Bristol gearbeitet hatte.

Und in demselben Moment, in dem sie ihn erkannte, erkannte er sie auch. Er kam einen Schritt näher, beugte sich vor und lächelte fasziniert. »Zoë?«

Sie ließ den Dienstausweis in die Tasche zurückgleiten. Langsam nahm sie die Hand weg, ohne ihn aus den Augen zu lassen. Er wusste, wie sie hieß. Sie durfte ihm den Ausweis nicht zeigen, durfte ihm nicht verraten, dass sie jetzt Polizistin war. Er wusste alles über sie. Alles.

»Warte hier.« Er lächelte. Er hatte gute Zähne. Daran erinnerte sie sich noch. Vor allem erinnerte sie sich an seine Zähne. »Ich bin gleich wieder da. Ich will dir was zeigen.«

Er schlüpfte zur Tür hinaus und war verschwunden, und sie blieb idiotisch im Zimmer stehen, starr wie eine Statue. Kelvin Burford. *Kelvin Scheiß Burford*. Es war achtzehn Jahre her, dass sie das letzte Mal mit ihm gesprochen hatte, und doch hatte sie in der vergangenen Nacht von ihm geträumt, wie er auf seinen Besen gestützt hinter dem Publikum stand und verschlagen grinste. Er war ein Dreckschwein. Ein furchterregendes Dreckschwein. *Und er kannte ihren verdammten Namen*. Sie hatte die ganze Zeit gedacht, es sei nur Goldrab, aber Kelvin kannte ihn auch.

Sie ging zur Tür, blieb stehen und schaute nach links und nach rechts, und sie hatte ihr betäubtes Gehirn immer noch nicht dazu gebracht zu entscheiden, in welche Richtung sie gehen sollte, als er wieder in der Diele erschien.

Diesmal sprach er nicht, er stand nur da und füllte die Tür aus. Ihr war früher nie aufgefallen, wie groß er war, in Umfang wie in Körpergröße. Sein Bauch unter dem Holzfällerhemd hing über den Hosenbund. Er stand als Silhouette vor der Sonne, die durch die Hintertür hereinschien und den dreckigen Fußboden beleuchtete, und in der Hand hielt er ein Messer. Eins der Jagdmesser, die sie an der Magnetschiene in dem Mühlenschuppen gesehen hatte. Sie sah die Narbe, die an seinem Ohr anfang und sich um seine Schädeldecke herum bis in seinen Nacken zog. Sie war eckig, mit sauberen Winkeln. Zoë wusste, weshalb sie da war: Hier war die Stahlplatte eingesetzt worden, die seine Schädeldecke ersetzte.

Sie sah sich um und überschlug, wie weit es bis zur Haustür war. Dann kehrte ihr Blick wieder zu dem Messer zurück. »Kelvin«, sagte sie, »mit dem Ding da rumzufuch-



teln, dafür gibt's doch keinen Grund, oder? Mit so was reitest du dich tief in die Scheiße.«

»Zoë«, sagte er, »ich frage dich noch mal. Was machst du in meinem Haus?«

Sie holte tief Luft und rannte los, rutschte über den Läufer, nahm ihn mit und prallte mit voller Wucht gegen die Haustür. Sie riss an der Tür und erwartete, dass sie sich öffnen würde, aber das tat sie nicht. Der Riegel war noch eingerastet. Mit zitternden Händen drehte sie den Knauf. Doch die Tür ging immer noch nicht auf. Ein Sicherheitsschloss. Man sah den Riegel zwischen Türrahmen und Schließblech.

Sie drehte sich um. Kelvin stand hinter ihr und versperrte ihr den Rückweg in die Küche. Er hielt den Kopf gesenkt, in ratlose Gedanken versunken. Er schaute auf das Messer hinunter, das er schräg hielt, die Klinge nach oben gerichtet, als fasziniere ihn das Licht, das auf dem Stahl blinkte. Anscheinend hatte er es nicht eilig. Sie stieß sich von der Tür ab und sprang die Treppe hinauf, flog hinauf, packte das Geländer, um sich hochzuziehen und noch schneller zu werden. Die Glastür im Schlafzimmer – dahinter war der

kleine Balkon. Sie stürzte in das Zimmer, sprang auf das Bett und zerrte am Türriegel, aber der war dick mit Farbe überstrichen und bewegte sich nicht. Draußen auf der Treppe tat Kelvin ein paar schwere Schritte und blieb dann stehen. Als sei er schüchtern oder müde oder als wisse er nicht, ob er ihr folgen sollte oder nicht.

Sie schlug mit dem Handballen an die Glastür. Da war eine Edelstahlklinke mit einem Schlüsselloch im Deckschild, aber nirgends ein Schlüssel. *Verfluchter Mist*, sie war abgeschlossen. Wieso stieß sie in letzter Zeit nur noch auf verschlossene Türen? In panischer Hast sah sie sich nach einem Schlüssel um. An der Wand gegenüber stand ein wackliger Kleiderschrank und neben dem Bett ein Nachttisch. Sie riss die Schublade auf. Sah ein paar Schrauben, einen Telefonakku, eine Tube Gleitcreme. Kein Schlüssel. Kelvin kam jetzt weiter die Treppe herauf. Unter seinem Gewicht knarrten die Holzstufen. Zoë sprang vom Bett und stellte sich so auf, wie sie es auf der Polizeischule gelernt hatte. Zur Seite gewandt, mit leicht gekrümmten Knien. Sie atmete langsam und tief und versuchte sich vorzustellen, wie ihr Schwerpunkt immer weiter nach unten sank und sie

bereit war, den Angriff abzuwehren. Doch im letzten Moment verlor sie die Nerven. Sie ließ sich vorwärts auf den Boden fallen und robbte unter das Bett.

Im Laufe der Jahre hatte sie gelegentlich Neuigkeiten über Kelvin gehört: wie er in einem gepanzerten Land Rover unterwegs gewesen und ein Sprengsatz detoniert war, der in einem toten Hund versteckt war. Wie alle Insassen des Wagens außer ihm getötet wurden. Im Irak – ja, da musste das Foto von dem Leichenhaufen aufgenommen worden sein. Eine Zeitlang war sein Unfall überall in den Lokalnachrichten vorgekommen. Sechs Monate nach der Operation hatte er dann in Radstock ein halbwüchsiges Mädchen angegriffen. Angeblich hatte das Mädchen ihn verspottet und ihn »Metalhead« genannt, und er war durchgedreht und auf sie losgegangen, hatte sie an die Wand gedrückt und ihr eine Plastiktüte über das Gesicht gezogen. Später sagte sie aus, er habe dabei seine Hand unter ihren Rock geschoben und in seine Hose ejakuliert, während er sie strangulierte. Diesen Teil der Geschichte hatte er geleugnet, aber trotzdem war er dafür in den Knast gewandert. Die Familie des Mädchens hatte die Army dafür ver-

klagen wollen, dass man ihm diesen Wahnsinn in den Kopf gepflanzt hatte, doch damit kamen sie nicht weit.

Zoë war Kelvin aus dem Weg gegangen, so gut es ging, als er im Club als Hausmeister gearbeitet hatte. Damals waren Beziehungen entstanden, sonderbare, verkrüppelte Freundschaften, die manchmal wochen-, manchmal jahrelang humpelnd ihren Lauf genommen hatten. Sicher kannte Kelvin daher auch David Goldrab. Und vielleicht war das der Grund, weshalb er jetzt für ihn arbeitete.

Keuchend rollte sie sich auf die Seite und sah sich panisch nach etwas um, womit sie sich verteidigen könnte. Unter dem Bett lagen die Dinge, die man bei einem alleinstehenden Mann erwartete: Staubflocken, eine Unterhose, ein Stapel Männermagazine. Und zusammengeknüllt neben den Zeitschriften, nur eine oder zwei Handbreit von Zoës Kopf entfernt, eine Weste aus pinkfarbenem Fleece.

Zoë erstarrte, als sie sie sah, und das Herz schlug ihr bis in die Ohren. Eine pinkfarbene Weste.

Die hatte Lorne Wood an dem Abend getragen, als sie ermordet wurde.

Es war seltsam, jedes Gefühl dafür verloren zu haben, wer man war und was richtig und was falsch war. Sally kauerte in dem feucht riechenden Wald in der Stille zwischen den Bäumen, und ein Gedanke ging ihr immer wieder durch den Kopf: Wie sehr beneidete sie Millie. Ausgerechnet Millie. Millie, die imstande war, sich, wenn sie Geld brauchte, nicht den Kopf zu zermartern, sondern es sich vom nächstbesten Anbieter zu leihen. Millie, die in das Leben eines Menschen treten und wieder verschwinden konnte, ohne zweimal darüber nachzudenken. Sie beneidete sie um das einfache Denken im Teenageralter – als man noch wusste, warum man tat, was man tat, und die Kette der Argumente immer noch bis zu ihrem Anfang zurückverfolgen konnte. Als man Beweggründe, Ziele und moralische Rechtfertigungen säuberlich und ordentlich aufge-

reicht im Kopf hatte – bevor sie anfangen, sich ineinander zu verknoten und in ein dickes Wollknäuel zu verwandeln.

Sie scharrte mit bloßen Fingern in der Erde unter dem Baum, wühlte im warmen, flockigen Laub des letzten Jahres und machte sich die Fingernägel schmutzig. Das Gericht, das sie in ihrem Kopf zusammengerufen hatte, damit es Kelvin und Sally als Mörder Goldrabs gegeneinander abwog, war sich einig gewesen. Kelvin Burford war als gewalttätig bekannt, er hatte für David gearbeitet, und er hatte schwere psychische Probleme. Natürlich hatte er David umgebracht. Natürlich konnte es die Haushälterin nicht gewesen sein, diese höfliche, geplagte Frau mit dem netten Akzent und der halbwüchsigen Tochter auf einer Privatschule. Und sowieso gab es Beweise.

Sie fand, was sie suchte, ließ sich auf die Fersen zurück-sinken und legte es auf ihren Schoß. Es war die Blechdose. Sie hob sie wieder hoch und blies die Erde weg. Die Gegenstände darin klapperten. Davids Zähne. Sein Ring. Sie nahm den Deckel ab und starrte die Sachen an. Steve hatte aus dem Abflugterminal des Flughafens in Seattle angerufen. Er hatte sein Meeting zu Ende gebracht und im Hotel

vier Stunden geschlafen, und dann war er zum Flughafen gefahren und hatte einen früheren Rückflug nach England gebucht. Er würde Seattle in vier Stunden verlassen und in Heathrow landen. Vor morgen früh würde er aber nicht zu Hause sein. Sie hatte ihm von dem Lippenstift in Kelvins Haus erzählt – und dass es Kelvin gewesen sein musste, der den Autositz beschmiert hatte.

»Wie gesagt, ich komme schon allein damit klar. Du brauchst nichts abzukürzen.«

»Ich weiß, dass du es allein schaffst, aber das brauchst du nicht. Du wirst Dinge tun müssen, die du nicht allein tun möchtest.«

»Dinge?«

»Sally, du und ich, wir haben schon Dinge getan, von denen wir beide nicht geahnt haben, dass wir sie jemals würden tun müssen. Und es hört jetzt nicht auf. Wir müssen den Weg bis zum Ende gehen.«

*Wir müssen den Weg bis zum Ende gehen ...*

Sie wusste, was er meinte. Es gab Stellen im Cottage des Jagdhüters, wo sie die Zähne hinterlegen konnte. Sie konnte sie vergraben, oder sie konnte warten, bis Kelvin

wegginge, und sie dann im Haus verstecken. Irgendwo, wo er niemals nachsehen würde, die Polizei aber schon. Und wenn sie schon mal da wäre, könnte sie den Teil des Hauses durchsuchen, den sie sich beim ersten Mal nicht hatte ansehen können, um sich zu vergewissern, dass es wirklich keine Fotos von ihr und Steve auf dem Parkplatz gab. Genau das würde Zoë tun, weil es clever war. Zoë würde es tun, und sie käme damit durch.

Sie stand auf, drückte den Deckel auf die Dose, steckte sie in die Jackentasche und suchte ihren Autoschlüssel. Wenn sie es jetzt nicht täte, würde sie es nie tun. Mit gesenktem Kopf ging sie den Weg zum Auto hinauf, öffnete die Tür, warf die Dose auf den Beifahrersitz und stieg ein. Sie ließ den Motor an und fuhr rückwärts durch den kleinen Waldweg zurück, und durch die klapprigen hinteren Fenster drang der vertraute Benzindunst herein.



Die Dielen knarrten. Kelvin spazierte entspannt über den Treppenabsatz, schlenderte heran, als sei er an einem sonnigen Tag draußen im Park. Zuerst ging er ins vordere Schlafzimmer, und Zoë hörte, wie er die Kartons umherschob und dabei vor sich hin summte. Er hatte alle Zeit der Welt.

Sie griff nach der Fleece-Weste, zog sie über die Dielen zu sich heran und tastete die Taschen ab. Sie fand ein Handy, zog es heraus und betrachtete es mit rasendem Puls. Ein weißes iPhone. Es gehörte Lorne. Sie legte den Kopf in den Nacken, und ihr Herz schlug wie ein Presslufthammer. Sie hatte recht gehabt. Recht. Als sie in den Diskussionen mit Ben und Debbie darauf bestanden hatte, dass Lornes Mörder kein Teenager war, hatte sie *recht* gehabt. Und sie hatte *recht* gehabt, als sie sich für Goldrab und die Pornoindustrie interessiert hatte: Lorne hatte Kelvin entweder

über Goldrab oder in den Nightclubs kennengelernt. Anders konnte ein Mädchen wie sie nicht mit Kelvin in Kontakt kommen.

Seine Schritte hielten in der Tür inne. Sie versuchte das Telefon einzuschalten, aber der Akku war leer. Sie schob es zurück in die Westentasche, und in dem Moment sah sie seine blauen Gummistiefel in der Tür. Normalerweise hätte sie ein Polizeifunkgerät bei sich, doch diesmal hatte sie es im Wagen gelassen. Verstohlen schob sie die Hand in die Tasche, um ihr eigenes Handy herauszuholen, die Gummistiefel kamen allerdings immer näher, und ehe sie nachsehen konnte, ob das Telefon Netzverbindung hatte, bückte Kelvin Burford sich, und seine Hände erschienen und packten sie bei den Fußgelenken. Sie wollte sich an den Latten des Bettrahmens festkrallen und ließ in ihrer Hast das Telefon fallen. Es rutschte kreiselnd über den Boden und prallte gegen die Fußleiste. Kelvin stemmte sich mit einem Fuß gegen das Bettgestell und zerrte an ihren Beinen. Sie hielt sich am Lattenrost fest. Als er wieder an ihr riss, lockerte sich ihr Griff, und der Nagel an ihrem Zeige-

finger brach ab. Sie ließ los, und er zog sie bäuchlings über den Boden, sodass ihr T-Shirt hochrutschte.

Dann ließ er auf einmal polternd ihre Beine fallen. Sofort schlug sie beide Hände flach auf den Boden, sprang auf und fuhr herum, zähnefletschend und mit ausgebreiteten Händen. Er stand an der Wand, schaute sie verdutzt an und hob ratlos die Hände, als wisse er nicht genau, ob er lachen sollte oder nicht.

»Scheißkerl.« Sie stieß mit den Händen nach ihm, ließ sie flattern wie Vögel. Mit einer Abwehrbewegung versuchte er, sie von seinen Augen fernzuhalten, und sie nutzte die Gelegenheit, ihm einen Fußtritt zwischen die Beine zu verpassen. Sie traf, und er krümmte sich zusammen, prallte schwer gegen sie und hätte sie beinahe aus dem Gleichgewicht gebracht, doch sie wich ihm tänzelnd aus. Er taumelte ein paar Schritte mit gesenktem Kopf vorwärts, als wollte er gegen den Kamin anrennen. Sie drehte sich um, verschränkte beide Hände über seinem Kopf zur Faust und ließ sie kraftvoll niederfahren. Sie hatte auf sein Genick gezielt, aber sie traf ihn zwischen den Schulterblättern. Er brüllte vor Schmerz auf, bog sich herum und ruderte mit ei-

ner Hand in der Luft, um nach ihrem Bein zu greifen. Damit hatte sie nicht gerechnet – *du hast gegen Regel Nummer eins verstoßen: Warte niemals ab, um die Wirkung des ersten Schlags zu sehen, sondern lass sofort den zweiten folgen.* Er packte sie in der Kniekehle und zog so schnell das Bein an sich, dass sie die Balance verlor und mit dumpfem Schlag auf dem Rücken landete.

Er ließ sich neben ihr auf die Knie fallen. Sein Gesichtsausdruck erschien beinahe gelangweilt – als sei das alles viel zu anstrengend, zu ermüdend –, und er schlug ihr mit der Faust ins Gesicht. Ihr Kopf wurde von der Wucht des Schlags zur Seite geschleudert. Etwas flog ihr aus der Nase. Er packte ein Büschel Haare und hob ihren Kopf vom Boden – sie hörte das leise Ploppen von hundert Haarfollikeln, die aus der Haut gerissen wurden –, und dann holte er mit der Faust aus und schlug noch einmal zu.

Er ließ ihren Kopf fallen. Sie blieb liegen und keuchte gepresst, und mit verschwommenen Augen starrte sie auf einen Punkt, ungefähr zwanzig Zentimeter vor ihrem Gesicht: Am unteren Rand der Tür war ein Blutspritzer erschienen. Sie hörte ein Keuchen; es klang, als drücke je-

mand die Luft aus diesem Zimmer. Das Licht, das durch die Glastür hereinfiel, war plötzlich schmierig und flimmerte, als werde es auf irgendeine Weise manipuliert. Sie wollte ihr Gesicht berühren, doch die Hand gehorchte nicht; sie hob sich ein kleines Stück, fiel dann wieder herunter wie ein totes Stück Fleisch und blieb neben ihrem Gesicht liegen, als gehöre sie nicht zu ihr. Kelvin bewegte sich schwer atmend im Zimmer umher. Sein Gewicht auf den Dielen ließ die Balken knarren, als biege sich der Boden bei jedem seiner Schritte leicht durch. Sie dachte an Lornes Gesicht. An das Blut und die Striemen. Im Schlafzimmer nebenan war ein Röhrchen mit Tennisbällen. Wie viele Jagdhüter spielten Tennis, Himmel noch mal? *Verfluchte Scheiße*, wie hatte sie so *dämlich* sein können?

Kelvin packte sie grunzend unter den Achseln und hob sie auf das Bett. Keuchend lag sie auf der Seite und konnte sich noch immer nicht bewegen. Auf dem Boden, wo eben noch ihr Kopf gelegen hatte, war eine Blutlache, knallrot wie die Leuchtfarbe aus den Filzmarkern, die sie im Büro benutzten. Da lag auch ein Haarbüschel, an dem etwas Weißes hing. Ihre Haut, erkannte sie.

»Ich werde dich jetzt fesseln, okay?«

Sie versuchte die Beine zu bewegen, aber sie rührten sich nicht. Sie hingen über die Bettkante, leblos, gefühllos. Ihr war klar, was jetzt passieren würde.

»Komm hier rüber.«

Er schob sie ein Stück weiter auf das Bett. Sie zitterte, und ihr war gleichzeitig heiß und kalt. Wo seine Hände sie berührten, fühlte es sich an, als treffe warmer Muskel auf Glas.

»So ist es richtig«, sagte er. »Jetzt hierher.«

Er hob ihre gefühllosen Beine und legte sie auf das Bett. Sie sah die Äderchen im Weißen seiner Augen und einen ungesunden, gelblichen Film auf der Lederhaut. Er roch nach Holzrauch und Motorenöl und schmutziger Kleidung. Zoë dachte an die Blutlinien, die sich über Lornes Wangen gezogen hatten. Ihre Haut war geplatzt. Richtig *geplatzt*. »Isch okay«, brachte sie hervor.

Er sah ihr verwirrt in die Augen. »Was?«

»Isch okay. Du kannsch esch mit mir machen.«

Kelvin starrte sie an. Damit hatte er nicht gerechnet. Er hatte einen weißen Strich auf den Lippen, entweder ver-

trocknete Haut oder Zahnpasta oder Speichel, sie konnte es nicht erkennen. Wenn sie jetzt sterben sollte, würde Ben später ihre Verletzungen sehen – alle würden wissen, dass sie Widerstand geleistet hatte. Man sollte doch kämpfen, oder? Um seine Ehre. Aber es gab Zeiten, da musste man eine Schlacht verlieren, um den Krieg zu gewinnen.

»Isch will esch.«

Er senkte das Kinn und sah sie fest an.

»Ich meinsch ernscht.«

Er setzte sich auf das Bett, dass die Sprungfedern quietschten. »Was sagst du?«

»Isch will esch.«

Sein verschlagenes Lächeln erkannte sie wieder. Es war das, mit dem er sie von ganz weit hinten im Zuschauerraum angesehen hatte, und es hatte ihr die Gewissheit gegeben, dass etwas Schmutziges in ihr steckte, tief, ganz tief in ihrem Innern. Es war nichts Oberflächliches, das sie bei der Arbeit im Club aufgelesen hatte.

»Du willst – was?«

Sie knirschte mit den Zähnen.

»Sag's. Sag, was du willst.«

»Ich will, dasch du mich ficksch.«

»Sag: ›Kelvin, ich will, dass du mich fickst.««

»Ich will, dasch du mich ficksch, Kelvin.«

»Nein. Richtig. Sag: ›Kelvin, ich will unbedingt, dass du mich fickst.« Und leck dir dabei die Lippen. Ganz wie früher.«

Sie hielt seinem Blick stand. Unter ihren Rippen fing das Zittern an. »Kelvin.« Sie schob die Zunge zwischen die Lippen. Bewegte sie zittrig hin und her. »Ich will unbedingt, dasch du mich ficksch.«

Er zog seine Stiefel aus und stellte sie zur Seite. Er stand auf, knöpfte die wasserdichten Leggings auf und warf sie auf den Boden. Er öffnete den Reißverschluss seiner Jeans und streifte sie herunter. Er trug nichts darunter. Keine Unterhose. Sie sah seinen roten Hodensack und den baumelnden Penis unter dem karierten Hemd. Er ging zur Kommode und wühlte ohne Hast in dem Kram, der dort herumlag. *Bitte keinen Tennisball. Bitte nicht das ...*

Aber stattdessen riss er eine Kondompackung auf. Sie folgte ihm mit ihren Blicken, als er zurückkam und sich auf



die Bettkante setzte. Er war nicht dumm; er würde keine Spur hinterlassen. Das hatte er auch bei Lorne nicht getan.

Er begann, an ihrer Hose herumzufummeln. Sie rührte sich nicht – sie konnte es einfach nicht. Als er den Reißverschluss aufbekommen hatte, zog er ihr die Jeans herunter und riss den Slip gleich mit. Sie biss die Zähne fest zusammen und versuchte, alle ihre Gedanken zu einem festen, harten Knoten im Zentrum ihres Kopfes zusammenzuziehen. Er zerrte ihr den Pullover über den Kopf und zog sie dann zum Fußende, bis ihr Hintern auf der Bettkante lag. Ihre Füße schlugen mit einem dumpfen Geräusch auf den Boden. Er kniete sich vor sie hin und streifte das Kondom über. »Mach die Beine auseinander.«

Das Zittern unter ihren Rippen wurde zu einem krampfhaften Zucken, das ihren ganzen Körper erfasste.

»Mach die Beine auseinander.«

Es gelang ihr, sie eine Handbreit auseinanderzubewegen, und er schob die Knie dazwischen und spreizte sie weiter, und dann zog er sie näher zu sich heran und drang in sie ein. Er beobachtete sie aufmerksam, während er sie bearbeitete, und wandte den Blick nicht von ihrem Gesicht.

Sie presste die Zähne zusammen und starrte konzentriert auf den Knopf an seiner Brusttasche, unentwegt, und dabei konzentrierte sie sich die ganze Zeit auf den festen Knoten in der Mitte ihres Kopfes. Jetzt kehrte das Gefühl in ihren Körper zurück. Sie wünschte, es wäre anders und sie könnte immer noch nichts fühlen. Das Blut aus ihrer Nase lief hinten in ihrer Kehle herunter. Das Blut in Lornes Nase war geronnen und hatte ihren Atemweg versperrt. Daran war sie gestorben. Was hatte Amy auf dem Boot gesagt? Es schien eine Ewigkeit her zu sein. Dass es bei Vergewaltigungen nur um die Männer ging und um ihren heimlichen Hass auf Frauen?

Dann war es plötzlich vorbei. Er war fertig. Er löste sich von ihr und zog das Kondom ab. Verknotete es und warf es auf den Boden. Dann setzte er sich beinahe freundschaftlich neben ihr auf das Bett, schob eine Hand unter ihr T-Shirt und massierte ihre Brust. »Das hat dir gefallen. Oder?«

Sie leckte sich die Lippen und schmeckte Blut. Salzig, wie Schweiß.

»Ich habe gesagt – es hat dir gefallen, oder?«

Sie schloss die Augen und nickte.

»Deine Nase blutet.«

Sie hob eine zitterige Hand, immer noch schwach, und wischte sich über die Nase. Kelvin stand auf und ging hinaus. Sie öffnete die Augen und starrte im leeren Zimmer umher. *Der Tennisball*, dachte sie. *Jetzt holt er den Tennisball*. Aber als er wieder am Bett stand, hatte er ein Handtuch in der Hand. Er reichte es ihr. Sie wollte sich aufsetzen, schaffte es jedoch nicht. Er zog sie hoch, und sie saß da und drückte sich das Handtuch ans Gesicht. Das Gefühl kehrte jetzt auch in ihre Beine zurück; sie prickelten wie von tausend Nadelstichen.

»Ich würde gern gelegentlich wiederkommen.«

»Was? Was hast du gesagt?«

Einmal, vor Jahren, hatte Zoë ein Vergewaltigungsoffer vernommen. Das Mädchen hatte das Gleiche zu dem Vergewaltiger gesagt – sie hatte nachher gesagt: *Ich mag dich wirklich – können wir das irgendwann noch mal tun?* Er hatte ihr geglaubt und sie laufen lassen. Wieder schluckte Zoë Blut, und sie wiederholte, lauter diesmal: »Ich würde

gern gelegentlich wiederkommen. Dann machen wir's noch mal.«

Er runzelte die Stirn und war ehrlich entgeistert. »Du glaubst doch nicht, ich lasse dich gehen? Jetzt? Glaubst du das wirklich?«

Es war Zoës Gesicht, was Sally plötzlich innehalten ließ. Auf halber Höhe am Hanging Hill umklammerte sie das Lenkrad so fest, dass ihre Finger weiß wurden, und starrte durch die Frontscheibe. Der Abzweig nach Lightpil House und Kelvins Cottage lag vor ihr, aber als sie den Blinker setzte, erschien aus heiterem Himmel Zoës Gesicht vor ihren Augen – wie sie zwei Tage zuvor am Küchentisch gestanden und über Muster geredet hatte und darüber, dass wir alle miteinander verbunden seien.

Sally zögerte. Ihr Fuß bewegte sich unschlüssig auf dem Gaspedal. Sie versuchte sich vorzustellen, wie Zoë mit den Zähnen eines toten Mannes in einer Blechdose durch die Landschaft fuhr. Wozu? Um damit einen Unschuldigen zu belasten. Sie konnte dieses Bild nicht heraufbeschwören. Es ging einfach nicht. Zoë war clever, sie würde es anders anstellen. Und dann erinnerte Sally sich an Kelvin Burford,

wie er vor all den Jahren im Kindergarten gewesen war – ein wütender, stämmiger kleiner Junge, dem der Rotz, den er sich weggewischt hatte, auf dem Gesicht zu Krusten getrocknet war. Eine wilde Entschlossenheit hatte einem entgegengestarrt, wenn man ihn anschaute.

Der Weg zum Cottage des Jagdhüters kam näher, und sie schaltete den Blinker aus. Sie ließ den Wagen daran vorbeifahren und blieb auf der Straße. Auch wenn sie große Angst vor Kelvin hatte – etwas so Abartiges konnte sie nicht noch einmal tun. Steve mochte sagen, was er wollte, aber sie konnte so nicht weitermachen.

Nein. Es musste eine andere Möglichkeit geben.

»Was ist los?« Kelvin war mit einer Flasche Cider aus der Küche heraufgekommen. Er stand an dem Fenster, das zur Seite hinausging, schraubte die Flasche auf und goss etwas in ein milchiges Glas. Er senkte das Kinn und schaute Zoë lange und gemessen an. »Was ist los mit dir? Du siehst komisch aus.«

Sie lag zusammengekrümmt am Kopfende. Durch die Nase bekam sie keine Luft mehr; sie war verklebt von geronnenem Blut. Genau wie bei Lorne. Sie dachte immer wieder an diesen Leichenberg im Irak. Sie dachte immer wieder: Wenn Kelvin solche Dinge tagtäglich gesehen hatte, dann dürfte Lornes Tod nichts Besonderes für ihn gewesen sein.

*Alle wie sie ...*

Er hatte Lorne als Stripperin oder als Topless-Model bekannt. So kannte er auch Zoë. Keine von ihnen beiden wür-

de einem solchen Irren viel bedeuten. Sie wären nichts als Glieder in einer Kette. Der Superintendent hatte gelacht und gesagt: »Sie meinen, da liegt irgendwo ein ganzer Haufen Leichen?« Für Kelvin wäre kein Unterschied zwischen einem Haufen toter Frauen und einem Haufen toter aufständischer Irakis. Und sie hatte nichts, um sich zu wehren. Die clevere, clevere Zoë. Stachlig und kalt, ja, aber auch clever, das musste man ihr lassen. Bloß jetzt nicht. Jetzt fiel ihr einfach nichts Cleveres ein.

»Ich ...«, fing sie an.

»Was?« Er sah sie scharf an. »Was ist mit dir?«

Sie zögerte. Wenn sie ihm jetzt erzählte, dass sie Polizistin war, konnte es so oder so weitergehen. Es konnte ihm so viel Angst einjagen, dass er sie freiließe, und es konnte ihn unter Druck setzen. Dann wäre sie umso schneller tot.

»Was?«

»Ich friere. Kann ich meinen Pullover wiederhaben?«

Er raffte ihn vom Boden auf und warf ihn zu ihr herüber. Dann setzte er sich hin und trank das Glas Cider in einem Zug aus. Er zündete sich eine Zigarette an und rauchte eine Zeitlang, den Blick starr auf die Wand gerichtet, als sei er



in Gedanken versunken. Sie zog sich den Pullover um die Schultern, und es schauderte sie kurz. »Ich muss jetzt gehen.« Ihre Stimme klang gepresst, und es klang, als halte sie ihn für schwerhörig. »Mein Mann ruft sonst die Polizei an, weil er sich Sorgen um mich macht. Ich möchte dich wiedersehen. Ich komme zurück.«

»Das hast du schon mal gesagt.«

»Ich mein's ernst.«

Er goss sich Cider ein, schraubte die Flasche zu und hob das Glas, als habe er das Interesse an ihr verloren. Sie legte den Kopf zurück und atmete langsam durch den Mund. Vor zehn Minuten war ihr aufgefallen, dass der Fensterrahmen klapprig war. Vielleicht – vielleicht ...

»Du hast mich wütend gemacht.« Kelvin sah sie nicht an. »Du hast mich wütend gemacht und dazu gebracht, es zu tun. Es gibt eine Grenze, weißt du.« Er klopfte rhythmisch an sein Ciderglas. »Eine klare Grenze. Und wenn du die übertrittst, wenn du in diese andere Welt hinüberwechselst, musst du die Konsequenzen auf dich nehmen. Dann musst du besondere Maßnahmen ergreifen.«

»Ich komme zurück.«

»Halt die Klappe. Ich denke nach.«

Sie blieb schweigend liegen, und ihr Blick wanderte von ihm zurück zum Fensterrahmen. Elstern saßen auf den Ästen des Baumes draußen, genau wie bei Lorne zu Hause. Sie wollte sie rufen, wollte ihnen sagen, sie sollten jemanden holen, als könnten sie ihr helfen. Kelvin trank weiter. Er zog einen Stuhl heran, stellte ihn neben die Kommode und setzte sich. Er stützte die Ellenbogen auf die Kommode, als wäre sie ein Schreibtisch, und zündete sich wieder eine Zigarette an.

»Kann ich einen Schluck Wasser haben?«

Er senkte das Kinn und sah sie mit ernstem Gesicht an.

»Was?«

»Wasser? Ich habe Durst.«

»Ach ja?«

»Bitte?«

Achselzuckend schob er seinen Stuhl zurück. »Hat es dir gefallen, wie ich dich gefickt habe?«

Sie biss die Zähne zusammen.

»Ich habe gefragt, ob es dir gefallen hat, wie ich dich gefickt habe.«

»Ja.«

Er legte den Kopf schräg und hielt eine gewölbte Hand hinter das Ohr.

»Es hat mir gefallen. Kelvin.«

»Gut. Dann hole ich dir Wasser.« Auf halbem Weg zur Tür machte er plötzlich einen jähen Schritt auf sie zu und riss die Hände hoch, als wolle er über sie herfallen. Ruckartig wich sie an das Kopfbende zurück und hielt die Hände schützend vor ihr Gesicht. Dann sah sie, dass er lächelte. Vorsichtig ließ sie die Hände sinken. »Sei nicht so schreckhaft«, sagte er und lächelte immer noch. »Wir kommen da zusammen durch, Baby.« Er kam zum Bett und drückte beruhigend ihren Schenkel. »Wir kommen da zusammen durch.«

Als er weg war, handelte sie schnell. Sie zog ihre Hose und den Pullover an. Für die Unterhose war keine Zeit. Es schien eine Ewigkeit zu dauern, bis sie die Stiefel über die tauben Füße gezogen hatte. Unten in der Küche drehte Kelvin den Wasserhahn auf. Die Wasserleitungen in der Wand klopften und ächzten. Das Kondom steckte sie in die Gesäßtasche. Sie hatte angestrengt nachgedacht. Die Rahmen zwischen den einzelnen Scheiben der Balkontür waren kümmerlich – kaum mehr als dünne Leisten, die die Glasscheiben an ihrem Platz hielten. Sie würde durch das Loch zwischen drei solcher Rahmen untereinander hindurchpassen. Aber bei der ersten Scheibe, die sie zerschlug, würde er etwas hören; also würde sie schnell vorgehen müssen. Bamm bamm bamm. Wie die Karatekünstler, denen sie einmal in einem japanischen Park in der Abend-

dämmerung zugesehen hatte. Wie Uma Thurman in der gelben Motorradmontur in dem Film vor ein paar Jahren.

Vom Balkon ging es drei Meter tief hinunter. Wenn sie nicht sauber landete, konnte sie alles vergessen – ihre Beine und Füße waren jetzt schon fast zu nichts zu gebrauchen, und Hoffnung bestand nur, wenn sie nach der Landung augenblicklich hochkäme und geradewegs in den Wald lief, bevor er ihr folgen könnte. Selbst wenn er begriffen hatte, was für ein Geräusch das war, brauchte er Zeit, um aus der Küche zum vorderen Teil des Hauses zu kommen. Aber die Haustür war abgeschlossen: Er müsste den Schlüssel finden oder durch die Hintertür hinaus und um das Cottage herum laufen, und bis dahin wäre sie längst schon zwischen den Bäumen verschwunden.

Das Geräusch der Kühlschranktür, die geöffnet und wieder geschlossen wurde, hallte klar und deutlich aus der Küche herauf. Sie hörte, wie er einen Wasserkocher füllte – wozu? Wollte er sich Tee kochen? So beschissen ruhig war er, dass er sich vergnügt einen Tee machte, als wäre dies für ihn ein normaler Donnerstag. Sie spannte und lockerte jeden Muskel, um sicher zu sein, dass er funktionierte und

sie nicht im Stich lassen würde. Dann schloss sie die Hände um die Eisenstäbe des Gitters am Kopfende, um Halt zu finden, hob das Knie bis unter das Kinn und trat zu. Das Glas zerbrach sofort und fiel klirrend nach außen auf den Balkon. Die obere Querstrebe brauchte einen zweiten Tritt. Sie zersplitterte und nahm die Scheibe darüber gleich mit. Noch ein Tritt, und die letzte Scheibe fiel aus dem Rahmen nach außen. Das Loch war fast einen Meter hoch.

Kelvins Schritte hallten in der Diele, und dann hörte sie ihn auf der Treppe brüllen: »*Dreckstück! Dreckstück!*«

Gut. Heraufzukommen würde ihn noch mehr Zeit kosten. Sie zog den Pulloverärmel über die Hand, stieß die letzten Glasscherben hinaus und schob die Füße durch das Loch. Dann die Hüften. Sie hörte, wie Kelvin lauthals fluchend ins Zimmer kam, aber sie war schon draußen und über das Balkongeländer geklettert und ließ sich vorsichtig hinunterhangeln.

»Tu es«, zischte sie und schaute nach unten. Der Boden schien unendlich weit von ihren Füßen entfernt zu sein. »Na los!«

Sie sah ihn, wie er mit wutverzerrtem Gesicht durch den zerbrochenen Rahmen der Tür schaute, und sie ließ das Gitter los und fiel. Sie landete auf dem von Unkraut überwachsenen, rissigen Zementboden und verdrehte sich den Fußknöchel. Sie stolperte, und mit einem furchtbaren Knacken schlugen ihre Knie auf den Boden. Sonst blieb sie aber unverletzt. Sie sprang auf und rannte los. Kelvin brüllte irgendwo im Haus und warf in seiner Wut Möbelstücke um. Sie stellte sich vor, wie er eine Schrotflinte lud, während sie ins Dickicht stürmte und ziellos in den Wald rannte.

Die Bäume hatten noch nicht ihr volles Sommerlaub, und sie konnte weit voraussehen. Da war eine sich grün dahinschlängelnde Rasenfläche – wahrscheinlich gehörte sie zu dem Anwesen, das an Goldrabs Grundstück angrenzte. Sie trieb ihre wackligen Beine voran und atmete durch den geschwollenen Mund, ihre Schritte krachten durch trockenes Holz und raschelndes Laub, und aus den Augenwinkeln sah sie wachsweiche, grüne Teppiche von wildem Knoblauch. Irgendwann war der Wald zu Ende, und sie lief über einen Rasen, der so kurz gemäht und leuchtend grün war,

dass es ein Golfplatz hätte sein können. Dahinter sah sie eine Einfahrt mit dem bräunlich gelben Kies der Region und das spektakuläre Gemäuer einer sonnenbeschienenen Villa mit Türmchen und steinernen Urnen auf der Dachbrüstung. Ein Land Rover stand in der Einfahrt. Sie rannte darauf zu und zerrte an den Türen – verschlossen. Sie lief weiter, vorbei an einem zweiten Wagen, vorbei an ein paar Frühbeeten und einem ummauerten Garten, in dem, säuberlich etikettiert, weiße Pfingstrosen und Frührosen wuchsen. An der Haustür hing ein riesiger alter Türklopfer, und sie hämmerte damit an die Tür. Der Lärm hallte durch das Haus und über das Gelände hinaus. Sie warf einen angstvollen Blick hinter sich und über den Rasen. Zwischen den Bäumen war von Kelvin noch nichts zu sehen.

»Hallo?« Sie hob die Klappe vor dem Briefschlitz und schrie hindurch. »Jemand zu Hause?«

Keine Antwort. Sie humpelte an der Fassade entlang und sah Fransenvorhänge hinter bleiverglasten Fenstern, über die ihr Spiegelbild hinwegzog: wirres Haar, und die Nase auf die doppelte Größe angeschwollen. Sie bog um die Ecke und kam an Mülltonnen, einem Berg von zersägten



Kaminholzstämmen und zwei Ölkännistern vorbei. Sie hämmerte an die Hintertür, legte eine Hand an die Scheibe, um ihre Augen zu beschatten, und spähte hinein. Sie sah eine elegant gestrichene Küche, eine zentrale Kochinsel, einen AGA-Herd. Kein Licht, kein Laut. Sie ging zur Ecke zurück, und jetzt sah sie ihn, verschwommen und schemenhaft zwischen den Bäumen, sein schwarz-rotes Hemd ein Farbkleck, der sich bewegte. Er kam mit ausgestreckten Armen auf den Rasen zugelaufen. Sie machte kehrt und wollte zur Vorderseite des Hauses rennen, zu der Einfahrt, die zur Straße führte. Aber sofort erkannte sie ihren Fehler: Sie würde in der Einfahrt für ihn schon von Weitem zu sehen sein. Sie zögerte. Bei den Mülltonnen stand eine große, fahrbare Tonne. Sie hob den Deckel und schaute hinein. Sie war so gut wie leer – nur eine verknotete Plastiktüte mit Abfall stand unten auf dem Boden. Sie lehnte fest an der Hauswand und wackelte nicht, als Zoë erst das eine, dann das andere Bein hineinschwang, auf dem Boden landete und die Hand über den Kopf streckte, um den Deckel zu schließen.

Es war dunkel und warm in der Tonne. Von draußen hörte sie nichts; nur der heiße Rhythmus ihres keuchenden Atems hallte innen von den Plastikwänden wider. Sie wischte sich den Schweiß von der Stirn, hob vorsichtig die Plastiktüte auf die Knie und schlitzte mit den Fingernägeln geräuschlos ein Loch hinein. Sie enthielt die Reste eines Lunchpakets für ein Kind – zwei Limonadentüten, eine zur Kugel zusammengeknüllte Alufolie, an der ein paar Krümel klebten, ein Bündel Servietten, mit blauen Dinosauriern bedruckt – und drei leere Baked-Beans-Dosen. Sie nahm den Blechdeckel aus einer der Dosen, nahm ihn zwischen die Knie und drückte ihn mit aller Kraft zusammen, bis sie den Deckel in der Mitte gefaltet hatte. Sie bog ihn wieder auf und faltete ihn andersherum zusammen. Das tat sie drei Mal, bis er an der Knickstelle auseinanderbrach. Sie drückte das Blech an die Fingerspitze: Es war scharf. Es würde funktionieren, wenn sie den richtigen Winkel erwischte.

Schritte knirschten auf dem Kies. Kelvin. Sie hielt den Atem an und hob den halben Blechdosendeckel mit beiden Händen über den Kopf. Er ging so nah an ihr vorbei, dass

sie ihn atmen hörte. Es war ein rasselndes Geräusch aus tiefer Kehle. Trotz seiner Arbeit und seiner militärischen Vergangenheit war er nicht fit; Alkohol und Zigaretten hatten ihren Tribut gefordert. Sie hätte ihm weglaufen, hätte die Straße erreichen können, wenn sie genug Selbstvertrauen gehabt hätte. Sie hörte, wie er zweimal um das Haus herumging; er umkreiste es wie ein Bussard und kam jedes Mal so nah an der Tonne vorbei, dass sie das Gefühl hatte, seine Kleidung streife sie. Dann entfernten seine Schritte sich in Richtung Straße.

Nach langer Zeit wagte sie schließlich hinauszuspähen. Die lange, sonnendurchglühte Zufahrt führte zu zwei Steinpfeilern, und die Torflügel standen weit offen. Sie beobachtete, wie er auf die Zufahrt zuing, dort stehen blieb und hinauf und dann den Hang herunterschaute. Nach kurzem Zögern drehte er sich um und marschierte in Richtung seines Cottages zurück.

Als sie sicher war, dass er weg war, kletterte sie aus der Mülltonne. Sie griff sich das Bündel Dinosaurier-Servietten und wischte damit sorgfältig die zweite Bohnendose aus; sie spülte sie unter dem Gartenwasserhahn, trockne-

te sie mit den Servietten ab, nahm das verknotete Kondom aus der Tasche und warf es hinein. Dann verstopfte sie die Dose mit ein paar zerknüllten Servietten. Sie wusch sich noch einmal die Hände, spritzte sich kaltes Wasser ins Gesicht und humpelte durch die Zufahrt zur Straße. Es war früh am Nachmittag.

Sally saß am offenen Küchenfenster, neben sich eine unberührte Tasse Kaffee, und blickte starr hinaus auf die Felder. Der Caterpillar gegenüber von Hanging Hill hatte frisches Laub, und seine Umrisse hoben sich dick vor dem Mittagshimmel ab. Eben noch war er eine Reihe von Skeletten gewesen, die ihre Hände in den Himmel streckten, und am nächsten Tag waren sie zu Bäumen angeschwollen. Einfach so war der Sommer da.

Sie nahm das Telefon und schaute es an. Kein Anruf, keine SMS. Steve war schon am Gate zu seinem nächtlichen Heimflug. Sie faltete die – inzwischen trockenen – Feuchttücher auseinander und breitete sie flach auf dem Tisch aus, und dann fuhr sie mit der Fingerspitze an den Worten entlang.

*Mieses Stück.*

Es gab eine Möglichkeit, damit fertigzuwerden. Es gab eine. Sie sah sie nur noch nicht.

Es klingelte, und sie fuhr kerzengerade hoch. Sie hatte kein Auto gehört. Da war kein Auto gekommen, ganz sicher nicht. Hastig faltete sie die Papiertücher zusammen, ging zum Fenster und schaute nach draußen. Vor der Haustür, und mit dem Rücken zum Fenster, stand eine Frau, völlig verdreht in zerrissener Jeans, und das Haar hing ihr wirr über den Rücken.

»Hallo?«

Die Frau drehte sich um und sah sie wortlos an. Ihr Gesicht war zerschlagen, die Nase geschwollen, und im Haar und auf dem Gesicht klebte getrocknetes Blut. Ihre Augen waren leblose schwarze Löcher.

»Zoë?«

Sie schaufelte die Tücher in eine Schublade, schlug sie zu, ging in die Diele und schloss die Haustür auf. Zoë hatte eine Hand an den Türrahmen gelegt und stand mit hängenden Schultern und gesenktem Kopf da. Als sie Sally ansah, war es, als schaue sie über eine endlose, verwüstete Einöde hinweg. Als wäre sie unversehens in eine Welt geraten, die

so furchtbar war, dass niemand, niemand sie jemals angemessen beschreiben könnte.

Sie versuchte zu lächeln. Es blieb bei einem Zucken des Mundwinkels. »Die Leute sagen immer, ich soll einfach fragen, wenn ich Hilfe brauche.«

Sally schwieg. Dann trat sie hinaus auf die Stufe und legte die Arme um ihre Schwester. Zoë blieb steif stehen. Sie zitterte.

»Lass mir ein Bad ein, Sally. Und gib mir was zu trinken. Ja? Das ist alles. Ich brauche ein bisschen Geld, um nach Hause zu kommen, aber das zahle ich dir zurück.«

Sally schüttelte den Kopf. Sie hielt Zoë auf Armlänge von sich ab und betrachtete sie im Sonnenlicht. Ihre Nase war ein blutiger Klumpen. Blutrinnsale waren über das Kinn gelaufen und dort eingetrocknet, und ihre Lippen waren geschwollen. Sie konnte Sally nicht in die Augen schauen.

»Bitte frag nicht. Bitte. Lass mir nur ein Bad ein.«

»Komm.«

Sally führte ihre Schwester ins Haus, stieß die Tür mit dem Fuß zu und half ihr durch den Flur. Zoë humpelte

unter Qualen neben ihr her und grunzte leise bei jedem Schritt. Im Badezimmer drehte Sally die beiden Hähne auf, sammelte die Handtücher ein, die Millie am Morgen hinterlassen hatte, und warf sie in den Wäschekorb.

»Hier.« Sie legte Zoë ein sauberes Handtuch um die Schultern. »Du frierst.«

»Ich bleibe nicht länger als nötig. Versprochen.«

»Sei still.« Sie schaltete den beheizten Handtuchhalter ein und holte Waschlappen und weitere saubere Handtücher aus dem Wäscheschrank. Während das Badewasser lief, ging sie in die Küche und stellte eine große Karaffe Mineralwasser und eine Kanne Kaffee auf ein Tablett. Schon als Kind hatte Zoë Unmengen Kaffee getrunken. Schwarz und stark.

Im Badezimmer hatte Zoë sich inzwischen die Kleider vom Leib geschält und stieg in die Wanne. Sally stellte das Tablett ab und sah ihr zu. Es war seltsam genug, den nackten Körper einer anderen Frau in ihrem Badezimmer zu sehen. Die Haut und die Muskeln, die Grübchen, Speckröllchen und schlaffen Fältchen, die das Leben hinterlassen hatte. Aber ihre eigene Schwester? Zoë war größer und



schlanker als sie. Und noch etwas – sie war von Verletzungen übersät. Striemen, Schnittwunden, Blutergüsse überall. Manche sahen alt aus, andere neu. Sie verzog schmerzlich das Gesicht, als sie sich ins Wasser gleiten ließ, tauchte einen Waschlappen ein und hielt ihn ans Gesicht.

»Du bist so schön«, sagte Sally. »Schöner, als ich jemals war. Mum und Dad haben immer gesagt, du bist von uns beiden die Schöne.«

Es war still. Dann brach Zoë in Tränen aus. Sie drückte sich den Waschlappen ans Gesicht, beugte sich vor und atmete krampfhaft. Ihre Schultern zuckten und zitterten. Sally setzte sich auf den Wannenrand, legte ihrer Schwester eine Hand auf den nackten Rücken und schaute die Wirbelknochen an, die weiß und spitz durch die Haut stachen. Sie wartete darauf, dass die Zuckungen nachließen und das furchtbare, quälende Schluchzen aufhörte.

»Jetzt ist es okay. Es ist okay.«

»Ich bin vergewaltigt worden, Sally. Vergewaltigt.«

Sally holte tief Luft, hielt den Atem an und atmete schließlich wieder aus. »Okay«, sagte sie. »Erzähl's mir.«

»Der Mann, der Lorne Wood ermordet hat. Er hat mich vergewaltigt – und ich bin abgehauen. Eigentlich sollte ich tot sein.«

»Der Mann, der *Lorne* ermordet hat? Aber ich dachte, Ralph Hernan ...«

Zoë schüttelte den Kopf. »Der war es nicht.«

Sally blieb einen Moment lang bewegungslos sitzen. Dann griff sie nach dem Handtuch. »Du solltest nicht baden. Komm raus. Du musst untersucht werden.«

»Nein.« Zoë zog die Knie unters Kinn und umschlang sie mit beiden Armen. »Nein, Sally. Ich gehe nicht zur Polizei.«

»Du musst.«

»Ich kann nicht. Ich kann nicht.« Sie legte die Stirn auf ihre Knie und fing wieder an zu weinen und den Kopf zu schütteln. »Du glaubst, ich war mein Leben lang stark und unabhängig, ja? Aber du irrst dich. Ich war dumm. Als ich von der Schule abging, war ich dumm. Und das ganze Geld, das ich hatte, um durch die Welt zu reisen? Ich hab Mum und Dad erzählt, eine Illustrierte, für die ich arbeitete, bezahlte mich dafür.«

»Die Reisezeitschrift.«

»Mein Gott – die hat es nie gegeben. Ich hatte das Geld damit verdient, dass ich dumme Sachen machte.«

»Dumme Sachen«, wiederholte Sally mit hohler Stimme. Sie dachte daran, wie Millie sich ihr Geld besorgt hatte: von Jake. Das war dumm gewesen. »Was für dumme Sachen?«

»In Nightclubs. Du kennst das. Die Sorte Läden, in denen David Goldrab sich rumtreiben würde. Es war das Dümms-te, was ich je getan habe, und ich bereue es. O mein Gott.« Sie wischte sich die Tränen mit dem Handrücken weg und vermied es, dabei ihre Nase zu berühren. »Ich hab es den Rest meines Lebens bereut. Den *Rest meines Lebens*.«

»Du hast dich ausgezogen? Striptease? Oder Pole-Dancing oder so was?«

Zoë nickte kläglich.

Sally runzelte die Stirn. »Aber das ist doch – *gar* nichts. Ich dachte, du meinst was wirklich Ernstes.«

Zoë hob verwirrt das tränennasse Gesicht. Sally spreizte verlegen die Hände. »Na ja, ich kann mir jedenfalls was

Schlimmeres vorstellen. Es ist bloß ...« Sie stockte. »Du? Das kommt mir so ...«

»Ich musste schnell Geld verdienen. Ich musste schleunigst aus dem Haus – du weißt, warum.«

»Aber so etwas tut man, wenn man ...« Sally suchte nach den richtigen Worten. »Na ja, wenn man sich selbst nicht besonders mag.«

Einen Herzschlag lang war es still. Zoës Gesicht war erstarrt. Und Sally begriff.

»Aber Zoë – wie konntest du? Ich meine ... du bist schön und mutig, und du bist clever. So *clever*.«

»Bitte sag das nicht dauernd.«

»Es stimmt doch.«

»Na, im Moment bin ich nicht besonders clever, oder? Ich bin vergewaltigt worden, und ich kann nichts dagegen unternehmen.«

»Kannst du doch. Wir werden es anzeigen.«

»Nein! Das *kann ich nicht*. Ich kann dieses Schwein nicht anzeigen, weil ...« Sie schüttelte den Kopf. »Er kennt mich, der Kerl. Aus einem der Clubs – er hat da gearbeitet, als Hausmeister. Ich habe Gänsehaut gekriegt, wenn ich

gesehen habe, wie er mich immer beobachtete. Er würde es zu seiner Verteidigung verwenden. Ich würde in den Zeugenstand gerufen werden, und sein beschissener Anwalt würde alle Welt darauf hinweisen, dass ich früher ...« Wütend wischte sie sich über die Augen. »Ich kann es ihnen nicht erzählen. Ich kann überhaupt nichts sagen.«

Sally klopfte nachdenklich mit den Fingernägeln an ihre Schneidezähne. »Es muss doch eine Möglichkeit geben. Wer ist es denn?«

»Du kennst ihn. Du wirst dich nicht an ihn erinnern, aber wir waren zusammen im Kindergarten. Ist das zu fassen? Kelvin Burford. Er ...«

Sie brach ab. Sally hatte sich vorgebeugt und starrte sie mit offenem Mund an. »Du machst doch keine Witze, oder?«

»Natürlich nicht – was hast du denn?«

»Du lieber Gott.« Sally stand auf. »Du lieber Gott. *Kelvin?*«

»Ja. Himmel Herrgott, Sally.« Zoë wischte sich die Tränen vom Gesicht und starrte ihre Schwester an. »Was zum Teufel hab ich denn jetzt gesagt?«

Zoë hatte das ganze Wasser und den Kaffee getrunken, und ihre Lebensgeister erwachten allmählich wieder, nachdem sie Kelvin von sich abgewaschen hatte. Sie trocknete sich ab und säuberte ihr Gesicht sorgfältig mit Kleenextüchern und Wattepad. Sie tupfte antiseptische Salbe auf die Platzwunden und zog dann einen Frotteebademantel an, der an einem Haken an der Tür hing. Das alles tat sie, ohne in den Spiegel zu schauen. Ab und zu öffnete sie die Tür einen Spaltbreit und spähte hinaus. Wohin um alles in der Welt war Sally verschwunden? Wieso kam sie nicht? Was zum Teufel hatte sie denn gesagt, das ihr einen solchen Schreck eingejagt hatte?

Nach einer ganzen Weile klopfte es an der Tür. Als Zoë öffnete, stand Sally da. Wortlos hielt sie ihr eine offene Flasche Wein und zwei Gläser hin. Sie sah sehr blass und ernst aus.

»Wein?«, fragte Zoë. »Um zwei Uhr nachmittags?«

»Ich habe beschlossen, Alkoholikerin zu werden. Nur für die nächsten paar Jahre.« Sie schenkte ein Glas ein und stellte es auf den Rand des Waschbeckens. »Das ist deins.«

Zoë nahm das Glas, setzte sich auf den Badewannenrand und betrachtete ihre Schwester. Etwas in ihrem Gesicht war verändert; sie war nicht mehr die Person, die ihr die Tür geöffnet und das Bad hatte einlaufen lassen. Als sei in den zehn Minuten ihrer Abwesenheit etwas Wichtiges passiert. »Komm schon, Sally. Was ist los?«

Einen Moment lang blieb es still. Dann zog Sally, ohne ihr in die Augen zu schauen, eine Handvoll Papiertücher aus der Tasche ihrer Strickjacke. Sie waren zerknüllt und schmutzig und mit Lippenstift beschmiert. Sally hockte sich auf den Boden, schob die Badematte zur Seite und breitete die Tücher sorgfältig nebeneinander aus. Buchstaben wurden sichtbar, ein Satz, der rückwärts geschrieben war. *Damit kommst du nicht davon. Mieses Stück.* Verständnislos schüttelte Zoë den Kopf. »Kapiert ich nicht. Was ist das?«

»Kelvin Burford. Das hat er auf den Sitz meines Wagens geschrieben.«

Zoë ging in die Hocke. Las die Worte noch einmal langsam. In ihrem Kopf begann es zu pochen. Der Lippenstift hatte die gleiche Farbe wie der, den Kelvin bei Lorne benutzt hatte. Dieses Detail war nicht öffentlich bekannt gegeben worden. Niemand wusste etwas von den Lippenstiftbotschaften. »Wie kommst du darauf«, fragte sie langsam, »wie kommst du darauf, dass es Kelvin war?«

»Weil ich in seinem Haus etwas gefunden habe. Heute Morgen.«

»Du warst heute Morgen da? Nein – *ich* war heute Mor...« Ihre Stimme versagte. »*Ich* war da, nicht *du*.«

»Ich aber auch. Als du kamst, war ich hinten im Haus. Hast du angeklopft?«

»Ja.«

»Da bin ich abgehauen.«

»Moment, Moment.« Zoë hob die Hand. »Jetzt mal langsam. Weshalb warst du da?«

»Er versucht, mich zu erpressen. Ich habe den Lippenstift gefunden, mit dem er das hier geschrieben hat. Entweder



will er mich erpressen oder mir so viel Angst einjagen, dass ich mich der Polizei stelle.«

»Du sollst dich der *Polizei* stellen?«

Sally sah ihre Schwester an und nickte. Sie sah traurig aus – entschlossen und tapfer, aber auch sehr traurig.

»Sally? Was zum Teufel ist hier im Gange? Was ist los?«

»Ich hab's getan.«

»Was getan?«

»David Goldrab. Du willst doch wissen, was mit ihm passiert ist, und ich sag's dir. Ich war's. Ich hab ihn umgebracht.«

»Ja, klar.«

»Im Ernst. Ich hab ihn umgebracht, und ich hab es nicht angezeigt. Obwohl ich es hätte tun sollen. Ich hab's gelassen. Und dann ...« Sie rieb sich nervös die Hände. »Ich musste den Leichnam loswerden.«

Zoë schnaubte. »Ich wünschte, ich wäre dabei gewesen. Ich hätte dir geholfen. Er ist ein Arschloch.«

»Nein, Zoë. Ich mein's ernst.«

Zoë wurde ganz still. Sie schaute ihrer Schwester forschend ins Gesicht. Die Augen hatten nicht mehr das ge-

wohnte sanfte Blau. Als hätten sie einen Sprung bekommen – wie Glaskugeln. In ihrem Blick lag etwas Hartes und Stolzes. Zoë lächelte zögernd und unsicher. »Sally?«

»Alle dachten, du wärst wirklich unabhängig und clever und gescheit. Tja, und mich haben immer alle für sanft und harmlos gehalten. Und für dumm. Aber wie sich zeigt, bin ich das alles nicht. Ich habe David Goldrab umgebracht und die ganze Sache vertuscht. Ich war's.«

»Nein. Nein. Das ist ...«

»Es war ein Unfall. So was wie ein Unfall. Er hat mich angegriffen, als ich bei ihm arbeitete. Ich war allein ... und es war keine Absicht. Aber getan hab ich's trotzdem.«

Zoë starrte sie an, und Sally starrte zurück. Durch das offene Fenster drang das beinahe elektronisch klingende Gezwitscher einer Lerche, die singend in die Höhe stieg. Zoë dachte an Jake the Peg und an Dominic Mooney. Sie dachte an Jason, der auf dem Sofa schlief. An Lieutenant Colonel Watling, an Captain Charlie Zhang und an die vielen Holzwege, auf denen sie gewesen war. Sie senkte den Kopf, drückte die Finger auf die Augenlider und versuch-

te, ein bisschen Klarheit in ihren Kopf zu bringen. Als sie sprach, klang ihre Stimme gepresst und unnatürlich hoch.

»Was hast du ... du weißt schon, wie hast du ihn ...«

»Ich hab ihn mit einer Nagelpistole umgebracht. Und dann hab ich ihn zerlegt. Ich weiß, es klingt wahnsinnig, aber es ist wahr.« Sie deutete mit dem Kinn zum Fenster.

»Da draußen?«

»Er ist in deinem *Garten*?«

»Nein. Er ist überall. Ringsherum auf die Felder verteilt.«

»O Gott.« Zoë fühlte sich sehr kalt und so verschlissen, dass sie fast durchsichtig und dünn wie Papier war. »Das ist verrückt. Das ist ...« Ihr fehlten die Worte. »Das soll wohl kein Witz sein«, sagte sie schließlich. »Du machst wirklich und wahrhaftig keinen Witz. Du meinst das alles ernst. Ja?«

»Ja.«

»Du hast so was noch nie getan?«

»Nein. Aber als es vorbei war, hat es sich gut angefühlt. Und mir geht es jetzt besser. Mit allem. Sieh mich an. Ich bin verändert.«

Es stimmte, dachte Zoë. Sie *war* verändert. Als hätten die Knochen, die ein Leben lang tief unter der weichen, makellosen Haut gelegen hatten, sich plötzlich ungeduldig dagegengedrückt. Die ganze Zeit hatte Zoë Angst gehabt, Goldrab könnte zurückkommen, während er in Wahrheit tot war. Mausestot. Und das hatte sie ihrer eigenen Schwester zu verdanken. Sie zeigte auf den Lippenstift an den Papiertüchern. »Das war auf deinem Autositz?«

»Auf dem Beifahrersitz.«

Zoë schob die Tücher mit der Fingerspitze umher. »Der kleine Junge, den wir im Kindergarten kannten?«, sagte sie nach einer Weile. »Kelvin? Den gibt es nicht mehr. Das weißt du, oder? Du weißt, dass er ein erwachsener Mann ist, und was immer ihm passiert sein mag, jetzt ist er gefährlich. Und schlimmer noch, er ist wahnsinnig.«

»Ich weiß.«

»Und dir ist klar, dass wir – komme, was da wolle – eine Möglichkeit finden müssen, ihn hinter Schloss und Riegel zu bringen? Ohne dass ich sage, was mir passiert ist, und ohne dass du sagst, was mit ... was mit Goldrab passiert ist.«

»Ja.«

»Es gibt ein paar Sachen in seinem Haus, die ihn mit Lorne in Verbindung bringen.«

»Könnten wir der Polizei keinen Tipp geben? Anonym? Kannst du das nicht?«

»Du kannst es. Aber es wird nicht einfach sein. Ich schätze, er wird die Sachen inzwischen versteckt haben – oder vernichtet, nachdem ich entkommen bin. Er wird wissen, dass die Polizei nicht weit ist.«

»Oh.« Sally war entgeistert. »Und was dann?«

»Ich weiß es nicht.« Zoë rieb sich den Knöchel. Nach dem Sprung vom Balkon tat er weh. »Noch nicht ganz. Aber ein paar Ideen habe ich schon.«

Ein seltsamer, stumpfer Himmel spannte sich über Kelvins Cottage. Als spüre die Welt, was sich dort verbarg, und als wolle sie es zudecken. Ein paar Krähen krächzten in den Linden am Weg, und der Mühlbach plapperte leise. Die beiden Frauen saßen in Sallys Ford Ka am oberen Ende des Weges neben Zoës Wagen, den sie am Morgen auf der Flucht zurückgelassen hatte. Sie konnten an der Hecke mit ihren zarten frischen Blättern vorbei zu Kelvins Cottage hinuntersehen. Es war verlassen.

»Das habe ich erwartet.« Zoë nahm die Sonnenbrille ab, die Sally ihr geliehen hatte, klappte die Sonnenblende herunter und überprüfte ihr Aussehen im Spiegel. Sie sah aus, als habe sie alles im Griff, doch Sally wusste, dass es Show war. Mit der Manschette ihrer Bluse – die auch Sally gehörte – betupfte sie eine Platzwunde an ihrer Lippe. Ein bisschen Make-up von Sally trug sie auch; Abdeckpuder

kaschierte die roten und blauen Blutergüsse, die auf ihrem rechten Wangenknochen erblühten. Schließlich schüttelte sie den Kopf, als stehe sie mit ihrem Aussehen auf verlorenem Posten, und klappte den Spiegel wieder hoch. »Für ihn ist die Kacke jetzt am Dampfen, weil ich überlebt habe. Das sollte nicht passieren. Ich sollte tot sein. Jetzt hat er Angst. Er ist auf der Flucht. Lornes Sachen sind da bestimmt nicht mehr drin. Und meine auch nicht.«

Sally nagte an der Unterlippe, beugte sich vor und ließ den Blick unruhig über die Szenerie wandern. Ein Apfelbaum am Ende von David Goldrabs Garten hatte seine Blüten verloren; die Blätter waren in schmutzig weißen Wolken über den Weg geweht und bildeten verschlungene Muster um Kelvins halbverfallene Garage. Die Sache gefiel ihr nicht. Ganz und gar nicht. Als er hier gewesen war, hier im Cottage, war ihre Angst wenigstens auf einen Ort beschränkt gewesen. Jetzt war sie überall – irgendwo da draußen. Wie ein freigesetztes Virus im Wind.

»Aber was ist mit den Fotos? Wenn er Beweismaterial gegen mich hat – Fotos oder sonst etwas –, das könnte doch immer noch da sein.«

»Ich schwöre dir, da ist nichts dergleichen in diesem Haus. Ich habe es durchsucht. Da waren Bilder ... aber nicht von dir. Überhaupt, wie hätte er das so schnell anstellen sollen? Er hätte ein Teleobjektiv gebraucht.«

»Bist du sicher?«

»Ich bin sicher. Ehrenwort.«

Sally rieb sich die Gänsehaut an ihren Unterarmen. »Also Plan B?«

»Plan B, genau. Wir müssen nur noch ein paar Kleinigkeiten erledigen. Komm, lass uns beeilen.«

Sie stieg aus, setzte sich in ihren Mondeo und startete den Motor. Sally folgte ihr mit dem Ka, und sie fuhren langsam zum Cottage hinunter. Oben in der Zufahrt parkten sie. Sie ließen die Türen offen und die Schlüssel im Schloss; wenn Kelvin doch wiederauftauchen sollte, könnte er nicht beide Autos auf einmal nehmen, und sie hätten ein paar kostbare Sekunden Zeit, mit dem anderen zu flüchten. So oder so – Zoë war sicher, dass er sich nicht mehr blicken lassen würde. Jedenfalls nicht hier.

Sie spazierten um das Haus herum und suchten nach einem Zugang. Aber er hatte schnell gearbeitet, und nach



Zoës Flucht hatte er alles mit Vorhängeschlössern gesichert. Sally hatte noch nie so viele Schlösser gesehen. Ein paar der Fenster hatte er zugenagelt, Haustür und Hintertür waren mit Brettern verrammelt, die Balkontür im ersten Stock ebenfalls. Sie fanden eine Garage, die bisher keiner von ihnen aufgefallen war. Zoë behauptete, Kelvin fahre einen Land Rover; sie hatte auf dem Revier angerufen und einen Zettel mit seinem Kennzeichen in der Tasche. Aber der Wagen war nicht da. Da war nur ein Ölfleck auf dem Boden, und draußen im Lehm waren Reifenspuren.

Zoë blieb vor dem Mühlenschuppen stehen, ging in die Hocke und zog an der verrosteten Kette, die durch das Gitter vor einem Loch geschlungen war. Sie zerrte an dem Vorhängeschloss, und es öffnete sich knirschend. »Zieh du dein Ding durch«, befahl sie Sally. Sie zog die Kette aus dem Gitter, hob es hoch und legte es zur Seite. »Ich sehe mich da unten um.«

Sie duckte sich, stieg in das Loch und verschwand. Sally sah ihr nach, und dann schaute sie sich in der Stille um, zog die Gummihandschuhe an, die Zoë ihr gegeben hatte, und fing an, mit der Forke, die sie mitgebracht hatten, zu gra-

ben. Der Boden war weich, wenn auch ein bisschen steinig, und bald hatte sie eine gelbliche Narbe aufgerissen. Sie wühlte die Blechdose aus der Tasche ihres Dufflecoats. Mit zitternden Fingern nahm sie den Deckel ab und kippte den Inhalt aus. Die Zähne hier zu vergraben war Zoës Vorschlag gewesen – eine ironische Wendung in Anbetracht dessen, dass Sally es am Vormittag nicht getan hatte, weil sie geglaubt hatte, Zoë würde etwas Besseres einfallen. Jetzt, da sie von den Vergewaltigungen wusste, hatte sie es sich anders überlegt. Kelvin hatte keine Fairness verdient. Zoë hatte nicht gefragt, woher Sally die Nerven gehabt hatte, David die Zähne zu ziehen, und wie sie es angestellt hatte, die Leiche ganz allein zu beseitigen. Oder ob da noch jemand im Spiel gewesen war. Aber Sally hatte das Gefühl, dass sie Bescheid wusste.

Sie pflügte mit dem Finger zwischen den Zähnen umher, damit sie sich ein bisschen mit der Erde vermischten. Dann schaufelte sie das Loch zu und deckte die Grassoden, die sie ausgestochen hatte, nachlässig wieder darüber. Beim Anblick dieser menschlichen Zähne mit ihren Füllungen und verletzlichen Wurzeln hatte sie nichts empfunden. Ab-

solut nichts. Du bist ein Monstrum, sagte eine Stimme in ihrem Kopf. Du bist zu einem Monstrum geworden.

»Leer.« Zoë stieg gebückt aus dem Loch und strich sich Spinnweben vom Kopf. »Nichts. Ein alter Eiskeller.« Sie rasselte mit dem Vorhängeschloss, öffnete und schloss es ein paar Mal. »Ich weiß nicht, ob dieses Ding beim letzten Mal offen oder zu war. Ich hab's nicht geprüft.«

Sally richtete sich auf, drückte sich die Hände ins Kreuz und bog sich leicht zurück, um die verspannten Muskeln zu dehnen. »Warum? Glaubst du, da war was drin?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht ja. Dann ist es jetzt weg. Mit dem Land Rover weggeschafft.«

»Was sollte das sein?«

Zoë klopfte sich den Staub von den Händen. Sie betastete vorsichtig ihre Nase und schaute hoch. Die Wolken, die sich den ganzen Tag über am Horizont herumgetrieben hatten, waren inzwischen fast unbemerkt über den Himmel gezogen und hatten sich zu einer dünnen, undurchsichtigen grauen Decke gedehnt. Die Lufttemperatur schien um ein paar Grad gesunken zu sein, fast so, als habe der Winter es

sich anders überlegt und komme zurück, um die Welt wieder in Besitz zu nehmen.

»Zoë?«

Sie sah Sally an, und ihre Augen waren sehr dunkel und ernst. »Nichts«, sagte sie. »Nichts, was dir Sorgen machen müsste.«

Es hatte einigen Mut gekostet, ihr Gesicht im Spiegel anzuschauen, aber zumindest war ihre Nase nicht gebrochen. Dessen war sie sicher, und als sie das Blut davon abgewaschen hatte, stellte sie fest, dass sie einfach nur dick aussah – als wäre sie so zur Welt gekommen: mit einer dicken Nase und kleinen Augen. An ihrer Oberlippe war eine Platzwunde, die konnte man jedoch auch für einen entzündeten Herpesinfekt halten. Trotzdem sah sie seltsam aus in Sallys Sachen. Sie waren zu kurz und in der Taille zu weit. Nach ihrem Besuch bei Kelvin hatten sich die beiden Frauen für eine Weile getrennt – Sally wollte mit Millie sprechen, und Zoë wollte nach Hause, um sich ein bisschen herzurichten, bevor sie sich wieder trafen und den nächsten Schritt ihres Plans in Angriff nahmen. Sie würden Philippa Wood besuchen.

Zoë parkte vor ihrem Haus, überprüfte den Sitz ihrer Sonnenbrille für den Fall, dass irgendwelche Nachbarn zu Hause waren, stieg aus und ging zur Haustür. Sie hatte den Schlüssel ins Schloss geschoben, als sie hinter sich eine Stimme hörte.

»Zoë?«

Sie drehte sich um und sah Ben den Weg heraufkommen.

»O nein«, murmelte sie. »Nicht jetzt.«

Sie trat schnell ins Haus, drehte sich um und wollte die Tür zuschlagen, aber er war schon da und drückte mit der Hand dagegen.

»Zoë? Wo zum Teufel hast du gesteckt?«

»Geht dich nichts an.« Sie versuchte, die Tür zu schließen, aber er lehnte sich mit der Schulter dagegen.

»Ich habe versucht, dich anzurufen.«

»Mein Telefon ist kaputt. Ich hab's fallen lassen. Bitte geh weg.«

»Nein. Ich will mit dir reden.«

»Ja, aber ich will nicht mit dir reden. Geh weg. Bitte, Ben. Bitte.«

»Erst, wenn du mir zugehört hast.«

»Ein andermal.«

Sie stemmte sich mit einem Fuß an die Fußleiste ihrer kleinen Diele und drückte mit ihrem ganzen Gewicht gegen die Tür. Ben tat das Gleiche auf der anderen Seite. Ein paar Augenblicke lang schwiegen beide und konzentrierten sich auf diesen Kampf. Dann kam Zoë ins Wanken, die Tür flog auf, und Ben marschierte erhobenen Hauptes herein und sah sich um, als sei er hereingebeten worden und fühle sich wie zu Hause.

»Das passt mir nicht.« Sie ging mit gesenktem Kopf an ihm vorbei. »Ganz und gar nicht.«

»Es tut mir leid. Lass mich nur reden. Mehr will ich nicht.«

Sie setzte sich an den Tisch, ohne die Sonnenbrille abzunehmen, und drehte den Kopf zur Seite, als schaue sie interessiert aus dem Fenster. Sie stützte einen Ellenbogen auf den Tisch und legte die Hand seitlich an ihr Gesicht, um ihm den Blick auf ihr Gesicht zu versperren.

»Ralph Hernandez ist es nicht gewesen.«

»Oh«, sagte sie dumpf. »Na, hurra. Woher weißt du das? Hat deine kleine Wahrsagerin ihre Kristallkugel befragt?«

»Nein. Er hat ein Alibi für den Abend. Ein Wildfremder hat ihn etwa um die Zeit gesehen, als Lorne ermordet wurde. Er war in Clifton und zog ernsthaft in Betracht, von der Selbstmörderbrücke zu springen. Davon hat er uns nichts gesagt, weil er nicht wollte, dass seine Eltern es erfahren. Katholiken. Er hat lieber gelogen und erzählt, er sei mit Freunden unterwegs gewesen, statt zu beichten, was Sache war. Seine Freunde haben ihm geraten zu lügen – sie haben ihm versprochen, es zu bestätigen.«

»Super. Danke, dass du es mir gesagt hast.« Sie winkte mit flatternden Fingern. »Bye.«

Er antwortete nicht. Das Schweigen zog sich in die Länge. Sie fühlte sich versucht, sich umzudrehen, aber sie wusste, dass er sie anstarrte.

»Es kommt mir schräg vor, so was zu deinem Hinterkopf zu sagen«, erklärte er schließlich, »aber ich werde es trotzdem sagen, und ich hoffe, es kommt an. Ich werde sagen, es tut mir leid. Alles.«

Sie zuckte gleichgültig die Achseln. »Es muss dir nicht leidtun. Wir leben in einem freien Land. Du schläfst, Ben,



mit wem du schlafen willst. Es war schön, als du es mit mir tun wolltest. Das hat sich geändert. Ende der Geschichte.«

»Es hat sich nicht geändert. Das ist es ja gerade. Ich wollte nie mit einer anderen als dir schlafen. Aber anders als du wollte ich, dass es ein bisschen mehr ist als ›Schwanz trifft Muschi‹. Ich wollte mehr als das. So was kommt natürlich bei dir gar nicht gut an.«

Zoë gab keine Antwort. Sie starrte aus dem Fenster auf die Autos, die draußen parkten.

»Aber ich habe wieder und wieder darüber nachgedacht, und von meinem Standpunkt aus habe ich kein Verbrechen begangen. Es ist nicht unrecht, mehr zu wollen, oder? Ich dachte immer, das ist es, was die Welt in Gang hält.«

»Das weiß ich nicht«, sagte sie trocken. »Jeder nach seinem Geschmack. Aber die Diskussion bringt sowieso nichts mehr, denn jetzt ist es zu spät.«

»Wegen Debbie, meinst du?«

»Miss Personality.«

»Ich bin nicht blöd, Zoë. Ich durchschaue sie.«

»Ach ja? Interessant. Und was siehst du dabei?«

Er seufzte. »Wahrscheinlich das Gleiche wie du. Man kann auf das, was sie sagt, nichts geben. Sie hatte keine Ahnung, wovon sie bei Ralph Hernandez redete, und jetzt stolziert sie auf dem Revier herum, als ob es ihr gehörte, und kreuzt in jeder Besprechung auf. Eine astreine Karrieristin.«

»Ach, das ist dir aufgefallen?«

»Und in Wirklichkeit stehe ich kein bisschen auf sie.«

»Dann hast du deine Sache aber gut gemacht, weißt du – mit einer zu schlafen, auf die du nicht stehst.«

»Weißt du nicht, was ein Wutfick ist?«

Jetzt hätte sie sich beinahe doch umgedreht. »Ein *was*?«

»Ich war wütend auf dich. Ich habe getan, was ich konnte, um nicht mehr an dich zu denken. Aber du bist in meinem Kopf, Zoë. Ich bringe dich da nicht raus. Ich wünschte, ich könnte es, aber ich kann es nicht.«

»Tut mir leid, dass mich das nicht stärker beeindruckt.« Sie schüttelte den Kopf. Ihr Nacken war steif und schmerzte, als hätte sie Fieber. »Aber wenn ich auf jemanden fixiert wäre, könnte ich zuallerletzt mit jemand anderem schlafen.«

»Na ja, ich bin ein Mann, und du bist eine Frau. Vielleicht verstehst du es deshalb nicht. Und woher zum Teufel willst du wissen, was du könntest und was nicht? Du warst in deinem ganzen Leben noch nie auf jemanden fixiert.«

Sie schwieg und biss die Zähne so fest zusammen, dass sie befürchtete, sie würden gleich zersplittern. »Bist du jetzt fertig?«, murmelte sie schließlich.

»Sieh mich an, Zoë.« Er setzte sich ihr gegenüber.

Sie drehte den Kopf noch weiter zur Seite, senkte ihn leicht und tat, als kratze sie sich am Scheitel.

»Sieh mich nur an. Ist das so schwierig? Komm schon.« Er langte herüber und griff nach ihrem Arm. Sie riss sich los, aber er beugte sich vor und packte sie noch einmal, und dabei streifte er die Sonnenbrille, sodass sie ein wenig verrutschte. Mit der freien Hand griff sie fummelnd herauf, um sie zurechtzurücken, aber er hatte es schon gesehen. Er kippte auf seinem Stuhl zurück. Es hatte ihm den Atem verschlagen. »Herr im Himmel. Was ist denn das?«

»Scheiße, Ben.« Sie blieb mit gesenktem Kopf sitzen und drückte sich die Sonnenbrille ans Gesicht. »Ich meine, Scheiße, ich habe dich gebeten, nicht hereinzukommen.«

»Was zum Teufel ist mit dir passiert?«

»Das ist nicht so wichtig. Wirklich – es ist nicht wichtig.«

Er schlug mit beiden Händen auf den Tisch und stand auf, sodass er sie überragte. »Doch, es *ist* wichtig, Zoë. Es *ist* wichtig. Ich *darf* mich für dich interessieren. Du kannst mir Handschellen anlegen und mir meine Rechte vorlesen, aber das *darf* ich.«

Sie spürte, dass sie zitterte, und plötzlich hatte sie einen kalten, harten Kloß in der Kehle. »Es gibt keinen Grund, sich so aufzuführen«, sagte sie in neutralem Ton.

»Erzähl's mir einfach. Wer hat das getan? Wo hast du es angezeigt?«

»Nirgends«, murmelte sie.

»Was?«

»*Ich habe gesagt, ich habe es nirgends angezeigt, okay?*«

Sie lehnte sich zurück und rieb sich verlegen die Oberarme. Sie würde wieder anfangen zu weinen, wenn sie nicht aufpasste. »Und ich werde es auch nicht tun. Ich sage doch dauernd, es ist nicht so wichtig. Bitte lass es gut sein.«

Ben schwieg eine ganze Weile. Dann zog er sein Telefon aus der Tasche. »Ich werde es anzeigen«, sagte er. »Wer immer das getan hat, mit dem muss ein Wörtchen geredet werden.«

»Nein!« Sie warf sich über den Tisch und wollte sich auf das Telefon stürzen.

Er drehte sich weg und hielt das Handy außer Reichweite. »Dann sag mir, wer es war. Sonst rufe ich an.«

»Bitte, Ben.« Sie würde jetzt ganz bestimmt anfangen zu weinen. »Mein Gott. Lass es einfach – bitte.« Sie schob ihren Stuhl mit lautem Scharren zurück und stand auf. Alles wurde ihr wie in einem Strudel aus der Hand gerissen und geriet außer Kontrolle. »Nur bitte, *bitte* ...«

»Bitte was?«

»Bitte tu's nicht«, flehte sie. »Ruf niemanden an.«

Sally fühlte sich wie ein zum Zerreißen gespannter Draht. Sie vibrierte vor Anspannung, und ihre Zähne klapperten beim Fahren, als friere sie. Die dunklen Wolken hingen noch tiefer und ließen einen feinen, fast unsichtbaren Nieselregen herabrieseln, aber als sie an der Schule ankam und die erleuchteten Fenster sah, hellte das ihre gedrückte Stimmung ein wenig auf. Die Schule sah so anheimelnd aus, so normal, dass es ihr beinahe die Kehle zuschnürte. Diese Normalität – die schlichten, nicht weiter bemerkenswerten Umstände geschlossener Türen, brennender Lampen, Mäntel an Haken und schmutziger Berge von Hockeystiefeln – würde es für sie vielleicht nicht mehr lange geben. Vielleicht war ihr dieses Reich für alle Zeit verschlossen.

Sie wählte Millies Nummer und erwischte sie in der Nachmittagspause. Sie könne sich für ein paar Minuten

hinausschleichen, sagte das Mädchen – niemand werde etwas merken. Sally wartete am Schultor und hielt ihren Schirm fest umklammert. Unwillkürlich sah sie sich auf der Straße um und vergewisserte sich, dass niemand ihr folgte. Sie war nicht gut darin, etwas zu verbergen – sie hatte keine Ahnung, wie andere Leute das machten.

»Hallo, Mum.« Millie strahlte, aber als sie das Gesicht ihrer Mutter sah, verging ihr das Lächeln. »Oh. Alles okay?«

»Ja. Bei dir auch?«

»Bei dir offensichtlich nicht. Was ist los?«

»Nichts.« Ihr Blick wanderte über Gesicht und Haar ihrer Tochter, und sie sehnte sich danach, sie in den Arm zu nehmen. Am liebsten hätte sie Millie gepackt und weggeschleppt, irgendwohin, weit weg. Sie schluckte angestrengt und fragte im Plauderton: »Wie ist der Test gelaufen?«

»Ach, beschissen. Ich hab die falschen Seiten im Buch gelernt. Blöd ...«

»Nach der Schule heute Nachmittag hast du Hausaufgabenbetreuung, stimmt's?«

»Ja, bis fünf. Warum?«

»Weil ich nicht möchte, dass du heute Abend allein nach Hause fährst. Ich rufe deinen Dad an; er soll dich abholen.«

»Kann er nicht. Er ist in London.«

»Dann Isabelle.«

»Die ist auf dieser Gymnastiktagung mit Sophie. In Liverpool. Aber das ist okay, Mum – ich nehme den Bus. Mach dir meinetwegen keine Sorgen, ich ...«

»Nein! Herrgott noch mal, würdest du bitte *zuhören*. Ich habe gerade gesagt, du wirst nicht allein nach Hause fahren.«

Millie klapperte erschrocken mit den Lidern. Einen Moment lang sagten sie beide nichts. Sallys plötzlicher Ausbruch machte sie verlegen. Hinter der Mauer hörte man das Quieken und Kreischen der anderen Schüler. Sie alle glaubten, sie seien erwachsen, dachte Sally, und sie glaubten zu wissen, was sie taten. Aber sie waren es nicht, und sie wussten es nicht. In Wirklichkeit waren sie noch Babys. Unvermittelt fuhr ein Auto vorbei und bremste kreischend, und Sally fuhr zusammen, als habe man auf sie geschossen.

»Mum?« Millie sah sie neugierig an. Misstrauisch. »Was ist los mit dir?«



»Nichts.«

»Dann hol *du* mich doch von der Schule ab, wenn du dir solche Sorgen machst. Hast du heute nicht früher Feierabend? Hast du doch meistens.«

»Ich gehe nicht zur Arbeit. Ich hab zu tun.«

»Du hast zu tun? Was musst du tun?«

»Ist doch egal.« Sally legte eine Hand an den Kopf und drückte fest zu. Sie dachte an Peter Cyrus' Mutter und verwarf den Gedanken wieder. Wen sonst konnte sie fragen? Wem sonst konnte sie vertrauen?

»Mum? Geht es um das, was wir heute Morgen besprochen haben? Geht es wieder um dieses Metalhead-Muppet? Warum hast du so viel Angst vor ihm?«

»Hab ich gar nicht. Es geht nicht um ihn. Bleib nach der Hausaufgabenaufsicht einfach in der Schule, ja? Ich Sorge dafür, dass jemand kommt und dich abholt.«

»Jetzt komm – da stimmt doch etwas nicht.«

»Es ist *alles* in Ordnung«, fauchte Sally. »Es gibt *kein* Problem, verdammt. Und jetzt frag mich bitte nicht noch einmal.«

Millie wich mit offenem Mund ein kleines Stück zurück. Einen Moment lang sah es aus, als wolle sie etwas sagen, und Sally trat einen Schritt vorwärts und wollte sich entschuldigen. Aber Millie machte auf dem Absatz kehrt, marschierte durch das Schultor zurück und ließ Sally im Regen stehen, zitternd unter ihrem Schirm.

Scheiße, dachte sie und suchte in ihren Taschen nach dem Autoschlüssel. Das Leben bekam wirklich immer mehr Ähnlichkeit mit der Hölle.

»Ich will das nicht.« Zoë zog die Vorhänge zu und schaltete die Deckenlampe ein. »Du zwingst mich dazu. Ich bitte dich – von Mensch zu Mensch. Versteh einfach, dass ich das nicht tun will.«

Ben saß auf dem Stuhl am Ende des Zimmers und nickte dumpf. »Ich verstehe dich, und ich schätze dich als Mensch, Zoë. Vielleicht mehr, als du dich selbst.«

Sie blieb vor ihm stehen, schnallte die Stiefel auf und schleuderte sie beiseite. Sie zog den Reißverschluss ihrer Hose herunter und stieg heraus. Ihr Slip lag noch bei Kelvin auf dem Boden; deshalb trug sie einen von Sally, der ihr zu weit war und um ihre Hüften schlotterte, als sie sich auszog. Sie zog ihn hoch, knöpfte ihre Bluse auf und warf sie auf den Boden, und dann trat sie einen Schritt zurück und ließ die Arme hängen. Sie kam sich grenzenlos lächerlich vor.

Ben beugte sich vor, stützte die Ellenbogen auf die Knie und sah sie mit erhobenem Kopf an. Mit ausdruckslosem Blick und leicht geöffnetem Mund betrachtete er ihr Gesicht, die geschwollene Nase, die Blutergüsse auf den Wangen. Seine Aufmerksamkeit wanderte herunter über die nackten, von Dornen zerkratzten Arme und zu den Striemen und Narben. Zoë streckte die Arme aus und seufzte. »Die hier.« Sie legte einen Finger auf die scheußliche Kruste, die von letzter Woche übrig geblieben war, als sie sich gekratzt hatte, nachdem er ihr gesagt hatte, dass er mit Debbie geschlafen hatte. »Die ist neu, die habe ich mir selbst zugefügt. Und die hier? Die sind älter, aber sie stammen auch von mir.«

Ben starrte sie fassungslos an.

»Das da.« Behutsam betastete sie einen neuen Bluterguss an ihrem Arm, und sie dachte an den Hass, der ihn verursacht hatte – an Kelvins Drang, ihr wehzutun. Sie fragte sich, wie ihr Leben sich dermaßen verkorkst hatte entwickeln können, dass sie auf den Gedanken gekommen war, sich so etwas selbst beizubringen. »Das stammt von heute Morgen.«

»Heute Morgen?«

»Als ich vergewaltigt wurde.«

Lange, sehr lange, war es still. Dann ließ Ben den Kopf sinken, legte die Hände an die Schläfen und verdrehte die Augen, als habe er die schlimmsten Kopfschmerzen seines Lebens. Einen Moment lang dachte sie, er werde aufstehen und gehen. Dann begriff sie, dass er lautlos weinte. Seine Schultern bebten. Nach einer Weile wischte er sich wütend mit der flachen Hand über das Gesicht und sah sie an. In seinem Blick lag so viel Trauer, so viel Bedauern, so viel Wut, dass sie sich abwenden musste.

Sie setzte sich an den Tisch, klemmte die Hände zwischen die Knie und starrte auf die blauen Flecken an ihren Oberschenkeln. Sie spürte jeden Zoll ihres geschundenen Körpers – das leise, aber durchdringende Stechen an all den Stellen, wo Kelvins Finger ihre Haut berührt hatten. Etwas knarrte – Ben stand von seinem Stuhl auf. Er kam zum Tisch, sank neben ihr in die Hocke und legte die Hände sanft auf ihre Knie.

»Nein.« Sie schüttelte den Kopf. »Du brauchst nicht nett zu mir sein. Das ertrage ich nicht.« Ihre Kehle wollte sich

nicht so weit öffnen, dass sie es erklären konnte. »Es ist schon in Ordnung. Ich meine, es ist ja nicht deine Schuld. Woher solltest du wissen, dass ich der jämmerlichste Mensch auf Erden bin?«

»Das stimmt nicht. Das ist doch nicht deine Schuld.«

Sie schüttelte den Kopf und biss sich auf die Lippe. Eine einzelne Träne kam aus ihrem Auge und rollte über die Wange. »Ben«, sagte sie mir großer Mühe, »du wirst mir zuhören müssen. Und du wirst mir verzeihen müssen.«

Als Sally immer noch zitternd vor der Schule ins Auto stieg, trat eine Gestalt im Regenmantel und mit hochgeschlagener Kapuze aus dem Schatten der Schulmauer auf sie zu. Es war Nial. Er sah merkwürdig aus, entschlossen, aber zugleich nervös. Er sah sich um, als wolle er sich vergewissern, dass niemand hinter ihm war, und dann kam er eilig heran.

»Mrs. Cassidy?« Er beugte sich herunter, spähte durch das Fahrerfenster herein, hob die Faust und tat, als klopfe er an die Scheibe. »Kann ich Sie sprechen?«

Sally drehte das Fenster herunter. »Nial? Was gibt's?«

»Ich kann sie mitnehmen. Ich hab den Bus hier. Er steht um die Ecke.«

Sie starrte ihn an. Das Gel in seinem Haar und die Art, wie er seine Krawatte knotete, ließen ihn nicht erwachsen

und cool aussehen, sondern noch jünger und kleiner. Noch unzulänglicher.

»Was ist?«, fragte er.

Sie schüttelte den Kopf. »Nichts. Das wäre sehr nett von dir. Ich hole sie dann bei euch ab. Gegen sieben.«

Sie wollte das Fenster wieder schließen, aber er hustelte höflich. »Äh ... Mrs. Cassidy?«

»Was?«

Er biss sich auf die Lippe und schaute sich wieder um, als sei er sicher, dass ihn jemand belauschte. »Millie hat ...«

»Was hat Millie?«

»Soll ich ehrlich sein? Verraten Sie ihr nicht, dass ich es Ihnen gesagt hab, aber sie hat Angst.«

»Sie hat *Angst*? Dafür gibt es doch keinen Grund.«

»Sie sagt, Sie benehmen sich verrückt, und sie hat sich in den Kopf gesetzt, dass Sie von jemandem bedroht werden. Wollen Sie deshalb nicht, dass sie allein nach Hause fährt?«

»Wie um alles in der Welt kommt sie denn darauf?«



»Ich weiß es nicht. Aber sie hat den ganzen Vormittag über nicht aufgehört, davon zu reden. Sie glaubt, jemand ist hinter Ihnen her.«

»Hör zu, Nial. Millie braucht sich keine Sorgen zu machen, weder meinetwegen noch aus irgendeinem anderen Grund. Das einzige Problem ist, dass ich um fünf nicht hier sein kann, um sie abzuholen. Das ist alles. Sonst gibt es keine Probleme.«

»Okay.« Er klang nicht überzeugt. »Mrs. Cassidy«, sagte er schließlich, »ich weiß nicht, was bei Ihnen los ist, aber eins kann ich Ihnen sagen. Wenn *jemals* einer versuchen sollte, Millie etwas anzutun ...« Betrübt schüttelte er den Kopf, als bedaure er, so etwas sagen zu müssen, »... dann müsste er vorher an mir vorbei. Nichts und niemand wird an sie herankommen, solange ich da bin.«

Sally lächelte gezwungen und griff zum Zündschlüssel. Seine Heldennummer machte sie ungeduldig. Er war zu jung, um die Wahrheit wirklich begreifen zu können und eine Vorstellung von der furchtbaren, überwältigenden Realität eines Kelvin Burford zu haben.

»Danke, Nial«, sagte sie freundlich. Sie war müde. Sehr müde. »Danke. Ich hole sie vor sieben wieder ab.«

Seit Zoës letztem Besuch war in Lornes Zimmer nichts angerührt worden. Das merkte sie an der reglos lastenden, eingeschlossenen Luft. Hier fehlte Bewegung, menschlicher Atem. Sie schob die Sonnenbrille über die Stirn nach oben, kniete sich hin, öffnete die untere Schublade und hob die Kleidungsstücke Lage um Lage heraus. Es war nach sechs, und der Regen war über die Stadt hinweggezogen. Von den hübschen Bäumen vor Lornes Fenster tropfte das Wasser. Dahinter lag die Einfahrt, und an ihrem Ende wartete Sally in ihrem kleinen Ka. Sie hatte Zoë hergefahren, und jetzt war sie ebenso erpicht wie Zoë, diese Phase der Operation ohne Fehler zu bewältigen. Sally, die kleine Sally, die keineswegs willensschwach und verwöhnt war, wie sich zeigte, sondern tougher und gescheiter, als Zoë je vermutet hätte. Und dann – du lieber Gott –, *dann* war da noch Ben.

Trotz allem, was bei Kelvin passiert war, wurde ihr ein bisschen weicher ums Herz, wenn sie an Ben dachte. Er war ... ja, was war er? Zu gut, um wahr zu sein? Ein Mensch, den sie nicht mit einem sarkastischen »Ja, ja« beiseiteschieben konnte. Bei ihr zu Hause hatte er, statt zu reden und Fragen zu stellen, einfach dagesessen, sie in den Armen gehalten, das Kinn auf ihren Scheitel gelegt und sich die ganze Geschichte angehört. Alles. Und danach, als sie erwartet hatte, jetzt werde er verlegen hüsteln, steif murmelnd versprechen, dieses Geheimnis für sich zu behalten, und ihr raten, vielleicht über eine Therapie nachzudenken, war er achselzuckend aufgestanden, hatte den Wasserkocher eingeschaltet und gesagt: »Okay, haben wir noch Zeit für eine Tasse Tee, bevor wir den Drecksack festnageln?« Jetzt war er irgendwo mit dem Auto unterwegs nach Gloucester, mit einer Liste von Kelvins bekannten Kontakten in der Tasche. Sie seufzte. Bei allem, was sie in der Welt falsch gemacht hatte – wie hatte es so leichtfallen können, es diesmal richtig zu machen?

Sie schloss die Schublade und öffnete die nächste. Sie fand Bücher und dahinter ein paar Kleinigkeiten, auf die

Pippa bei ihrer hastigen Bestandsaufnahme nach Lornes Verschwinden sicher nicht weiter geachtet hatte. Einen BH und einen Slip schob sie zur Seite; Lornes Unterwäsche war gefunden worden, und so war beides nicht zu gebrauchen. Sie betrachtete eine graue Schirmmütze mit Strassbesatz – nein, zu auffällig, jemand würde sich daran erinnern, wenn sie eine solche Mütze getragen hätte. Dann sah sie ein orangegelbes Seidentuch.

Sie setzte sich auf die Fersen und legte das Tuch über ihre Knie. Es hätte an dem Nachmittag, als Lorne das Haus verließ, unter ihrer pinkfarbenen Fleece-Weste gesteckt haben können, ohne dass es jemand bemerkt haben musste. Auffallend genug war es – nicht wie etwas, das man einfach so im nächstbesten Kaufhaus mitnahm, sondern eher ein Teil, das man aus dem Urlaub mitgebracht hatte. Sie warf einen Blick auf das Label. »Sabra Dreams« stand darauf. »Made in Morocco«. An der Pinnwand über dem Schreibtisch hing ein Foto von Lorne auf einem Familienurlaub in Marrakesch. Pippa würde sich daran erinnern, dass sie das Tuch gekauft hatte.

Zoë steckte es in die Jackentasche und zog den Reißverschluss zu. Sie schloss die Schublade, klappte die Sonnenbrille herunter und kehrte zurück nach unten. Pippa sah aus wie bestellt und nicht abgeholt. Als warte sie ständig auf irgendetwas.

»Haben Sie gefunden, was Sie suchen?«

»Ich wollte mich nur noch einmal umsehen. Ich dachte, ich hätte etwas übersehen. Aber ich hab mich geirrt.« Sie blieb an der untersten Stufe stehen und starrte Pippa an.

»Was ist?« Pippa klapperte töricht mit den Lidern. »Was ist denn?«

»Ich weiß nicht. Ich glaube, ich hab mich gefragt ...«

»Was?«

»Ich sollte Sie das nicht fragen. Es gehört sich nicht, aber ich möchte es trotzdem wissen. Ich möchte wissen, was Sie für die Person empfinden, die das getan hat.«

Pippa verzog entnervt das Gesicht. »O bitte – noch einen Vortrag über Vergebung ertrage ich nicht. Ich werde ihm nicht vergeben. Ich weiß, dass es falsch ist. Ich weiß, dass es im Widerspruch zu allen Idealen steht, die ich zu haben glaubte. Aber so etwas passiert einem, und dann will man

nur, dass er stirbt. Dass er stirbt, ohne eine letzte Botschaft zu hinterlassen. Ohne eine Henkersmahlzeit und ohne dass er jemandes Hand halten darf. Daran musste ich immer wieder denken – dass sie niemandes Hand halten konnte, als sie starb. Und jetzt will ich, dass seine Mutter genauso empfindet wie ich. Wenn ich dafür in der Hölle schmoren muss, soll mir das recht sein. Es ist das, was ich empfinde.«

Zoë nickte. Pippa hatte den Namen nicht ausgesprochen, aber sie glaubte offenbar immer noch, dass Ralph ihre Tochter ermordet hatte.

Als Ben mit Zoë zum Revier gefahren war, um eins der Mobiltelefone der Einheit als Ersatz für das zu holen, das bei Kelvin geblieben war, hatten sie sich durch die Hintertür in Bens Büro geschlichen und eine kurze Datenbankrecherche zu Kelvin durchgeführt. Das Resultat hatte ihnen den Atem verschlagen. Immer wieder war er wegen geringfügiger Verstöße festgenommen worden. Schon vor seinem Eintritt ins Militär – etwa um die Zeit, als Zoë auf Weltreise gewesen war – hatte er sich als Alptraum für die Polizeibehörden erwiesen. Wieder und wieder hatte er mit schrillen Warnsirenen darauf hingewiesen, dass er gefähr-

lich war. Aber wieder und wieder war er wegen irgendwelcher Formalien auf freien Fuß gesetzt worden. Erstaunlicherweise war ihm sein Waffenschein erst nach der Geschichte in Radstock entzogen worden. Bis dahin hatte er uneingeschränkten Zugriff auf eine Schrotflinte vom Kaliber 12 gehabt. Wenn Pippa Schwierigkeiten hatte, Ralph zu vergeben, was würde sie dann sagen, wenn sie von Kelvin hörte und erfuhr, dass das komplette System sie im Stich gelassen hatte?

»Tut mir leid«, sagte Zoë schließlich. »Tut mir leid, wie das alles gelaufen ist.«

»Mir auch, Zoë. Mir auch.«

Müde stand sie auf und öffnete die Tür. Zoë zog den Reißverschluss ihrer Jacke hoch und setzte die Kapuze auf, obwohl es nicht regnete. Pippa legte ihr eine Hand auf den Arm und betrachtete ihr Gesicht. Die geschwollene Nase und die roten Striemen auf den Wangenknochen. »Zoë? Läuft irgendeiner jemals wirklich gegen eine Tür?«

»Aber andauernd.«

»*Ich* noch nie. Im ganzen Leben noch nicht.«

»Dann waren Sie auch noch nie so betrunken wie ich.«



Pippa versuchte zu lächeln, doch was dabei herauskam, sah verzerrt und traurig aus. Mitleiderregend. Zoë zog sich die Kapuze fester um den Kopf und tat, als habe sie mit dem Reißverschluss zu kämpfen. Dann hob sie zum Abschied die Hand und ging eilig den nassen Weg hinunter. Das Tuch steckte wohlbehalten in ihrer Tasche.

Der Regen hatte aufgehört, und die Wolken waren abgezogen, aber die Sonne war fast untergegangen, und ihr flüssiges orangegelbes Licht zerfloss über den Häusern und Kirchen auf den Höhen oberhalb von Bath. Es war kalt. Sally zog ihren Dufflecoat fester um die Schultern und beobachtete, wie Zoë den Weg vom Haus der Woods herunterkam. Sie hatte die Kapuze hochgeschlagen und die Sonnenbrille abgenommen. Ihr Gesicht war nackt im Zwielflicht. Die Blutergüsse und die Nasenschwellung waren in den letzten zwei Stunden schlimmer geworden, aber sie sah nicht mehr ganz so zerbrochen aus. Es war, als sei irgendetwas in ihr wieder heil.

Sie stieg in den Wagen und schlug die Tür zu. »Alles okay?«

»Ja«, sagte Sally.

»Gut. Du kannst jetzt fahren. Zur Hauptstraße hinauf und dann links, dicht am Kanal entlang. Ich sage dir, wo du anhalten sollst.«

Sally ließ den Motor an und fuhr aus der Einfahrt hinaus in den abendlichen Verkehr. Zoë zog ihre Jacke aus und wühlte in den Taschen. Sie legte sich einen Plastikbeutel auf den Schoß und breitete ein orangegelbes Tuch darauf aus. Dann durchsuchte sie ihre Jacke noch einmal, förderte einen kleinen Ziploc-Beutel zutage und öffnete ihn. Er enthielt ein mit Sperma gefülltes Kondom.

»O Gott«, brummte Sally.

»Na, schau nicht hin, wenn du es nicht verkraften kannst.«

»Ich kann es verkraften. Ich kann es.«

»Mach die Heizung an.«

Sally drehte die Heizung voll auf und konzentrierte sich auf den Verkehr. Ab und zu warf sie einen Seitenblick auf ihre Schwester, die konzentriert auf der Unterlippe kaute, während sie das Kondom aufknotete und den Inhalt sorgfältig auf dem Tuch verteilte. Dann faltete sie das Tuch zu-

sammen, rieb die Hälften aneinander und legte es auf die Plastiktüte auf dem Boden vor der Heizung.

»Ekelhaft.« Sie warf das Kondom wieder in den Ziploc-Beutel und wischte sich mit ein paar feuchten Tüchern die Hände ab. »Ekelhaft.«

Sie lehnte sich zurück, strich sich das Haar aus den Augen und schob den Sitz zurück, damit sie die Beine ausstrecken konnte. Sie war so groß, dachte Sally, und ihre Beine waren unglaublich – so lang und so stark. Wenn Sally solche Beine mitbekommen hätte, um damit durchs Leben zu gehen, hätte sie die Welt genauso bei den Hörnern genommen, wie Zoë es getan hatte. Sie hätte keine Angst davor gehabt. Sie hätte alles getan, was auch ihre Schwester getan hatte, und sie hätte nichts davon bereut. Wenn sie es doch nur irgendwie erklären könnte – dass sie stolz auf alles gewesen wäre. Sogar auf das Pole Dancing. Um so was zu tun, brauchte man wirklich Mut.

»Es wird alles gut«, sagte Zoë plötzlich. »Jetzt wird alles gut.«

»Woher weißt du das?«

Mit einem kleinen, verwunderten Lächeln schüttelte Zoë den Kopf. Das Scheinwerferlicht der entgegenkommenden Wagen flackerte auf ihrem Gesicht. »Es ist einfach so.«

Der abendliche Verkehr war sehr dicht. Sogar die Straßen, die am Kanal entlang in die Stadt zurückführten, waren verstopft, und sie brauchten fast eine halbe Stunde bis zu der Bushaltestelle, die Lorne an dem Abend benutzt hatte, als Kelvin sie überfallen hatte. Mit Taschenlampen suchten sich die beiden Frauen ihren Weg durch das Dickicht zum Kanal. Stoßverkehr herrschte nicht nur auf den Straßen; auch der Leinpfad am Kennet and Avon Canal diente als Ausfallstrecke aus der Stadt hinaus. Büroangestellte düsten dort nach Dienstschluss mit dem Fahrrad entlang, den Anzug brav im Rucksack verstaut. Aber als die beiden Schwestern am Leinpfad ankamen, war die Rushhour bereits vorbei und der Weg leer. Man hörte nur noch die Geräusche der Leute auf den Booten, die sich ihr Abendessen zubereiteten.

Sie gingen schnell und mit gesenktem Kopf. Der Tatort war zwei Tage zuvor wieder freigegeben worden, und als sie näher kamen, sahen sie im nassen Gras ein paar durch-

weichte Blumensträuße, die braun durch das Zellophan schimmerten. Zoë sah sich kurz um, und dann verließ sie den Leinpfad und verschwand knisternd im Unterholz. Ein paar Schritte vor einer von tropfenden Ästen und Nesseln umgebenen natürlichen Lichtung blieben sie stehen. Ein mit Blumen umflochtenes Kreuz war an einen Baum vor ihnen genagelt. Sally starrte es an. Das dürften die Woods dort angebracht haben. Die Familie, die ein Loch im Herzen hatte.

»Das wird einem Kriminaltechniker eine Unmenge Ärger einbringen.« Zoë holte das Tuch aus der Tasche. »Gern tu ich das nicht.«

»Einem Kriminaltechniker?«

»Die Spurensicherer, die diesen Tatort abzusuchen hatten. Wenn das hier klappt, werde ich eine Menge Karma zurückgeben müssen.« Zoë nagte an der Unterlippe und ließ den Blick über die Lichtung wandern. Dann deutete sie mit dem Kopf zurück zum Leinpfad. »Du bleibst da. Behalte den Kanal im Auge. Wenn sich jemand nähert, ruf nicht, sondern komm einfach zu mir. Dann gehen wir da vorn raus, zwischen den Bäumen hindurch. Okay?«

»Okay.«

Sally blieb stehen, schob die Hände in die Taschen und schaute auf dem Pfad hin und her. In den Pfützen spiegelten sich die Lichter der Boote. Hinter ihr bahnte Zoë sich einen Weg durch das Unterholz. Sie hatte einem Kollegen aus ihrem Team anvertraut, was sie vorhatten. Sein Name war Ben. Er wusste nichts über das, was mit David Goldrab passiert war – das würde für alle Zeit das Geheimnis der beiden Schwestern bleiben –, aber er wusste, was Kelvin mit Zoë und mit Lorne gemacht hatte. Sally war ein bisschen wohler bei dem Gedanken, dass noch jemand mit-half. Nicht, dass Zoë das nicht auch ganz allein geschafft hätte. Sie drehte sich um und sah sie auf der Lichtung; sie stand auf Zehenspitzen und hängte das Tuch über einen Ast. Auf jeden Fall hätte sie es auch allein geschafft. Ein paar Augenblicke später kam sie zu Sally zurückgestapft und wischte sich unterwegs die Hände ab.

»Jemand vorbeigekommen?«

»Nein.«

»Ich glaube nicht, dass es noch mal regnet.« Zoë schaute zum Himmel, und sie machten sich auf den Rückweg zum

Wagen. Es war noch leicht bewölkt. Der Mond schickte ein kühles, diffuses Licht herunter, das alle Konturen monströs hervortreten ließ. »Ich glaub's wirklich nicht.« Sie holte ihr Telefon aus der Tasche und drückte auf eine Taste. »Aber ich muss Ben Bescheid sagen, damit sichergestellt ist, dass jemand es so schnell wie möglich findet.«

Sally ging weiter und beobachtete ihre Schwester aus den Augenwinkeln. Sie spürte, dass Ben für Zoë mehr war als ein vertrauter Freund.

Die Verbindung war hergestellt, und sie hörte eine Männerstimme – Ben, nahm sie an –, die aufgeregt klang. Sie verstand die Worte »Ich wollte dich eben anrufen«, aber dann kam etwas Unverständliches, und Zoë blieb wie angewurzelt stehen. Auch Sally machte halt und drehte sich zu ihrer Schwester um.

»*Bist du sicher?*«, fragte Zoë leise. Ihr Gesichtsausdruck war vollständig verändert. »Hundertprozentig?«

»Was ist?«, zischte Sally. »Was ist los?«

Zoë wedelte nur mit der Hand, um sie zum Schweigen zu bringen. Sie wandte sich ab und ging ein paar Schritte zurück, und dabei schob sie sich einen Finger ins Ohr, um



besser hören zu können, was Ben sagte. Sie lauschte eine Zeitlang und stellte dann mit leiser Stimme ein paar kurze Fragen. Als sie das Gespräch beendet hatte, kam sie im Laufschrift zu Sally zurück und winkte sie zum Wagen.

»Zoë?« Sally trabte neben ihr her. »Was ist?«

»Ben ist in Gloucester Docks.«

»Und?«

»Kelvin hat einen Kumpel da, einen Freund vom Militär, dem ein Kahn gehört, der dort liegt.«

»Ein Kahn?«

»Wir haben von Anfang an nach einem Hausboot gesucht. Wir dachten, dass an dem Abend eins hier war. Es *muss* dasselbe sein. Es ist verschlossen. Ben wartet auf die Unterstützungseinheit der Gloucester Police, damit sie es aufbricht, aber ...«

»Aber?«

»Er glaubt, da ist jemand drin. Ich glaube, wir haben ihn gefunden. Ich glaube, wir haben Kelvin gefunden.«

Sally fuhr in hohem Tempo mit Zoë auf dem Beifahrersitz den Lansdown Hill hinauf. Sie trommelte mit den Fingern auf das Lenkrad, und ab und zu warf sie einen Blick auf die Uhr am Armaturenbrett und versuchte auszurechnen, wie lange es dauern würde, nach Gloucester zu kommen. Viel Verkehr war inzwischen nicht mehr. Sie würde weniger als zehn Minuten brauchen, um Millie bei den Sweetmans abzuholen und Zoë bei ihrem Wagen abzusetzen. Mit etwas Glück und Rückenwind würde Zoë dann innerhalb von einer Stunde in den Docks sein können.

Zoës Gedanken überschlugen sich. War das Wohnboot in der Nacht des Mordes an Lorne einfach davongetuckert? Sie durchstöberte ihr Gedächtnis und versuchte zu entscheiden, ob der Kennet and Avon Canal Verbindung nach Gloucester hatte. Sie wusste es nicht – aber sie erinnerte sich, dass die Gloucester Docks nicht einmal eine Meile

weit vom Rotlichtbezirk Barton Street und Midland Road entfernt waren. Ob Kelvins »Freund vom Militär« das Foto von dem Leichenberg im Irak gemacht hatte? Und was – *was* – würde auf dem Boot sein? Ihre Hand wanderte immer wieder zu der Tasche mit ihrem Telefon; sie wollte Ben anrufen, denn ganz gleich, wie sie sich das Hausboot vorstellte, immer sah sie ölige Kringel von Blut auf dem Wasser davontreiben. Sie wollte ihm sagen, er solle vorsichtig sein und warten, bis sie da wäre.

Sally blinkte links und bog in Isabelles lange Einfahrt ein. Zoës Telefon klingelte, und sie erschrak und riss es aus der Tasche. Es war Ben. »Alles okay bei dir?«

»Ja.« Er klang gehetzt. Erregt. Sie hörte, dass er zu Fuß unterwegs war. Der Verkehr, der an ihm vorbeirauschte, klang nach einer städtischen Hauptstraße. »Aber, Zoë, wo bist du? Bist du schon losgefahren?«

»Ich hole nur noch meine Nichte ab. In fünf Minuten bin ich bei meinem Wagen, und dann fahre ich los.«

»Nein. Komm nicht nach Gloucester.«

»Was?«

»Er ist nicht hier.«

»*Scheiße.*« Enttäuscht ließ sie sich auf dem Sitz zurück-sinken und warf Sally einen Seitenblick zu, als sie durch die Zufahrt holperten. »Nicht da«, sagte sie leise. »Nicht da.«

»Wieso nicht?«

»Wieso nicht, Ben?«

»Das Unterstützungsteam aus Gloucester hat die Tür eingetreten. Sein Kumpel war an Bord, voll wie hundert Russen, aber er hat Kelvin seit Wochen nicht gesehen. Der Kahn war nicht mal in der Nähe von Bath; er hat Gloucester seit über einem Jahr nicht mehr verlassen, und das hat der Hafenmeister bestätigt. Also bin ich noch mal zu der Sache mit dem Telefon zurückgekehrt. Du weißt doch, ich konnte über sein Mobiltelefon nichts in Erfahrung bringen, weil ich dazu eine Vollmacht vom Superintendent brauchte. Na ja, jemand bei British Telecom schuldete mir noch einen Gefallen, und ...«

»Und?«

»Burford hat heute Mittag mehrmals eine Nummer in Solihull angerufen. Wie sich rausstellt, wohnt da seine Schwester.«

»In Solihull? Das dauert – wie lange – vierzig Minuten, um hinzukommen, wenn man über die ...«

Sie brach ab. Sally fuhr langsamer, und die Scheinwerfer hatten einen Wagen erfasst, der nachlässig schräg vor ihnen in der Zufahrt parkte. Einen Land Rover.

»Das ist komisch«, fing Sally an. »Ich dachte, Isabelle wäre nicht da ...«

»Stopp!«

Sally trat hart auf die Bremse. Sie starrte durch die Frontscheibe auf den schlammbespritzten Land Rover. Zoë gab ihr hektische Winkzeichen. »Zurück.« Sie drehte sich um und schaute aus dem Heckfenster. »Zurück. Mach schon.«

Sally rammte den Schalthebel in den Rückwärtsgang, und der Wagen schoss ruckartig zwanzig Meter zurück und rumpelte über Schlaglöcher und Grasbankette. Bens Stimme kam blechern aus dem kleinen Telefonlautsprecher. »Zoë? Was ist los?«

»Da rein. *Fahr da rein*. Schnell.«

Sally holperte noch zehn Meter weiter zurück und bugsierte den Wagen hinter eine Reihe Lorbeerbüsche. Sie

stellte den Motor ab und schaltete die Scheinwerfer aus. Zoë beugte sich vor und spähte die Zufahrt hinunter.

»Zoë?«

Wie betäubt hob sie das Telefon hoch. Eine gehörige Ladung Adrenalin ballte sich in ihrer Brust zusammen. »Ja.«

»Alles okay?«

»Mit uns ja«, sagte sie dumpf. »Aber hör zu. Ich glaube wirklich nicht, dass Kelvin in Solihull ist.«

Das Haus der Sweetmans war groß – eine viktorianische Monstrosität, dreigeschossig und mit einem Türmchen auf dem Dach. In einigen Parterrezimmern brannte Licht, und ein Fenster stand offen. Zoë lehnte sich aus dem Beifahrerfenster und nahm sämtliche Details in sich auf. »Isabelle kennt Kelvin nicht.« Sie drehte das Fenster hoch und sah ihre Schwester an. »Oder?«

»Nein.«

»Tja, aber das ist ein Land Rover. Das ist das Kennzeichen, das ich heute Nachmittag vom Polizeicomputer bekommen habe.«

Sally suchte ihr Telefon. Sie war blass geworden. »Isabelle kennt er nicht, aber Millie.«

»Er kennt *Millie*? Woher?«

Sie drückte eine Kurzwahltaste und hielt das Telefon ans Ohr. »Sie war mal nachmittags bei seinem Haus.«

»Was zum Teufel hatte sie da zu suchen?«

»Sie ist einmal mitgekommen, als ich bei David gearbeitet habe, aber Kelvin kannte sie vorher schon. Sie und die andern sind früher öfters zu ihm gegangen. Ich glaube, sie haben ihn geärgert. Peter und Nial und Sophie und Millie. Und Lorne wahrscheinlich auch. Sie haben alle ...«

Sie legte einen Finger an die Lippen. Offenbar hatte sich jemand gemeldet. Sie öffnete den Mund, um etwas zu sagen, und klappte ihn wieder zu. Sie schloss die Augen und presste die Finger an die Stirn. »Äh, Millie«, sagte sie nach einer Weile, »hier ist Mum. Ich bin bei Nial. Du musst mich augenblicklich anrufen, wenn du diese Nachricht bekommst. Augenblicklich.« Sie trennte die Verbindung und schob den Daumennagel zwischen ihre beiden Schneidezähne. »Mein Akku ist dauernd leer. Ich wollte immer einen neuen kaufen.«

Zoë starrte Sally an. »Sally? Hast du gerade gesagt, sie haben Kelvin *geärgert*? Und Lorne war auch mit dabei?«

»Ja. Warum?«

Zoë wandte sich ab und schaute wieder zu dem Land Rover hinauf. Was wäre, dachte sie, wenn Lorne den Mann



gar nicht in den Clubs kennengelernt hatte, sondern durch Millies Clique in den Tagen, als sie zu seinem Cottage zogen, um ihn zu hänseln? Sie konnte sich vorstellen, dass jemand wie Peter Cyrus so etwas tat – und sie konnte sich Kelvins Wut vorstellen. *All like her*. Bezogen diese Worte sich vielleicht auf alle Mädchen in dieser Clique? *Alle wie sie*? Die Botschaft in Sallys Wagen hatte auf dem Beifahrersitz gestanden – wo Millie gesessen hätte. Also war sie vielleicht an Millie gerichtet gewesen und gar nicht an Sally.

»Scheiße«, zischte sie. »Ruf Nial an.«

»Was?«, fragte Sally wie betäubt. »Sorry?«

»*Tu's einfach*. Jetzt gleich.«

Mit zittrigen Fingern blätterte Sally im Telefonverzeichnis ihres Handys, bis sie die Nummer gefunden hatte. Sie wählte.

»Schalte den Lautsprecher ein.«

Sally gehorchte, und dann saßen die beiden Schwestern Kopf an Kopf da und beobachteten das blinkende Display. Es klingelte vier Mal, dann nahm jemand ab.

Sie hörten ein gedämpftes Geräusch am anderen Ende. Dann atmete jemand, und sie hörten ein Wort, das mit schwerer Zunge gesprochen wurde, sodass sie es nicht verstehen konnten. Es war eine Männerstimme.

»Nial?«, flüsterte Sally entsetzt. »Nial?«

Wieder hörten sie jemanden atmen und ein Geräusch, das klang, als stoße etwas Weiches gegen ein Glas. Dann wurde die Verbindung unterbrochen. Sally sah ihre Schwester an.

»Was war das für ein Geräusch?«, fragte sie leise, und sie hatte Tränen der Angst in den Augen. »Was zum Teufel war das?«

»Scheiße.« Zoë schlug mit beiden Händen auf das Armaturenbrett und ließ den Kopf nach hinten fallen. »Heilige Scheiße, das kann doch nicht wahr sein!« Sie drehte sich um und schaute hinauf zur Hauptstraße. Gloucester war gut vierzig Meilen weit entfernt. Ben würde frühestens in einer Stunde hier sein. »Okay. Denken wir nach.« Unter keinen Umständen würde sie die Polizei rufen. Sie sah es geradezu vor sich, wie Kelvin von ein paar Spezialisten der Unterstützungseinheit abgeschleppt wurde und alles hinaus-

posaunte, was er über sie und Sallys Beziehung zu David Goldrab wusste. Sie durchsuchte ihre Taschen. Den Teleskopschlagstock hatte sie in ihrem Wagen gelassen. In ihrer Lederjacke war nur die kleine CS-Gas-Sprühdose, die alle Polizisten bei sich trugen. »Wo hat diese Familie ihr Werkzeug?«

Aber Sally stand unter Schock. Sie war weiß geworden und fing an zu zittern. »Das bedeutet, Kelvin hat sie«, sagte sie, und ihr war anzuhören, dass sie kurz vor dem Nervenzusammenbruch stand. »Alle beide.«

»Nein.« Zoë schüttelte den Kopf. »Das bedeutet es durchaus nicht.«

»Doch, das bedeutet es. Das weißt du. Millie geht nicht an ihr Telefon. Das bedeutet, er hat ihr etwas angetan. Ruf die Polizei.«

»Sally.« Zoë packte ihre Schwester beim Arm. »Reiß dich zusammen. Du weißt, warum ich nicht die Polizei rufe. Ben ist unterwegs, und wir schaffen das. Wir können es.«

»O Gott.« Sally schlug die Hände vor das Gesicht. »O Gott, ich kann es nicht.«

»Wir *können* das. Du musst mir jetzt zuhören. Okay? Wir brauchen Werkzeug. Wo soll ich suchen?«

»Da ist eine Garage, aber ...« Sie wedelte unbestimmt mit der Hand nach hinten. »Im Kofferraum. Da ist bestimmt auch welches. O Gott, er wird sie umbringen.«

Zoë stieg aus. Die Wärme, die sich am Tag angesammelt hatte, strahlte jetzt in den offenen Himmel hinauf, als wolle sie die Sterne erreichen. Hier unten war es eisig kalt. Wirklich und wahrhaftig eisig kalt. Sie ließ die Wagentür weit offen und ging lautlos nach hinten, und immer wieder warf sie vorsichtige Blicke hinauf zu den Lichtern im Hause Sweetman, die zwischen den Bäumen hindurchschimmernten. Zu hören war inmitten dieser einsamen Felder nichts außer dem unbestimmten Summen der Autos auf der fernen Straße. Aber in ihren Ohren klang das seltsam schlagende Geräusch im Hintergrund des Telefonats immer noch nach. Was zum Teufel war das gewesen?

Rasch durchstöberte sie den Inhalt des Kofferraums. Ein paar Heimwerkerwerkzeuge: ein Kugelhammer, eine Schere mit langen Griffen, ein Meißel. Ein kleines Beil.

»Hier.« Sie nahm den Hammer für sich und brachte Sally das Beil, die es dumpf in Empfang nahm und es anstarrte, als habe sie keine Ahnung, woher es kam und wie es den Weg zu ihr gefunden hatte.

»Jetzt ruf mich mit deinem Telefon an. Auf meiner Dienstnummer.«

Sally gehorchte zitternd. Zoë fischte ihr Diensthandy aus der Tasche, und als es klingelte, drückte sie auf die grüne Taste. »Leg nicht auf, lass die Verbindung stehen. So werden wir miteinander kommunizieren.« Sie schob das Telefon in die Tasche ihrer Fleeceweste. »Jetzt hör mir zu. Konzentrier dich. Ist es absolut ausgeschlossen, dass Isabelle wieder da ist? Oder ihr Mann?«

»Ja. Er ist in Dubai, und sie – ich weiß es nicht. Ich weiß es nicht, ich kann mich nicht erinnern, aber sie ist meilenweit weg.«

»Wo ist der Hauptwohnbereich?«

»Hinten. Die Küche.«

»Was ist im ersten Stock?«

»Ich w-weiß es n-nicht. Vier Schlafzimmer, glaube ich. Das vordere auf der linken Seite ist Nials, und das da rechts

gehört Sophie. Dazwischen ist ein Bad.« Mit hölzerner Miene schaute sie das Beil in ihrer Hand und das Telefon an, das immer noch mit Zoës verbunden war. »Was passiert jetzt, Zoë? Was machen wir?«

»Ich gehe jetzt ins Haus. Die Telefonverbindung lassen wir bestehen. Was immer du tust, sprich nicht mit mir. Egal, was passiert. Aber hör genau zu. Wenn es sich anhört, als wäre ich in Schwierigkeiten, wird sofort alles abgeblasen. Dann rufst du sofort die Polizei. Das ist die einzige Möglichkeit. Um den Rest kümmern wir uns dann später.«

»O mein Gott.« Sally schüttelte den Kopf und klapperte laut mit den Zähnen. »O mein Gott o mein Gott o mein Gott.«

Im Laufe ihrer zwei Jahre in Uniform und auch noch gelegentlich beim CID hatte Zoë hunderte von Hausdurchsuchungen gemacht, ohne zu wissen, was sie erwartete. Sie wusste nicht mehr, wie viele Treppen sie mit der CS-Gas-Sprühdose in der erhobenen Hand hinuntergeschlichen war, wie viele Kofferraumdeckel sie hatte aufschnappen lassen, ohne zu wissen, was ihr da vielleicht entgegenspringen würde. Immer war sie ruhig und gefasst gewesen und hatte nicht mit der Wimper gezuckt – nicht einmal, als ein Crack-Junkie sie in einem Parkhaus in St. Jude's angesprungen hatte, der mit einer Spritze vor ihrem Gesicht herumfuchtelte, mit kreischender Stimme von Gott und dem Teufel und Polizeifotzen redete und fragte: *Wie riecht deine Muschi, Bitch?* Nicht einmal das hatte sie aus der Fassung gebracht. Doch heute Abend hatte sie das Gefühl, sie trete vor Gottes Angesicht. Oder vor das des Teufels. Und

es war, als laste der ganze Himmel auf ihr und drücke ihr die Luft aus der Lunge.

Das Erste, was sie bemerkte, als sie sich dem Haus näherte, war, dass die Haustür offen stand. Nur einen Spaltbreit – ein winziger Streifen des Teppichs in der Diele war zu sehen. Mit dem Rücken zur Hauswand sank sie in die Hocke. Irgendwie hatte sie sich vorgestellt, das Haus werde verschlossen und verriegelt sein und nicht einladend offen. Immer wieder dachte sie an dieses furchtbare Geräusch – als klatsche jemand ein Stück Fleisch an hartes Glas.

Vorsichtig reckte sie den Hals und spähte um die Ecke durch die Tür. Jetzt sah sie einen Schirmständer und einen Tisch. Sie streckte eine Hand aus und drückte die Tür auf. Die Diele war leer. Drinnen rührte sich nichts. Das einzige Geräusch war das elektronische Summen eines Kühlschranks, das aus der letzten Tür links kam. Dort war die Küche, hatte Sally gesagt.

Sie holte das Telefon hervor und flüsterte hinein. »Antworte mir nicht, Sally. Ich bin an der Haustür. Von drinnen höre ich nichts. Ich gehe jetzt rein und bin dann im Erdgeschoss. Du fängst jetzt an, langsam zu zählen. Ich melde



mich wieder, bevor du bei dreihundert bist. Wenn nicht, rufst du die Polizei.«

Sie steckte das Telefon wieder ein, stand auf und stellte sich in die Tür. Sie straffte entschlossen ihre Schultern. So drang man nicht in ein fremdes Gebäude ein, aber seit Polizeischule und Uniform schien ein Menschenleben vergangen zu sein, und sie hatte Mühe, sich die Routine wieder zu vergegenwärtigen. Sie hielt die Gassprühdose auf Armeshöhe vor sich und machte zwei Schritte in die Diele hinein. Wartete. Machte noch zwei Schritte. Dann schob sie den Kopf durch die Wohnzimmertür, sah sich schnell um und fuhr zurück. Da war nichts, nur eine Menge Tische und Stühle, die umeinander herumstanden, als führten sie ein stilles Gespräch in Abwesenheit der Eigentümer. Dann das Musikzimmer – ebenfalls leer.

Sie schloss die Türen – so viel hatte sie von ihrer Ausbildung noch in Erinnerung: *Geklärte Räume sofort schließen* – und ging weiter durch die Diele, schaute in die Zimmer, schaltete Licht ein, schloss die Türen, und als sie im hinteren Teil des Hauses angekommen war, strahlte das Erdgeschoss in hellem Licht. Sie hob das Telefon an den Mund.

»Bisher nichts«, murmelte sie. »Ich gehe jetzt die Treppe hinauf. Fang wieder von vorn an zu zählen.«

Die Treppe knarrte, obwohl sie die Füße am Rand der Stufen aufsetzte, wo sie nicht nachgeben konnten. Das Haus war alt, es hatte Macken und Beulen und die Narben eines ganzen Lebens. Auf dem Treppenabsatz schwang eine chinesische Papierlaterne unter der Decke langsam hin und her in dem Luftzug, den Zoë mitbrachte. Hier waren sechs Türen. Sie arbeitete sie der Reihe nach ab, drückte sie mit der Fußspitze auf, wenn sie fast geschlossen waren, und hielt das Reizgas hoch, wenn sie aufschwangen. Jedes Mal ließ sie das Licht brennen und schloss die Tür. Erst im letzten Zimmer – es gehörte Nial – fand sie einen Hinweis auf Millie. Auf dem Bett lagen ein Paar Mädchen-Laufschuhe und ein Pullover mit Millies Namen eingestickt auf dem inneren Etikett. Zoë hob ihn auf und ging wieder nach unten.

Die Küche war eine Middleclass-Küche, wie man sie in Bath oft sah, mit Schränken, die in einem stumpfen Bleigrün gestrichen waren, und Gartenblumen in schlichten Milchglasvasen auf jedem Fensterbrett. Eine Flügeltür

führte hinaus in den Garten, der durch die spiegelnden Fensterscheiben nicht zu sehen war. Auf der Arbeitsinsel aus gebleichter Eiche in der Mitte der Küche standen zwei Schulrucksäcke mit dem Namen »Kingsmead«. In einer offenen Dose mit der Aufschrift »Kekse« lag ein einsames Plätzchen, und in der Spüle standen zwei Kaffeetassen. Darüber tropfte der Wasserhahn und untermalte die Stille mit seinem regelmäßigen *plink-plink*.

»Du kannst jetzt hereinkommen«, sagte sie ins Telefon.  
»Hier ist niemand.«

Sie ging zum Tisch, auf dem zwei offene Dosen Stella Artois standen. Sie hob eine hoch und schüttelte sie. Bier schwappte gluckernd darin. Die Dosen waren eben erst hingestellt worden. Genau wie das Essen auf dem legendären Geisterschiff, der *Marie Celeste*. Sie sah eine kleine Tür neben dem Kühlschrank und öffnete sie mit dem Fuß: ein Hauswirtschaftsraum mit Spülbecken, einer Waschmaschine und dem üblichen Durcheinander – Wischmopps und Eimer in der Ecke, eine Gartenschere an einem Wandhaken. Die Tür, die hinten hinausführte, erregte ihre Aufmerksamkeit. Sie stand offen.

Zoë ging hin und stieß sie ganz auf. Eine Stufe führte hinunter auf eine Terrasse. Die weite schwarze Fläche dahinter musste ein Rasen sein. Er war umgeben von Bäumen, deren mächtige, tintenschwarze Wipfel den Himmel verdeckten. Ihre Äste bewegten sich fast unmerklich vor den blauen Wolken. Einen Moment lang blieb sie in der Tür stehen und lauschte in die Nacht hinaus. Sie hörte nur das leise Rascheln der Bäume und das Tröpfeln des Wasserhahns hinter ihr.

Von hier aus war es nicht weit bis zu Pollock's Farm. Eigentlich musste der Garten daran angrenzen. Sie war oft genug dorthingerufen worden, um es zu wissen. Beim letzten Mal hatte dicker Herbstnebel über dem Land gelegen; an dem Tag war der Leichnam des alten Pollock herausgeholt worden, und die Männer hatten Schutzanzüge getragen, weil er schon so stark verwest war. Sie hatte sich geschworen, nie wieder zu diesem gottverlassenen Ort zurückzukehren. Man hielt sich dort zu keiner Zeit gern auf, aber an einem Abend wie heute schon gar nicht.

Sie ging zurück in die Küche und stieß mit dem Fuß an einen Gegenstand. Es war ein Handy, sah sie. Sie bückte

sich und hob es auf. Ein schwarzes Nokia. Sie drückte auf die Einschalttaste. Nichts geschah. Der Akku war leer. Sie drehte es um und sah, dass das Gehäuse zerbrochen war.

»Zoë?«

Sie schrak zusammen. Sally stand mit bleichem Gesicht in der Küchentür. Ihre Hände zitterten, und sie hielt das Beil umklammert.

»Alles okay«, sagte Zoë. »Hier ist niemand.«

Sallys Blick huschte durch den Hauswirtschaftsraum. Sie biss die Zähne zusammen und sah aus, als sei sie zum Zerreißén angespannt.

»Leg das Beil hin«, sagte Zoë. »Leg es hin.«

Langsam ließ sie das Beil sinken. »Das ist ihrer«, sagte sie und starrte den Pullover an, den Zoë in der Hand hielt. »Sie hat nur diesen. Ohne ihn wird sie frieren.«

Zoë hielt ihr das Handy entgegen. »Und das?«

Sally beugte sich vor, um es anzusehen. Sie zuckte zusammen, als sie sah, was es war, und schloss die Augen, und sie streckte eine Hand zur Wand aus, als werde sie gleich in Ohnmacht fallen.

»Sally? *Sally*? Komm – reiß dich zusammen.«

Sally blinzelte. Sie sah das Gesicht ihrer Schwester dicht vor sich. Das kleine Hauswirtschaftszimmer hinter ihr verschwamm. Sie dachte an Millie auf der Tarotkarte, Millie mit dem verwischten, verschmierten, zerstörten Gesicht. »Es tut mir leid«, sagte sie, und ihre Stimme klang unendlich weit weg. »Es tut mir leid. Ich hab's völlig vermasselt.«

»Ruf Nial an.«

Isabelle hatte recht gehabt; die Tarotkarte war eine Warnung, aber es war nicht um Jake gegangen, sondern um das hier: Vor diesem Abend war sie gewarnt worden.

»Hey«, zischte Zoë. »Hast du gehört? Du sollst ihn anrufen.«

»Ja. Ja.« Sie zerrte ihr Telefon aus der Tasche und versuchte zu wählen, doch ihre Finger wollten ihr nicht gehor-

chen. Sie schienen meilenweit weg zu sein – viele Meilen weit weg, als wären ihre Arme sehr lang.

»Gib her.«

Zoë riss ihr das Telefon aus der Hand, schaltete den Lautsprecher ein und wählte Nials Nummer. Der Ruf ton klang fern und einsam wie ein Teil der unsichtbaren dunklen Welt da draußen, der durch diesen winzigen Kanal zu ihnen drang. Diesmal nahm niemand den Ruf an. Es klingelte vier Mal. Fünf Mal. Dann schaltete sich die Mailbox ein.

Zoë schüttelte den Kopf. Sie schaltete den Telefonlautsprecher ab und wählte die Nummer noch einmal, aber diesmal steckte sie das Telefon in die Tasche und presste es fest an ihre Hüfte. Sie tat einen Schritt hinaus auf die Terrasse und richtete den Blick fest auf die Bäume.

»Was ist?«, fragte Sally leise. »Was machst du da?«

Zoë legte einen Finger an den Mund. »Hör doch.«

Sally kam zu ihrer Schwester und lauschte in die atemlose Nacht hinaus. Jetzt hörte sie es auch – ein Telefon klingelte leise in der Dunkelheit, irgendwo weit hinter den Bäumen am Ende des Gartens. Aber gerade, als sie dachte, sie habe die Richtung identifiziert, hörte es auf. Wieder die

Mailbox. Sofort zog Zoë das Telefon aus der Tasche und wählte noch einmal. Wieder wehte das gespenstische Klingeln durch die Dunkelheit heran.

»Pollock's Farm«, murmelte Zoë.

Sally sank noch mehr in sich zusammen. Sie dachte an das endlose verlassene Ackerland, die verrosteten Landwirtschaftsmaschinen, an den Steilhang und das einsame Haus an seinem Fuße, wo ein Mann Woche um Woche gelegen hatte und langsam verwest war. »O Gott, nein«, flüsterte sie. »Sie sind da. Nicht wahr?«

»Komm, wir gehen.«

Sie warfen noch einen Blick in die Garage und fanden eine große Handlampe mit gummibezogenem Griff, wie Steve sie für Sally gekauft hatte – eine halbe Ewigkeit schien seitdem vergangen zu sein. Zoë schaltete sie ein, um zu sehen, ob die Batterie noch gut war, und ein blendend weißer Lichtkreis ließ die beiden Frauen blinzeln. Mit einem Segeltuchgurt hängte Zoë sich die Lampe um den Hals, und dann gingen sie umher und sammelten ein, was sie tragen konnten. Zoë hatte den Hammer im Gürtel, das CS-Gas in der Gesäßtasche und einen großen Vorschlaghammer, mit



dem man Zaunpfähle in den Boden schlug, in der rechten Hand. Sally hatte einen Meißel in der Jackentasche und das Beil in der Hand. In der anderen hielt sie eine Kindertaschenlampe, die mit einem Dynamo betrieben wurde. Sie konnte ihr Zähneklappern nicht unterdrücken, und ihre Knochen waren weich wie Wachs; sie hätte alles dafür gegeben, sich einfach hier auf dem Boden zusammenzurollen und so zu tun, als passiere das alles gar nicht. Aber wenn man das Denken nicht ertragen konnte, musste man handeln. In Bewegung bleiben.

Sie machten sich auf den Weg zu dem Bauernhof. Zoë ging mit geradem Rücken voran, und der Strahl der großen Lampe flirrte zwischen den Bäumen hindurch, die sich über den Weg bogen und ihre Äste über ihnen zusammenschoben. Auf der linken Seite erstreckte sich dieser Wald bis Hanging Hill, auf der rechten reichte er fast eine Meile weit bis zu den Vororten von Bath mit ihren Wohnhäusern, Sportplätzen und einem Rugby-Club, dessen geisterhaft weiße Torpfosten über die Hecke ragten. Als der Wald lichter wurde, blieben die Frauen stehen. Zoë knipste die Lampe aus, und sie standen stumm da und betrachteten das,

was vor ihnen lag. Die Felder waren heller als der Wald, und die welken Überreste der letzten Ernte lagen wie ein Dunst auf dem Land. Hier und da lagen die Schatten ausgerangierter Landmaschinen und ausgebrannter Autokarosserien. Am hinteren Ende hoben sich die dunklen Umrisse alter, verfaulender Silage-Ballen vor dem Horizont ab, stumm und still wie schlafende Ungeheuer. Dahinter, unsichtbar für jeden Ahnungslosen, war der Steilhang zum Steinbruch.

Zoë zog das Telefon aus der Tasche und wählte die Nummer noch einmal. Diesmal war das Klingeln viel lauter, und woher es kam, war klar. Das Telefon klingelte hinter den Silage-Ballen. In dem Steinbruch, wo Pollocks Haus stand.

Der Mond befreite sich von seiner Wolkendecke, als sie das Ackerland überquerten, und einen Moment lang war es so hell, als ständen sie unter einem riesenhaften Scheinwerfer, zwei einsame Gestalten, die im Gehen lange blaue Schatten warfen. Abgestorbene Getreidehalme raschelten unter ihren Füßen. Sie gingen durch das Gatter am oberen Rand des Steinbruchs und stützten sich mit den Händen an den Bäumen ab, um das Gleichgewicht zu behalten, als sie auf dem Zickzackpfad durch das dichte Gehölz den Steilhang hinunterstiegen. Unten angekommen, blieben sie stehen. Der Talboden erstreckte sich still und ruhig vor ihnen. Rechts stand das Haus. Es lag im Dunkeln, aber das Mondlicht beleuchtete seine Umrisse und spiegelte sich in den zerbrochenen Fenstern im Obergeschoss.

Wieder wählte Zoë Nials Nummer. Es dauerte eine Weile, dann klickte es, und die Verbindung war da. Diesmal

war das Klingeln so nah, dass sie beide zusammenzuckten. Es kam aus dem Haus und wehte durch die kalte Luft wie ein Flehen. Es klingelte fünf, sechs Mal, dann schaltete sich der Anrufbeantworter ein.

»Los«, flüsterte Zoë. »Weiter.«

Sie gingen hintereinander und mit gesenktem Kopf weiter. Die Rückseite des Hauses war nur wenige Schritte von der Felswand des Steinbruchs entfernt – als sei es von oben heruntergefallen und wundersamerweise hier unten aufrecht gelandet. Es war verputzt und hatte ein Dach, doch seit Zoë das letzte Mal hier gewesen war, war es von Speedjunkies benutzt worden, und jetzt sah es aus, als hätte die Army es für Manöverzwecke gebaut: Die Türen waren bis auf das Mauerwerk herausgerissen, und auf dem rissigen Zementboden, auf dem es stand, glitzerte eine große Regenpfütze, aus der Unkraut wuchs. Alles war mit Graffiti übersät, sogar die Felswand dahinter. In manchen Fenstern waren Gitter, aber die meisten waren herausgebrochen und lagen verrostet auf dem Boden.

Die beiden Frauen gingen an der Seite des Hauses mit dem Rücken zur Wand in die Hocke, und Zoë wählte die

Nummer noch einmal. Sie hielten den Atem an und lauschten. Das Klingeln kam aus dem Erdgeschoss, irgendwo aus dem hinteren Bereich. Zoë drückte die rote Taste und steckte das Telefon wieder ein. Sie hielt den Atem an und spitzte die Ohren. Jetzt hörte sie noch etwas anderes, und es kam aus dem gleichen Teil des Hauses. Es war das Geräusch, dieses rhythmische Geräusch, das sie am Telefon gehört hatten. Als werde etwas Weiches gegen hartes Glas geschlagen.

Sie wischte sich über die Stirn. »Herrgott noch mal.«

»Hey«, flüsterte Sally unvermittelt, »wir müssen weiter.«

Zoë warf ihr einen kurzen Blick zu. Sallys Blick war klar und ihr Gesicht bemerkenswert gefasst, was Zoë ein wenig Kraft gab. Es dauerte einen Moment, aber dann nickte sie und nahm den Hammer und die Lampe. »Komm.«

Zusammen schlichen sie am Haus entlang, und an der Ecke blieben sie stehen, nur drei Handbreit neben der Haustür. Zoë lehnte den Hinterkopf an die Mauer, atmete ein paarmal tief durch, kreiselte dann um die Ecke und schob den Kopf durch die Tür. Sofort wich sie wieder zurück.

»Ist da was?«

Zoë schüttelte den Kopf. »Aber ich kann nicht gut sehen«, flüsterte sie. »Ist zu dunkel. Ich muss die hier benutzen.« Sie fuhr sich mit der Zunge über die Lippen, schaute nach unten und legte den Bereitschaftsschalter der Lampe um. »Das wird jeden blenden, der da drin ist. Allerdings nur für ungefähr zwanzig Sekunden. Und dann wissen sie, dass wir hier draußen sind. Bist du bereit?«

Sally drückte mit den Fingern auf ihre Augenlider. Sie war bleicher als ein Gespenst, doch sie nickte. »Ja, wenn du es auch bist.«

Sie sprangen um die Ecke in den Eingang, Zoë hielt die Lampe hoch und leuchtete ins Haus, und die beiden Frauen spähten hinein und machten im Geiste einen Schnappschuss von dem, was vor ihnen war. Die Diele reichte von der Haustür bis ans hintere Ende, mit zwei Türen auf der linken Seite. Sie war völlig leer, und nur an manchen Stellen der Wände hingen noch Reste von Putz. Auf dem Boden lagen die Überreste eines Teppichs, aber sie waren so verfault und feucht, dass sie eher wie Schlamm aussahen, übersät von kleinen Pfützen. So manche Party musste hier

stattgefunden haben; leere Flaschen und Bierdosen lagen überall herum, und neben der Hintertür war etwas Großes zu erkennen. Zuerst hielt Zoë es für einen zusammengerollten Teppich oder einen halb mit Laub bedeckten Haufen Kleider, aber dann sah sie, dass es ein Mensch war. Sein Hemd war halb über den Rücken hinaufgerutscht, und man sah lange Schrammen, aus denen das Blut in die Sitzfläche seiner Jeans gelaufen war.

Sie knipste das Licht aus und drückte sich mit dem Rücken flach gegen die Wand. Sally tat das Gleiche, und sie standen schwer atmend und mit geschlossenen Augen da, um zu verdauen, was sie gesehen hatten.

»Das ist er«, flüsterte Sally. »Das ist Nial.«

»Ja.«

Er hatte auf der Seite gelegen und ihnen den Rücken zugewandt, sodass sie sein Gesicht nicht gesehen hatten, aber er war es ohne Zweifel. Die Verletzungen auf dem Rücken konnten nur daher kommen, dass er den Steilhang heruntergefallen war. Vielleicht war er mit letzten Kräften durch die Hintertür ins Haus gekrochen. Zoë schaltete das Licht wieder ein und leuchtete die beiden Türen an, um sicher zu

sein, dass Kelvin nicht irgendwo stand. Dann richtete sie den Lichtstrahl auf die Gestalt am Ende des Flurs und sah eine leichte Bewegung.

»Nial?« Sie wölbte die Hand zu einem Trichter vor dem Mund und rief flüsternd durch die Diele. »Nial? Alles okay? Wo ist Millie?«

Nials Hand hob sich. Anscheinend versuchte er, ihnen zuzuwinken. Es konnte ein bestätigendes Winken sein, es konnte auch eine Warnung sein, oder er versuchte, sie zu Millie zu dirigieren. Die Hand blieb ein, zwei Sekunden lang in der Luft und fiel dann wieder herab. Sein Bein zuckte, als er versuchte, sich zu ihnen herumzurollen, aber die Anstrengung war zu groß. Er gab auf und lag einfach langsam atmend da, und sein schmaler Brustkorb hob und senkte sich.

*Zapp zapp zapp.* Das Geräusch kam durch die zweite Tür. *Zapp zapp zapp.*

Zwei Schweißtropfen rollten unter Zoës Haaransatz hervor. Das war das Zimmer, in dem der alte Pollock gefunden worden war.

*Zapp zapp zapp.*



Jetzt wäre sie beinahe durchgedreht. Sie drückte sich um die Ecke, presste hechelnd den Rücken an die Wand und wäre am liebsten weggerannt. Sie hob die Hände vor das Gesicht und versuchte, ruhiger zu atmen. Langsamer. Ein, aus. Ein, aus. Sie hatte sich so lange zusammengenommen. Sie konnte es schaffen. Sie konnte es.

»Zoë?«

Eine kühle Hand auf ihrer Schulter. Sie schaute zur Seite. Sally stand dicht neben ihr, mit ruhigem, glattem Gesicht. Behutsam wand sie ihrer Schwester die Lampe aus den steifen Fingern.

»Es ist okay.« Sie schaute Zoë in die Augen. »Wirklich, es ist okay. Mir geht's gut. Ich habe keine Angst. Überhaupt keine Angst.«

Auf dem Weg durch die Felder, den Felshang hinunter und zum Haus war mit Sally etwas passiert. Das Ding, das da seit Wochen in ihr herangewachsen war, hatte endlich die Oberfläche erreicht. Es war dieses Ding gewesen, das Nein zu Steve hatte sagen können, als er ihr Geld angeboten hatte und als er aus Seattle nach Hause hatte kommen wollen. Es war dieses Ding, das fähig gewesen war, Jake an jenem Abend in Twerton immer weiter zu filmen und David Goldrab in eine Million Stücke zu zerschneiden. Es hatte keine Haut, aber scharfe Zähne und das lange Gesicht eines Drachen, und soeben hatte es sich von der alten Sally losgerissen und sie absolut ruhig und konzentriert zurückgelassen.

Sie würde da hineingehen und Millie herausholen. Ganz einfach.

Sie inspizierte die Handlampe, bewegte den Schalter hin und her und überprüfte ihn sorgfältig. Dann packte sie das Beil mit der anderen Hand und legte es auf die Schulter wie ein Holzfäller. Mit festem Blick und langsam klopfendem Herzen betrat sie die Diele und ging mit knirschenden Schritten über das Glas bis zu der Tür, durch die das Geräusch drang.

Sie schob den Kopf um den Türrahmen, kühl und ohne Hast. Die Lampe brauchte sie nicht; der Mond schien durch das Fenster gegenüber und beleuchtete das Zimmer, das feucht und dreckig aussah. Es war voll von alten Möbeln; sie sah eine Anrichte, ein Sofa, das jemand anzuzünden versucht hatte, und eine kaputte Stehlampe, die schräg an der Wand lehnte. Zerrissene, geschwärzte Vorhänge hingen vor dem Fenster, das zu der Felsflanke hinausging. Auf der anderen Seite der gesprungenen Scheibe, gespenstisch vom Mondlicht beleuchtet, war das dunkle, ovale Gesicht eines Mannes. Kelvin. Er schlug monoton mit dem Kopf gegen die Glasscheibe. Sally zuckte nicht zurück, sondern blieb wie angewurzelt in der Tür stehen und starrte ihn an. Er sah sie nicht an. Er nahm sie gar nicht zur Kenntnis, so

leer und abwesend war sein Blick in seinem brutalen Bestreben, ins Haus zu kommen.

Er sah kleiner aus, als sie erwartet hatte. Offenbar kniete er dicht vor dem Fenster, und seine Hände waren unsichtbar unter dem Sims. Wie sie sich sein Gesicht auch immer vorgestellt haben mochte – verschlagen oder böseartig –, sie sah nichts dergleichen. Sein Gesicht war stumpf. Schlaff. In diesem Augenblick stand ihr Entschluss fest. Sie würden ihn töten. Sie hatte David Goldrab umgebracht, aber das hier würde einfacher werden. Viel einfacher.

»Was ist los mit ihm?« Zoë war hinter ihr herangeschlichen und spähte über ihre Schulter. »Er sieht unheimlich aus. Ist er betrunken?«

»Ja«, murmelte Sally. »Das ist gut. Er kann nichts tun.« Sie stellte die Lampe auf den Boden und hob das Beil. Sie schmeckte Galle im Mund. Jetzt war es also so weit. Der Augenblick war da. »Schau nicht hin.«

»Warte.« Zoë packte sie beim Arm. »Moment mal. Da stimmt was nicht.«

Sally ließ das Beil sinken, und Zoë hob die Lampe auf. Das Licht strahlte gleißend hell durch das winzige Zimmer,

beleuchtete das Sofa und die Anrichte und die zerrissenen Vorhänge und hob Kelvins Gesicht in hartem Kontrast vor der Felswand ab. Er reagierte nicht auf das Licht. Zuckte nicht mit der Wimper. Er blieb in derselben Position, und sein schlaff hin und her rollender Kopf schlug weiter rhythmisch gegen das Fenster. Wo seine Stirn Kontakt mit der Scheibe hatte, war ein Mal zu sehen, aber es blutete nicht. Und die Schläge waren lasch, eher wie eine krampfhafte Zuckung, nicht wie absichtsvoll.

»Warum ist er so weit unten?«

Sally schüttelte den Kopf. Sie war gebannt von seinem Gesicht. »Kniert er nicht?«

»Nein. Das ist was anderes.«

Zusammen traten die beiden Frauen einen Schritt ins Zimmer. Zoë schüttelte die Lampe und bewegte sie ziellos hin und her, um einen Stroboskop-Effekt zu erzielen. Dann ging sie noch einen Schritt weiter und leuchtete ihm direkt in die Augen. Er reagierte immer noch nicht. Seine Augen waren starr nach vorn gerichtet, leer und schwarz, als blickten sie auf einen Punkt am Fensterrahmen.

Sally atmete tief aus, ging zum Fenster und zerschmetterte die Scheibe mit ihrem Beil. Kelvin schwankte ein bisschen, schaute aber nicht zu ihr auf. Sein Kopf kippte nach vorn und schlug gegen den Rahmen, nur eine Handbreit vor ihrem Gesicht, und schnellte wieder zurück. Sie sah seine Augen unter den gesenkten Lidern. Sah die Schwärze. Sah die Narbe an seinem Schädel, die sich vom Ohr bis in den Kragen seines karierten Hemdes schlängelte. Sein Gesicht hatte sich zu einer Grimasse verzogen. Vorn an seinem Hemd war ein bisschen Blut, das vielleicht aus seinem Mund gekommen war.

»Er ist tot«, sagte sie. »Tot.«

Sie beugte sich aus dem zerbrochenen Fenster, leuchtete nach unten und sah, dass er nicht kniete. Er hatte nur keine Beine mehr. Was einmal seine untere Körperhälfte gewesen war, war zusammengestaucht wie eine Ziehharmonika, ein Klumpen zertrümmerter Gliedmaßen, den seine Jeans zusammenhielt wie ein Sack. Ein Ast, der aus der Felsflanke wuchs, hatte ihn erfasst, und er hing daran wie eine Marionette und schaukelte rückwärts und vorwärts gegen das Fenster. Langsam hob sie den Lichtstrahl zum Fels hinauf.

Sah einen Baum, der schräg daraus hervorragte, fahlgelbe Erde, die dort heruntergerieselt war, eine lange Narbe, als sei dort jemand abgestürzt. Sie sah es vor sich: Kelvin und Nial rangen miteinander. Ein tiefer Absturz, Hals über Kopf.

Sie trat vom Fenster zurück und suchte sich durch das Labyrinth aus Bierdosen den Weg zurück in die Diele. Neben Nial ließ sie sich in die Hocke sinken; der Boden dort war klebrig von Blut. Sie legte eine Hand auf seine Rippen und fühlte, wie sie sich stoßweise hoben und senkten. Sein Körper war heiß, als müsse die Anstrengung seines Kampfes mit Kelvin immer noch abgearbeitet werden.

Sein Brustkorb war schwächling und nicht viel breiter als Millies. Sie zog das Hemd herunter, um ihn zu bedecken. »Kannst du mich hören? Wo ist Millie?«

Er hob die Hände ans Gesicht und stöhnte. Dann rollte er sich halb auf den Rücken.

»Nial? Es ist okay. Du kannst es mir sagen. Ich bin auf alles vorbereitet.«

»Sie ist okay.« Seine Stimme klang gepresst. »Sie ist in Sicherheit. Ich hab's getan.«

»Getan? Was hast du getan?«

»Sie gerettet. Ich hab Millie gerettet.«

Sally wippte zurück und setzte sich mitten zwischen Bierdosen, Abfall und Glasscherben auf den Boden. So saß sie da und umklammerte ihre Fußknöchel, und Fußboden und Wände schwankten um sie herum. »Wo, Nial?«, hörte sie Zoë hinter sich fragen. »Wo ist sie?«

»Ich hab sie im Campingbus eingeschlossen. Oben beim Haus. Sie hat ihr Telefon nicht – es ging alles zu schnell. Sie müssen an ihr vorbeigefahren sein.«



# DRITTER TEIL

Ben begriff nicht, warum Zoë zu Kelvin Burfords Beerdigung gehen wollte. Was sollte ihr das bringen? Hatte sie Mitleid mit seiner Familie? Oder wollte sie nur sicher sein, dass er wirklich und wahrhaftig tot war? Zoë wusste keine Antwort auf diese Frage. Sie wusste es nicht, aber sie wollte trotzdem hingehen: Sie, Sally und Steve. Millie, Nial und Peter waren auch gekommen; sie hatten sich nicht davon abbringen lassen. Also schoben sie sich an diesem Tag zu sechst in eine Bank in der kleinen Kapelle, alle ein bisschen unbehaglich und verlegen, nervös in ihrer formellen Kleidung, und sie hofften, der Gottesdienst werde sich nicht allzu lange hinziehen.

Es war Mittsommer. Der Coroner hatte fünf Wochen für die amtliche Untersuchung des Todesfalls Kelvin Burford gebraucht, und sein Befund lautete auf Tod durch Unfall. Die Ermittlungen im Mordfall Lorne Wood waren unter-

dessen nicht offiziell abgeschlossen worden, aber genauso gut hätte Kelvin deshalb überführt und verurteilt werden sein können, denn alle Welt wusste, was er getan hatte. An dem Tuch am Kanal war seine DNA nachgewiesen worden, und bei der Durchsuchung seines Hauses hatte man nicht nur Lornes pinkfarbene Fleece-Weste und ihr Handy unter dem Bett gefunden, sondern unten in der Schreibtischschublade auch den Lippenstift, mit dem er ihr auf den Körper geschrieben hatte, und den auffälligen Filigran-Ohring, der ihr vom Ohr gerissen worden war. Eigentlich eine Ironie des Schicksals, fand Zoë, wenn man bedachte, wie viel Planung sie, Sally und Ben darauf verwandt hatten, Kelvin festzunageln – nur weil sie angenommen hatten, dass er alles Beweismaterial aus seinem Cottage fortgeschafft haben würde und auf irgendeine andere Weise der Tat überführt werden müsse.

In der Zeitung war eine Geschichte nach der anderen über das »Monster« Burford erschienen – lauter Einzelheiten über Kelvins Vergangenheit, seine Verwundung in Basra, sein Angriff auf das Mädchen in Radstock. Nur wenige von seinen Freunden und Verwandten waren tapfer

genug, um sich bei der Beerdigung blicken zu lassen, und so war die Trauergemeinde klein. Zoë sah sich um: Ein paar Polizisten und ein oder zwei seiner Kameraden, die mit ihm in Basra gedient hatten, zwängten sich in die unbequemen Kirchenbänke und sahen niemanden an, als schämten sie sich. Dann durchzuckte sie die Erkenntnis, dass sie in der Bank, die sie sich ausgesucht hatten, unmittelbar hinter Kelvins Schwester saßen. Von da an verhielt sie sich ganz still, und während die Kapelle sich mit Schweigen erfüllte, betrachtete sie den Hinterkopf der Frau. Blonde Locken fielen unter einem schwarzen runden Strohhut herab.

Vielleicht, dachte Zoë plötzlich, war es ihr schlechtes Gewissen, das sie hatte herkommen lassen. Die Scham darüber, wie sie den Moralkodex ignoriert hatte, den jeder bei der Polizei kennen und respektieren sollte. Nicht nur Kelvin, sondern auch David Goldrabs Verschwinden lastete auf ihrem Gewissen: Immer wieder hatte sie dessen Familie versichert, es werde alles Menschenmögliche getan, während sie in Wahrheit dazu beitrug, dass der Fall auf der

Prioritätenliste der Polizei immer tiefer nach unten rutschte.

Luft drang keuchend in die Orgelpfeifen, und ein Akkord ertönte. Sie griff nach der Karte mit der Gottesdienstordnung, fächelte sich damit Luft zu und schaute hinauf zu den Deckenbalken, zu Spinnweben und Staub. Vielleicht waren irgendwo dahinter die Augen Gottes, schauten auf sie herab und sahen all diese Geheimnisse. Sie hatte sich geirrt, als sie annahm, Lorne sei nur die Spitze des Eisbergs und Kelvin habe schon öfter gemordet. Nirgendwo im Haus oder in seinem Land Rover waren Spuren menschlicher Überreste gewesen, und das Foto aus dem Irak stammte von einer Website, die ein paar tausend Mal aufgerufen worden war, bevor man sie vom Server genommen hatte. Ja, dachte sie, in den letzten paar Wochen hatte sie sich in vielen Dingen geirrt. Aber es war auch etwas Gutes dabei herausgekommen. Ihre Verbindung zu Sally und zu Millie. Und vielleicht dadurch auch eine neue Möglichkeit, sich mit dem Rest der Welt zu verbinden. Eine neue Facette in dem Muster, das sie hinterließ.

Die Türflügel am hinteren Ende der Kirche öffneten sich, und die Sargträger des Bestatters begannen ihren langen Marsch durch den Mittelgang nach vorn. Zoë senkte den Blick und sah, dass Sallys Hand auf ihrem Schoß lag. Sie schaute nach links und sah, dass auch Millie die Hand auf dem Schoß liegen hatte. Impulsiv langte sie nach rechts und links und ergriff beide Hände, und plötzlich wusste sie die Antwort auf Bens Frage wegen der Beerdigung.

Solidarität. Das war es. Sie war hier, um der Welt und Kelvins Andenken zu zeigen, dass diese Familie, ihre Familie, sich nie wieder auseinandertreiben lassen würde. Nie wieder.

## 2

Als der Gottesdienst vorüber war, liefen die Teenager hinaus, aber die Erwachsenen trödelten noch eine Weile und warteten, bis Kelvins Schwester gegangen war, bevor sie aufstanden und durch den Ostausgang hinausgingen, der zum Friedhof führte. Sie wollten der Presse nicht in die Arme laufen, die sich am Westportal aufgebaut hatte und sich jetzt um Kelvins Schwester drängte.

Die drei gingen zu der Bank unter dem Sommerflieger, um zu warten, bis der Trubel vorbei wäre. Sally setzte sich auf Steves Knie, und Zoë stand lächelnd vor ihnen und überschattete die Augen mit der Hand. Sie sah hinreißend aus, dachte Sally – wie eine Amazone. In Weiß gekleidet von Kopf bis Fuß und mit einer unglaublichen Sonnenbräune, die sie nur vom Motorradfahren hatte. Ihr Gesicht war vollständig verheilt, und sie trug einen kirschfarbenen Lippenstift, der nicht verwischt oder verblasst war.

»Dein Kleid gefällt mir«, sagte Sally. »Und der Hut auch.«

»Danke.« Zoë nahm den Hut ab und setzte sich neben die beiden. Sie versuchte eine Knitterfalte aus dem Rock zu schütteln. »Ist eigentlich nicht mein Ding. Kleider, Hüte, weißt du. Immerhin, es beweist, dass ich mich ganz gut aufbrezeln kann.«

»Ben ist nicht hier?«

»Doch. Er wartet im Wagen, bis die Presse weg ist. Siehst du ihn?«

Sally spähte über die Gräber hinweg und zwischen den Zypressen hindurch und sah einen dunkelblauen Audi, der im flimmernden Sonnenlicht parkte. Ben saß am Steuer und trug eine Sonnenbrille. »Er starrt uns an. Sieht nicht sehr glücklich aus.«

»Kümmere dich nicht um ihn. Er findet, wir hätten nicht zur Beerdigung gehen sollen. Er hält uns für verrückt.«

Hinter Ben parkten Nials und Peters Glastonbury-Busse. Peter war schon eingestiegen, und Nial schloss an seinem die Seitentür auf und schob sie zurück, um kühlere Luft hineinzulassen. In den Tagen nach der amtlichen Untersu-



chung hatte Nial seinen Wagen mit gelben Blumen und Totenköpfen bemalt, und auf halber Höhe hatte er eine waagerechte gestrichelte Linie in Hellblau angebracht und darüber geschrieben: »Voraussichtlicher Schlammpegel Glastonbury 2011«.

»Sie fahren heute Abend nach Glastonbury«, erklärte Steve und sah Zoë an. »Wollen drei Tage im Bus schlafen. Nett.«

»Zum Pilton-Schlammbad? O Gott, bin ich neidisch. Lässt du sie gern fahren, nach all dem?«

Sally sah zu, wie Millie sich in Nials Campingbus nach vorn lehnte und etwas – ein Amulett oder eine Schleife – am Rückspiegel befestigte. Sie sah, wie Nial seine Krawatte lockerte – er hatte immer noch eine bräunliche Kruste auf einer Seite seines Gesichts, die er sich bei dem Sturz über den Steilhang aufgeschrammt hatte. Die beiden wirkten unbeholfen und fremd in ihrer Beerdigungskleidung – Millie in weißer Bluse und schwarzem Rock, mit schwarzen Pumps an den bloßen Füßen, die verletzlich und deplatziert aussahen, und Nial in einem Anzug mit etwas zu kurzen Hosenbeinen und Ärmeln, aus denen seine Hände

baumelten. Er wuchs langsam in sich hinein; Sally hatte gewusst, dass es irgendwann so kommen würde. Die Zeitungen hatten eine Geschichte nach der anderen über ihn gebracht. Nial – der kleine Nial, der unversehens in die Rolle des Helden geraten war – hatte Kelvin zu Pollock's Farm gelockt, weg von Millie, die er in einem Campingbus versteckt hatte. Dass die Tarotkarte gesagt hatte, Millie werde sterben, war ein Irrtum gewesen. Sie hatte eine Warnung ausgesprochen, eine Warnung vor Kelvin und dem, was kommen würde, aber keine Warnung vor dem Tod. »Ich mache mir keine Sorgen.« Sally lächelte. »Mit Nial wird ihr nichts passieren.«

»Er ist bis über beide Ohren in sie verliebt«, sagte Steve. Zoë lachte. »Er vielleicht in sie, aber was ist mit Millie? Hat es funktioniert? Er ist jetzt ein Held. Ist sie auch in ihn verliebt?«

»Nein.« Sally seufzte. »Natürlich nicht. Armer Nial.«

»Nicht?«

»Nein. Sie mag Peter. Immer schon.«

Zoë schaute mit schmalen Augen zu Peter hinüber, der in seinem Bus saß und sich den Sicherheitsgurt anlegte. »Die-

se Platzverschwendung da? Ich konnte ihn nie leiden, vom ersten Augenblick an nicht. Viel zu sehr von sich eingenommen.«

»Ich weiß. Aber jetzt hat er sich von Sophie getrennt. Man kann nie wissen.« Sally schüttelte den Kopf. »Eines Tages wird Millie zurückschauen und sehen, was ihr mit Nial entgangen ist. Ich hoffe nur, dass es dann nicht zu spät ist.«

Das meinte sie ernst. Sie war sicher, dass Nial der Richtige für Millie war. Nicht nur wegen seines Heldentums an jenem Abend, sondern auch wegen etwas, das an dem Tag passiert war, als Nial aus dem Krankenhaus entlassen worden war. Er und Millie waren mit ernsten Gesichtern zu Sally gekommen und hatten ihr eine andere Version der Ereignisse auf Pollock's Farm geschildert. Noch jetzt ging ihr diese neue Version im Kopf herum, und sie versuchte zu entscheiden, wo sie sie unterbringen, was sie davon halten und ob sie den beiden böse sein sollte. Sie hatten ihr erzählt, dass Millie, als sie am Abend vorher aus der Schule gekommen war, schreckliche Angst vor dem gehabt habe, was Sally vielleicht tun würde, und sie habe befürchtet, sie

werde Kelvin zur Rede stellen. Beide wussten, wozu der Mann instande war, und deshalb hatte Nial die Initiative ergriffen.

Kelvin hatte Millie überhaupt nicht zu Pollock's Farm verfolgt – im Gegenteil. Nial hatte ihn dort hingelockt; in seiner Heldenfantasie hatte er sich ausgemalt, dass er Kelvin entgegentreten, von Angesicht zu Angesicht mit ihm kämpfen würde wie ein Mann. Millie, behauptete Nial ritterlich, habe davon bis zum letzten Augenblick nichts gewusst. Sie wusste nur, dass Nial zwanzig Minuten, nachdem sie zu Hause angekommen waren, hinausgegangen war, um zu telefonieren. Ein paar Minuten später war er eilig wieder hereingekommen und hatte ihr gesagt, sie solle sich schleunigst im Bus verstecken. Natürlich hatte er das furchtbare Ende nicht voraussehen können, die lange, schwerfällige Jagd, die sie über die Kante des Steilhangs geführt hatte. Er habe das nur getan, weil es ihm und Millie vor allem darum gegangen sei, Sally zu beschützen.

Sie hatte ihn zweifelnd angelächelt, als er das sagte – geschmeichelt, aber verwundert. Sie fragte sich, warum jemand das Bedürfnis haben sollte, sie zu beschützen. Sie

fühlte sich wie eine Löwin, und sie glaubte nicht, dass sie je wieder Schutz brauchen würde. Das Leben, fand sie, war wild und wahnsinnig und wundervoll.

»Zoë«, sagte sie, »findest du, es ist okay, wenn man aus den richtigen Gründen das Falsche tut?«

Ihre Schwester legte den Kopf in den Nacken und lachte laut. »Du lieber Gott! Was glaubst du, was ich dazu sage?«

»Aber was ist mit dem großen Ganzen?«

Zoë lächelte, und ihr Blick wanderte zu Bens Wagen hinüber. »Mit dem großen Ganzen?«, wiederholte sie leise. »Oh, das regelt sich am Ende immer selbst.«

Sally lächelte und wurde rot und schaute hinunter auf Steves Hände, die verschränkt auf ihrem Schoß lagen. Sie dachte an sie drei, an sich und Zoë und Millie. Jede von ihnen war durch ein Geheimnis für alle Zeit an jemanden gebunden. Für Zoë war es Ben, für sie selbst war es Steve. Und das war okay. Das waren die Menschen, an die sie gebunden sein wollten. Aber für Millie ...?

Für Millie würde es irgendwann passieren. Eines Tages würde sie Nial ansehen und wissen, dass sie den Richtigen gefunden hatte.

### 3

Als Zoë eingestiegen war, sah sie gleich, dass Sally recht gehabt hatte: Ben war wirklich schlecht gelaunt. Sein Gesicht war ernst. Wachsam.

»Was ist?« Sie schnallte sich an und drehte sich wütend zu ihm um. »Weil ich zu seiner Beerdigung gegangen bin? Na, immerhin weiß ich jetzt, warum. Wir wollten Stärke zeigen, keine Feigheit wie er. Ist das eine Sünde?«

Ben nahm die Sonnenbrille ab und startete den Motor. »Das ist es nicht.« Er warf einen Blick in den Rückspiegel und fuhr aus der Parklücke. »Überhaupt nicht.«

»Was ist es dann? Herrgott.«

»Wir müssen miteinander reden. Über das alles.« Mit einer wedelnden Handbewegung deutete er auf die Kirche hinter ihnen. »Irgendwas ist ernstlich schiefgegangen.«

Zoë starrte ihn an. Sie spürte, dass in ihrer Schläfe etwas pulsierte. »Schiefgegangen?«, fragte sie. »Was heißt schief?«

»Ich hab mir die Sachen aus Kelvins Haus noch einmal angesehen. Wir haben nicht nur nach einer Verbindung zu Lorne gesucht, sondern wir wollten auch feststellen, ob er etwas mit David Goldrabs Verschwinden zu tun hatte.«

»Ich weiß.«

»Es wäre ein so schönes Häkchen auf der Liste unserer Aufklärungsrate.«

»Habt ihr was gefunden?«

»Nicht das, was wir erwartet haben. Wir haben etwas gefunden, das alles auf den Kopf stellt.«

»Was? Was habt ihr denn gefunden? Mein Telefon?«

»Keine Spur von dir. Nein, wir haben etwas gefunden, das ...« Er bewegte den Unterkiefer hin und her. »Etwas, das einfach keinen Sinn ergibt. Ganz egal, wie ich es betrachte.«

Sally stand neben dem Fenster in der Waschküche von Peppercorn Cottage, wusch eine Spitzenbluse und schaute hinauf in den makellos blauen, von Kondensstreifen kreuz und quer durchzogenen Himmel. Die schreckliche Stille, die sich nach Davids Tod um Peppercorn zusammengezogen hatte, war verflogen, und jetzt fühlte es sich an wie ein richtiges Zuhause. Steve war in der Garage und hämmerte ein paar Verschalungsbretter fest, die sich gelockert hatten. Neben der Garage wimmelten Nial und Millie um den Campingbus herum und luden Zeug hinein. Eine Kühlbox, die Nial so umgebaut hatte, dass sie mit Strom aus dem Zigarettenanzünder betrieben werden konnte, wurde mit Bierdosen gefüllt, nicht mit Lebensmitteln oder irgendetwas Nahrhaftem, soweit Sally es erkennen konnte. Aufgerolltes Bettzeug und Millies Kleider hingen auf Bügeln in den Fenstern. Sie war jetzt schon in fieberhafter Auf-



regung; Nial hatte aus Versehen ihr Handy in die Waschschüssel fallen lassen, und jetzt lag es in Einzelteile zerlegt zum Trocknen auf der Ablage neben zwei von ihren Blusen, Jeansshorts und ein paar Slips, die nicht rechtzeitig aus der Wäsche gekommen waren.

»Du kapiert einfach nicht, Mum. Wenn wir nicht *total* früh ankommen, haben wir voll die Arschkarte. Die besten Plätze sind in den ersten zehn Minuten weg, sogar in den Wohnwagenbereichen. Echt, wir hätten vor der Beerdigung packen sollen. Peter und die Freunde seines Bruders sind bestimmt schon da.«

Sally wrang die Bluse sanft aus und hängte sie ins Fenster, wo sie den Rest der Wärme des Tages mitbekommen würde. Draußen waren die gelben Farbkleckse von Ranunkeln und Forsythien längst verschwunden, und jetzt erschienen die dicken, schwindelerregenden Sommerblüten, Rittersporn und Klatschmohn, und Bienen summten herum. Millie kam mit einem Armvoll Kleider auf dem Weg zum Bus am Fenster vorbei und streckte ihrer Mutter die Zunge heraus. Sally lächelte. Wie unglaublich – die ganze Zeit hatte sie geglaubt, sie beschütze die Kinder, und dabei

hatten die Kinder *sie* beschützt. Nial ließ Musik über die Lautsprecheranlage des Busses laufen – Florence and the Machine –, und der ganze Wagen bebte. Sie waren keine Kinder mehr. Nein – sie waren erwachsen.

Sie zog die Manschetten der Bluse glatt. Sie würde sie heute Abend tragen, und Steve würde sie ihr nachher ausziehen. Sie würden essen gehen. Sie würden stundenlang reden. Sie würden sich betrinken und albern werden. Sie würde ihm von dem Job erzählen, den die Hippies ihr angeboten hatten, die ihre Tarotkarten gekauft hatten; sie sollte Chefdesignerin für eine komplett neue Produktlinie werden, die sie starten wollten. Er würde ihr sagen, dass er sie liebe, und vielleicht zum hundertsten Mal würde er ihr etwas versprechen, das sie nicht annehmen würde: Er würde sagen, falls die Sache mit David Goldrab jemals herauskommen sollte, werde er alles auf sich nehmen. Das sagte er immer und immer wieder: Sein Entschluss stehe fest, und wenn es darauf ankäme, werde Sallys Name nicht erwähnt werden.

Ben fuhr Zoë schweigend nach Hause. Er sprach erst wieder, als er mit ihr im Wohnzimmer war und die Türen geschlossen hatte. Halb rechnete sie damit, dass er auch die Vorhänge schließen würde, so ernst und geheimnisvoll gab er sich.

»Was habt ihr gefunden? Etwas, das mit Goldrab zu tun hatte?«

»Setz dich hin.«

Scheiße, dachte sie. Sally hatte recht gehabt. Kelvin *hatte* sie an jenem Abend fotografiert.

»Ben, sag's mir doch einfach. Was habt ihr gefunden? Geht es um Goldrab?«

»Es gab den Auftrag, Goldrab umzubringen, das wusstest du. Das SIB hat Mooney festgenommen. Er redet nicht.«

»Und?«

»Wir haben Goldrabs Zähne gefunden. Vergraben in Kelvins Garten.«

Sie atmete aus. »Okay«, sagte sie vorsichtig. »Dann war es Kelvin, der Goldrab umgebracht hat?«

»Sieht so aus. Aber nicht das bereitet mir Kopfzerbrechen, sondern etwas anderes. Nämlich, dass wir bei unserer Suche einen Haufen Papierkram gefunden haben. Ich habe das alles in dieser Woche durchgesehen. Und jetzt ...«

»Was jetzt?«

»Jetzt bin ich zu dem Schluss gekommen, dass er Lorne nicht ermordet hat.«

Sie starrte ihn mit offenem Mund an. »Er hat sie *nicht* umgebracht?«

»Und nicht vergewaltigt.«

»Mein Gott. Was zum Teufel hast du denn gefunden?«

»Okay, okay. Er hat getan, was er dir angetan hat, Zoë, und etwas Schlimmeres kann ich mir nicht vorstellen. Niemals. Ich weiß immer noch nicht, wie ich mich dazu verhalten soll, und ich weiß auch noch nicht, wie es dir damit geht. Nicht genau. Aber ich muss über all das hinwegse-

hen, denn nichts davon bedeutet, dass er auch Lorne vergewaltigt hat.«

»Moment. Was ist denn mit all den Sachen, die ihr in seinem Haus gefunden habt? Ihre Fleece-Weste? Ihr Telefon?«

»Deshalb bin ich eigentlich nachdenklich geworden. Er hat sich eine Menge Mühe gemacht, jeden Hinweis darauf zu verwischen, dass du da warst. Da war keine Spur von dir. Warum also hat er nicht auch Lornes Handy beseitigt? Und den Lippenstift?«

Zoë schüttelte ratlos den Kopf.

»Ich sag dir, warum. Es ist ganz einfach. Er hat die Sachen nicht beseitigt, *weil er nicht wusste, dass sie da waren.*«

»Was?«

»Pass auf. Nach seiner Verwundung durch die Sprengbombe in Basra war es ein Riesenstück Arbeit, ihn wieder zusammenzusetzen. Er verbrachte drei Monate im Militär-lazarett Selly Oak in Birmingham, wo sie ihn stabilisierten, und dann noch einmal zwei Monate, um sich von der Kranioplastik zu erholen. Sie haben ihm eine Titanplatte

in den Schädel gesetzt, aber die machte ihm Beschwerden. Am siebten Mai haben sie ihn gescannt, um zu sehen, was da nicht stimmte.«

Zoë runzelte die Stirn. Sie kam nicht mehr mit.

»Lorne wurde ermordet, als er im Krankenhaus war. Ich hab's überprüft. Ich habe die Einweisungsakte gesehen, ich habe mit den Mitarbeitern gesprochen, die zum fraglichen Zeitpunkt Dienst hatten. Das ist wasserdicht, Zoë. Wasserdicht. Kelvin Burford war am siebten Mai den ganzen Tag im Krankenhaus und am achten auch noch. Unter Beruhigungsmitteln. Er kann Lorne Wood nicht umgebracht haben.«

Sie ließ sich auf einen Stuhl fallen. Ihr brummte der Kopf. »Aber ...«, fing sie an. »Aber ...«

»Ich weiß. Es war naheliegend, voreilige Schlüsse zu ziehen.«

*Naheliegend, voreilige Schlüsse zu ziehen ...* Bei diesen Worten wieselte etwas Dunkles, Hässliches durch Zoës Kopf. Etwas, das dort gewartet hatte, seit Kelvin sie attackiert hatte. Etwas, dem sie die ganze Zeit ausgewichen war. Sie dachte daran, wie sie bei Kelvin auf dem Bett ge-

legen und gesagt hatte: Tu es. Ich will es. Vor all den Jahren, als Kelvin sie aus dem Schatten am Ende des Zuschauerraums im Club beobachtet hatte, da hatte sie gewusst, was er wollte. Und als sie an jenem Tag auf seinem Bett gelegen hatte, hatte sie ihm gesagt, er könne es haben. Wenn sie die Sache mit ganz klaren Augen betrachtete, völlig ehrlich und rational, dann hatte er nur getan, was sie gesagt hatte. Er hatte sie geschlagen. Sie brutal behandelt. Aber der Rest? War es eine Vergewaltigung gewesen? Formal gesehen?

»Nein«, murmelte sie fast unhörbar. »Er hat Lorne umgebracht. Er muss es gewesen sein.«

Ben sah ihr ernst in die Augen. »Ich weiß, du glaubst, ich tue nichts weiter, als dauernd nach Justizirrtümern zu suchen. Aber, Zoë, auch wenn Kelvin ein Vergewaltiger und insgesamt ein Stück Scheiße war – ich glaube, man hat ihm etwas in die Schuhe geschoben, das er nicht getan hat. Ich muss dir etwas zeigen. Warte hier.«

Er ging in die Küche und fing an, Schränke zu öffnen. Wie betäubt starrte sie durch die offene Tür und ließ das al-

les sacken. Kelvin war in der Mordnacht im Krankenhaus gewesen? Da war noch jemand anders im Spiel?

Ben erschien in der Tür und hielt eine blaue Plastikmappe mit einem Bündel Papieren in der Hand. »Die Analyse von Lornes Mobiltelefon. Und ein paar Fotos.« Er setzte sich zu ihr und zog Blatt für Blatt heraus – Antragsformulare, Datenschutzformulare, die von der nachrichtentechnischen Abteilung an die Telefongesellschaft gegangen waren. Dann kam eine separate Mappe. Er zögerte. »Nicht so schön, was jetzt kommt.«

»Hör auf mit dem Scheiß, Ben. Ich bin Polizistin.«

Er zuckte die Achseln und nahm die Fotos heraus. Vier Stück. Sie zeigten Lorne ausgestreckt auf dem Boden, in den Nesseln. Auf dem ersten Bild lebte sie noch und schaute die Person an, die das Foto machte. Sie streckte die Hand aus – eine Gebärde des Flehens. Tränen liefen ihr seitlich über das Gesicht, ihre Nase war geschwollen und blutverkrustet. Auch auf dem zweiten Bild lebte sie noch, aber der silberfarbene Klebstreifen war da und hielt den Tennisball in ihrem Mund fest, und ihr Gesichtsausdruck war völ-



lig verändert. Auf diesem Bild wusste sie, dass sie sterben würde.

»Diese Bilder wurden mit ihrem eigenen Telefon aufgenommen. Er hat sich nicht mal die Mühe gemacht, sie zu verstecken. Aber ...«, Ben schob die Papiere hin und her, »... auf dem Telefon *war* etwas versteckt. Schon mal von Datenrettungssoftware gehört? Die Jungs in der Hightech-IT-Abteilung benutzen sie, um die Kinderpornos zu finden, wenn die Perversen glauben, sie wären sie mit einem Druck auf die Löschaste losgeworden. So was haben wir bei dem Telefon eingesetzt. Und nicht viel gefunden, was beseitigt worden war. Nur drei SMS, die am Morgen nach ihrem Tod gelöscht wurden.«

Er hielt Zoë das Blatt hin und zeigte auf die Stellen, die mit pinkfarbenem Marker hervorgehoben waren. Sie las: *Hi L. Schön dich heute zu sehen. Hast scharf ausgesehen. Bis bald.*

Dann, weiter unten: *Fuck, kennst du deine Kumpels nicht mehr? Bin kein Vergewaltiger – grins – ich tu dir nichts. Du sahst süß aus. ILD. Und wie!*

Und die letzte lautete: *Dachte nie, dass du mir so wehtun kannst, Babe. Ungelogen.*

»Die waren gelöscht worden?«

»Ja. Eigentlich steht nichts weiter Belastendes drin, oder? Wenn sie nicht gelöscht worden wären. Nur deshalb geht ein rotes Blinklicht an.«

Zoë konnte den Blick nicht von dem Foto wenden, auf dem Lorne in die Kamera schaute. Ihr Gesichtsausdruck sah aus, als sei sie immer noch nicht sicher, ob das Ganze ein Scherz sein sollte oder nicht. Als denke sie: *Das meint er nicht ernst. Er wird gleich aufhören und mich gehen lassen.*

»Du glaubst, diese Person – der Absender dieser SMS ...«

»Hat Kelvin reingelegt. Hat die Fleece-Weste, das Telefon und den Ohrring in seinem Haus versteckt. Kann wahrscheinlich gar nicht fassen, was für ein Glück er hat, weil Kelvin jetzt tot ist – und nicht mehr rumlaufen und alles abstreiten kann.«

»Gibt es einen Namen?« Zoë blätterte in den Unterlagen.  
»Er unterschreibt seine SMS nicht. Gibt es einen Namen?«

»Eine Nummer. Schau da.« Er legte den Finger auf eine Nummer, die grün markiert war. »Aber kein Name. Die Computerfreaks nehmen an, dass das Adressenverzeichnis überschrieben worden ist. Da können sie nichts mehr tun.«

Zoë schob die Unterlagen zur Seite, legte die Hände an die Schläfen und dachte angestrengt nach. Sie dachte an das, was Kelvin gesagt hatte, als er sie in seinem Haus ertappt hatte. Er hatte gesagt: *Glaub nicht, dass du noch mal damit durchkommst*. Als habe er gewusst, dass vor ihr schon einmal jemand in sein Haus eingebrochen war. Verdammt und zum Teufel, warum hatte sie daran nicht schon früher gedacht? Dass da noch jemand sein könnte? Jemand, der Lorne diese unsagbare Abscheulichkeit angetan hatte? Und die Tat dann Kelvin in die Schuhe geschoben hatte? Während Kelvin nur ein Flegel war, dem man vielleicht eine Körperverletzung zutrauen konnte – oder auch das, was er mit ihr gemacht hatte –, aber der nicht fähig war, ein halbwüchsiges Mädchen zu ermorden?

»Okay«, sagte sie. »Wählen wir.«

Ben lächelte. »Ich liebe dich. Hier ist das Telefon.«

Sie nahm es, schaltete den Lautsprecher ein, tippte \*67, um die eigene Nummer zu unterdrücken, und wählte dann die Nummer. Während die Verbindung zustande kam, schaute sie aus dem Fenster. Eine Kette von Wattewolken zog über den Horizont von Bath. Eine Taube saß draußen auf dem Fenstersims und beobachtete sie mit schwarzen Knopfaugen. Das Telefon klingelte und klingelte. Sie rechneten schon damit, dass die Mailbox sich einschalten würde, als es klickte und eine Stimme sagte: »Hallo?«

Ben hielt einen Finger an die Lippen, aber Zoë trennte die Verbindung, lehnte sich zurück und ließ das Telefon klappernd auf den Tisch fallen. Ihr war kalt. So kalt, dass sie zitterte. Sie hatte sich geirrt. Die ganze Zeit hatte sie sich geirrt, und Debbie und Ben hatten recht gehabt.

»Warum hast du das getan?« Ben stand auf. »Warum zum Teufel legst du auf? Vielleicht geht er nie wieder ran.«

»Wir brauchen ihn nicht noch mal anzurufen. Ich weiß, wessen Stimme das war.«

## 6

Sally half Millie, die Kartons mit Saft und Chips zu sortieren, aber auch die Hoffnung erweckenden Obsttüten, die auf ihr Beharren hin dabei waren. Der Picknickkorb war halb im Bus, als sie feststellten, dass er nicht weiter hineinging. Sally schaute Hilfe suchend zu Nial nach vorn. Er stand am Vorderrad auf der Fahrerseite, trat mit der Schuhspitze gegen den Reifen und hatte sein Telefon am Ohr.

»Hallo?« Er beugte sich über den Fahrersitz, um die Musik abzustellen. »Hallo?«, rief er in das Telefon.

»Wer ist das?«, fragte Millie. »Peter?«

»Ich weiß es nicht.« Nial warf einen Blick auf das Display. Er schaltete das Telefon ab und schob es in die hintere Tasche seiner Jeans.

»Nial?«, fragte Sally. »Ob du uns hier hinten mal helfen könntest ...?«

Nial kam nach hinten, packte den Korb und schob ihn mit einem kräftigen Ruck in den Wagen. Dann stapelten sie zu dritt die Schlafsäcke und Regenjacken darüber. Nial schlug die Heckklappe zu und lächelte. »Ich glaube, das war's dann.«

»Moment.« Sally wühlte in der Tasche ihrer Strickjacke und förderte ein Kartenspiel zutage. »Da ihr ein ganzes Wochenende lang Hippies sein werdet, dachte ich mir, die hier könnten euch gefallen.«

Millie stürzte sich darauf. »Deine *Tarot*karten? Mum, das kannst du doch nicht machen. Du hast eine Ewigkeit gebraucht.«

»Das ist okay. Meine neue Firma hat Kopien davon. Ja, vielleicht seht ihr sie nächstes Jahr schon auf den Ständen in Glasto. Bitte.« Sie schob Millies Hände zurück. »Ich möchte, dass du sie hast. Viel Spaß damit.«

»Oh, *Mum*. Mum!« Millie hüpfte auf und ab wie eine Dreijährige. Sie kippte die Karten aus der Schachtel, blätterte sie durch und hielt sie hoch, damit Nial sie sehen konnte. »Kennst du die noch? Schau – hier bin ich. Die Prinzessin der Stäbe.«

»Was ist denn damit passiert?« Nial betrachtete die Karte stirnrunzelnd. »Das Gesicht ist verschmiert.«

Sally lächelte. Sie dachte daran, wie viel Angst dieses Bild ihr eingejagt hatte, als sie es das erste Mal bemerkt hatte. Für die Druckerei hatte sie eine neue Karte gemalt, aber das Original hatte sie behalten. Es hatte keine Macht mehr über sie. »Keine Ahnung. Das macht nichts. Da sind noch andere mit ihr.«

»Der Magier und die Hohepriesterin.« Noch immer blätterte Millie glücklich durch die Karten. »Und – o mein Gott, das ist Dad, oder? Dad und – *igitt* – Melissa. Und Sophie und Pete. Und guck mal – hier bist du, Nial.«

Nial nahm ihr die Karte aus der Hand und betrachtete sie.

»Gefällt sie dir?«, fragte Sally.

»Sie ist toll.« Er drehte die Karte ins Licht und inspizierte die Spuren, die von den Klammern hinterlassen worden waren, als Sally sie zum Trocknen aufgehängt hatte. »Der Prinz der Schwerter? Was bedeutet der?«

»Er ist gerissen«, sagte Millie.

»Und intelligent«, fügte Sally hinzu.

»Aber«, sagte Millie, »auf den Kopf gestellt bedeutet er Verrat und Heimtücke. Er ist der Trickster.« Sie lachte mit weit offenem Mund wie ein kleines Mädchen. Dieses Lachen hatte sie sich immer noch nicht abgewöhnt, so cool sie auch immer sein wollte. »Siehst du? Mum, du hast Nial schon vor Ewigkeiten durchschaut. Der Trickster.«

»Genau.« Nial reichte die Karten zurück. »Ich bin der Trickster.«

Millie schob alle Karten wieder in die Schachtel und legte sie auf die Ablage. Im Haus klingelte das Telefon.

»Willst du nicht rangehen?«, fragte Nial. »Wir müssen jetzt los. Wir wollen noch einen guten Platz ergattern. Die Raver, sie kooooommeeeee.«

»Das hat Zeit. Die können eine Nachricht hinterlassen.«

Nial stieg in den Bus und schob den Schlüssel ins Zündschloss. Millie kletterte neben ihn auf den Beifahrersitz. Sie hatte irgendwo einen lächerlichen Cowboyhut aufgetrieben, und jetzt kurbelte sie das Fenster herunter und schwenkte ihn hinaus. »Jii-haaah, Mum. Jii-haaah.«

Sally schüttelte den Kopf und lächelte knapp. Sie stand neben dem Fenster und sah Nial an. Er trug eins von seinen



verschossenen Siebziger-Jahre-Band-T-Shirts und ausgebeulte Shorts. Sie roch die frisch gewaschenen Kleider und die nicht so frisch duftenden Schlafsäcke, die hinten auf einem Haufen lagen. Sie roch die Sandwiches, die sie eingepackt hatten, und sie roch ihre Haut. Sie war neidisch. Nur einen Augenblick lang.

»Wissen Sie was, Mrs. Cassidy?«, sagte Nial.

»Nein.« Sie lächelte. »Was?«

»Ich weiß nicht, ob ich Sie damit davonkommen lasse.«

Sallys Lächeln verschwand. Die Worte trafen sie ins Mark. Und Nials Gesicht hatte einen hässlichen Ausdruck angenommen. »Wie bitte?«

Er sprach langsam und betonte jedes Wort, als sei sie nicht ganz dicht. »Ich habe gesagt, ich werde Sie niemals damit davonkommen lassen, dass Sie es so schwergemacht haben, Millie mit nach Glasto zu nehmen.«

Eine lange, unbehagliche Pause trat ein. Sie starrten einander in die Augen. Es war, als breche die Sonne durch die Wolken, als er lächelte. Lachte. »Ich meine, das nehme ich Ihnen echt übel. Ich dachte, Sie erlauben es nie.«

Sally zögerte. Sie sah Millie an, die aufgehört hatte, mit dem Hut herumzuwedeln, und stirnrunzelnd auf ihre Hände starrte. Sally lachte gezwungen, ein bisschen töricht, ein bisschen verwirrt. »Na, du musst mir versprechen, dass du ein paar Fotos von ihr machst.«

»Das mache ich.« Nial legte seine Hand auf ihre. »Ich schicke sie Ihnen aufs Telefon. Das werden die besten sein, die Sie je gesehen haben.« Er lehnte sich heraus und gab ihr einen Kuss auf die Wange.

Jetzt war Sallys Lächeln echt. Sie schaute ihm ins Gesicht, als er sich zurückzog. »Danke«, sagte sie warmherzig. »Pass auf sie auf.«

»Versprochen.«

Sally ging vorn um den Campingbus herum, als Nial den Motor anließ. Sie beugte sich ins Beifahrerfenster und küsste Millie auf die Wange.

»Ja, okay, Mum.« Millie verdrehte die Augen. »Vorsicht, mein Make-up.« Sie klappte die Sonnenblende herunter, schaute in den Spiegel und rieb die Stelle, die Sally geküsst hatte. Dann beugte sie sich in einem plötzlichen Anfall aus

dem Fenster und schlang die Arme um Sallys Wange. »Ich hab dich lieb, Mum. Ich hab dich lieb.«

»Ich hab dich auch lieb. Das wird eine wunderbare Zeit. Die beste Zeit deines Lebens. Vergiss das nie.«

Nial ließ den Motor aufheulen. Sally trat zurück. Eine Qualmwolke kam aus dem Auspuff. Steve trat aus der Garage, legte Sally den Arm um die Schultern und winkte den Teenagern zum Abschied zu. Der Bus machte einen Ruck vorwärts, die Räder griffen, und sie fuhren davon, durch die Zufahrt, vorbei an der Hecke, an der die ersten Teerosen aufblühten. Millie streckte den Arm aus dem Fenster. Er war lang und schlank, und wenn sie aus Glastonbury zurückkäme, würde er rot verbrannt sein, dachte Sally und verschränkte die Arme. Die Sonnenmilch würde jedenfalls im Bus bleiben.

Steve drückte sie an sich. »Siehst du?«, sagte er. »Hab ich dir nicht versprochen, es würde alles gut ausgehen?« Er drückte einen Kuss auf ihren Scheitel. »Ich hab doch gesagt, du wirst nicht bestraft werden.«

Der Bus bog nach links ab. Nicht nach rechts, wie Sally es getan hätte. »So kommt ihr nie nach Glastonbury«, woll-

te sie rufen, aber dann bremste sie sich: Sie mischte sich ein. Das ließ sie lächeln. Lass sie in Ruhe, dachte sie und lehnte den Kopf an Steves Brust, als der VW-Bus über die Höhe fuhr und in der völlig falschen Richtung verschwand. Die Musik von Florence and the Machine verhallte, und dann hörte man im Garten nur noch Vogelgezwitscher. Man konnte sich nicht bis in alle Ewigkeit Sorgen um seine Kinder machen.

# Danksagung

Vor Jahren haben Transworld Publishers alles Mögliche unternommen, um mir zu versichern, dass sie ein fröhlicher, engagierter Verlag seien, der seinen Autoren und Lesern stets die Treue halte – und dass die Liebe zu Büchern tief in ihrem verlegerischen Ethos verwurzelt sei. Wenn ich ehrlich bin, hatte ich damals den Verdacht, dass sie mich mit viel heißer Luft beeindrucken wollten, und ich habe ihnen kein Wort geglaubt. Im Laufe der Jahre haben sie mich eines Besseren belehrt – und zwar zu hundert Prozent –, und dafür möchte ich allen dort danken: Selina, Larry, Alison, Claire, Katrina, Diana, Janine, Nick, Elspeth, Sarah, Martin (und die Liste ist noch länger).

Jane Gregory ist meine Agentin und mein Fels, und wie kann man jemandem seine Dankbarkeit ausdrücken, der immer zur Stelle ist, wenn die Welt einzustürzen droht (was sie häufig tut, das können Sie mir glauben)? Das Gleiche

che gilt für alle in ihrem Team: Claire, Stephanie, Terry und Virginia.

Die folgenden Personen haben mir Einblicke in ihre Welt eröffnet, und ohne diese Einblicke hätte ich manchen Szenen nicht gerecht werden können: Alex »Billy« Hamilton hat mir eine Menge von dem erklärt, was die Superspürnasen mit der Telefonie anstellen, und Colonel Len Wassell, Deputy Provost Marshal der Royal Military Police, hat mir umfangreiche Einsichten in die Arbeit der Sonderermittler von der SIB eröffnet. Andere, die mir geholfen haben, waren Corporal Kirsten Gunn von der Fernmeldetruppe, der Rechtsmediziner Dr. Hugh White und Jeremy White. Ein kleiner Dank geht auch an die Green-and-Black-Bande, vor allem an Sarah und Michael, die mir erlaubt haben, den Namen Peppercorn Cottage zu borgen, und an Marc Birch, der mir all die grausigen Jagdhütergeschichten so genussvoll ausgemalt hat. Hazel Orme und Steve Bennett sind zwei Leute, die niemals Lob und Dank erwarten oder verlangen, aber unbedingt verdienen.

Eine große Bitte um Verzeihung richte ich an die Stadt Bath, mit deren Geografie ich böses Schindluder getrieben

habe, indem ich Hanging Hill und Freezing Hill miteinander verflochten habe. Bath, Du bist alt und weise, und ich glaube, Du wirst mir vergeben.

Vor allem geht ein dankbares Flüstern voller Zuneigung an meine Familie, meine unglaublichen, geduldigen Freunde und zuletzt, aber vor allem, an Bob Randall für seine unermüdliche Hilfe und Unterstützung und sein wundersames, unerklärliches Vertrauen in mich.